Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 51 (2008)

Jahrbuch des Oberaargaus 2008

Jahrbuch des Oberaargaus 2008

51. Jahrgang

Herausgeber:	Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
Umschlag:	Andres Meyer, Ohne Titel, 2008 (Ausschnitt), Steinfarben, Pigmente aus dem Napfgebiet
Geschäftsstelle:	Erwin Lüthi, 3360 Herzogenbuchsee
Druck:	Merkur Druck AG, Langenthal
Finanzielle Unterstützung:	Gemeinden des Oberaargaus, Peter R. Geiser, Langenthal

Ein aktualisiertes Sachverzeichnis sämtlicher Jahrbücher ist im Internet unter http://jahrbuch.oberaargau.ch zu finden oder kann bei der Geschäftsstelle zum Selbstkostenpreis bezogen werden.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
(Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee)

Gschichte us em Läbe vom Hans Lanz 9
(Senta Simon, Herzogenbuchsee)

Ich esse auf einem gedeckten Tisch, aus schönem Porzellan
und mit dem Besteck des Königs Kalakaua
Die Weltreisende Lina Bögli (1858–1941) 14
(Judith Arlt, Meldorf D)

Leben mit der Fotografie – leiden an der Fotografie
Der Langenthaler Fotograf Wilhelm Felber (1918–2007) 45
(Kathrin Holzer, Roggwil)

Drei Todesopfer und ein Wiedersehen
Der Hochwassersommer 2007 im Oberaargau 55
(Jürg Rettenmund, Huttwil)

Metamorphose im Schlamm
Menels Bilder auf Tauchstation 93
(Menel Rachdi, Huttwil)

Libellen im Oberaargau
Ein Beitrag zur Kenntnis der regionalen Fauna 109
(Ernst Grütter-Schneider, Roggwil)

Echinococcus multilocularis ante portas
Der gefährliche Fuchsbandwurm vor den Toren Langenthals 149
(Sarah Heldner, Langenthal)

Wegmarken an einem frühmittelalterlichen Gotthardweg?
Martinskirchen im Oberaargau 173
(Rolf Peter Tanner, Melchnau)

Eine «glückliche» Hinrichtung in Wangen am 12. November 1765 187
(Hans Locher, Seeberg)

Franzosen oder Gugler?
Zur Sage von der Herzogenbuchseeglocke 205
(Hans Balsiger, Herzogenbuchsee)

Ein «Lisi» zwischen Herzogenbuchsee und Zofingen?
Vor 100 Jahren: Die Projekte für schmalspurige Eisenbahnen
Langenthal–Herzogenbuchsee und Langenthal–Zofingen 213
(Paul F. Schneeberger, Luzern)

Ein Atomkraftwerk, das nicht gebaut wurde
Der Kampf gegen das AKW Graben 223
(Ruedi Bärtschi, Langenthal)

Ein gelungenes Beispiel bäuerlicher Selbsthilfe
Die Biofarm Genossenschaft Kleindietwil 258
Werner Scheidegger, Madiswil

Neuerscheinungen 278

Vorstand der Jahrbuch-Vereinigung 287

Vorwort

Das Buch, das Sie, liebe Leserin, lieber Leser, in den Händen halten, ist der 51. Band der Jahrbuchreihe. 1958 erschien das erste «Jahrbuch des Oberaargaus». Viele Personen waren in der Folge fürs Jahrbuch tätig. Das erste Redaktionsteam blieb während 25 Jahren fast unverändert, später gab es aber immer auch Wechsel in der Redaktion. Ein einziger war von Anfang an dabei und blieb es 50 Jahre lang: Valentin Binggeli. Nebst den Jahrbuch-Mitbegründern Karl Flatt und Robert Obrecht hat er das Jahrbuch am stärksten geprägt. Der Geograf, der Kenner und Liebhaber des Oberaargaus war ein steter Garant dafür, dass die Ideale der Jahrbuch-Gründer fortgesetzt, aber auch weiter entwickelt wurden. Im Sommer 2007, nach 50 Jahren Jahrbuchmitarbeit, entschloss sich Binggeli, aus der Redaktion auszutreten. In den letzten Jahren hatte er sich unter anderem, zusammen mit dem Redaktionsmitglied Daniel Schärer, um die Bildbeschaffung, Bildauswahl und Bildplatzierung gekümmert. Doch immer wieder, praktisch in jedem Band, waren auch Beiträge aus Binggelis Feder erschienen, geografische, heimatkundliche, literarische. Zuletzt schrieb er im Jubiläumsband 2007 über die Anfangsjahre des Jahrbuchs.

An der Vernissage des Jahrbuchs 2007 in der Alten Mühle Langenthal wurde nicht nur das Jubiläum des 50. Buches gefeiert, sondern auch Valentin Binggeli gedankt. Spontan wurde er zum Ehrenpräsidenten ernannt. Durch sein Ausscheiden ist in der Redaktion eine Lücke entstanden, er bleibt seinen Kollegen der Redaktion jedoch weiterhin freundschaftlich verbunden, bei Fragen steht er mit Rat und Tat bei.

Das Jahrbuch 2008 ist also der erste Band überhaupt, der ohne Redaktionsmitglied Valentin Binggeli entstanden ist. Ein Neuanfang ist es deswegen nicht. Das vorliegende Buch nimmt den Geist der Gründer-

väter, die Tradition aller vorangegangener Jahrbuch-Ausgaben auf und trägt sie weiter. Auch künftig wird es zwar Neuerungen geben, wie es sie schon in den vergangenen Jahren gab. Doch die Anliegen, welche die Macher des Jahrbuchs von Anfang an beseelten, bleiben bestehen: Das Buch soll einen vertieften Einblick in den Oberaargau geben, es soll kaum Bekanntes ins Bewusstsein bringen, es soll Landschaft, Menschen und Geschichte widerspiegeln und damit beitragen, die Kultur des Oberaargaus zu erhalten und zu entfalten.

Die inhaltlichen Schwerpunkte im Jahrbuch 2008 liegen für einmal hauptsächlich bei Ereignissen aus neuerer und neuster Zeit. Zum einen sind es die Vorkommnisse rund um das einst geplante, aber nie gebaute Atomkraftwerk Graben. Der Langenthaler Redaktor Ruedi Bärtschi hat die dreissig Jahre von 1966 bis 1996, während denen das AKW Graben ein wichtiges Thema war, umfassend dargestellt: von den ersten Ideen über die fortschreitende Planung sowie den Kampf der AKW-Gegner bis hin zur Aufgabe des Projekts. Den zweiten, grösseren Schwerpunkt bildet der Unwetter-Sommer 2007, der im Oberaargau vielerorts immense Schäden, ja Verwüstung und Tod hinterliess. Jürg Rettenmund, Huttwil, Präsident der Jahrbuchredaktion, berichtet in seinem Beitrag eindrücklich von den Hochwassern und deren Folgen. Und in einem Portfolio hat der Huttwiler Künstler Menel Rachdi die Zerstörung, die er und seine Familie damals hinnehmen mussten, in Bild und Text verarbeitet. In einem weiteren Beitrag befasst sich Ernst Grütter aus Roggwil mit den Libellen im Oberaargau. Daneben runden spannende, eindrückliche und unterhaltende Artikel aus verschiedensten Gebieten das Buch ab.

Herzogenbuchsee, im September 2008 Herbert Rentsch

Redaktion

Jürg Rettenmund, Huttwil, Präsident
Martin Fischer, Herzogenbuchsee
Christian Gnägi, Herzogenbuchsee
Simon Kuert, Langenthal
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee
Ueli Reinmann, Thunstetten
Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee
Fredi Salvisberg, Derendingen
Renate Wüthrich, Langenthal

Gschichte usem Läbe vom Hans Lanz

Senta Simon

Z guet gmeint

I däm Schorer-Dörfli het's äben auergattig gha: Buurli und Buure. Aber die, wo büürlet hei, die hei mängisch numen echly Hüener gha, angeri hei no e Chue gha oder zwöi Chueli, dasch aus gsi. Immerhin hei mer de no Originau gha und do isch ömu der Beck drunger gsi.
Dä Jordi-Beck isch aube mitem Gras-Chaare i ds Hopferefäud use und het dert graset. Är het der Chaare gäng säuber zoge. Wenn er vou isch gsi, het er no d Sägessen ygschteckt, der Rächen und d Gable ou drufto und isch so gäge hei.
Düre Zäuglirein uf gägem Schorehoger, wo's am schtotzigschte isch gsi, het er dä Chaare ou no gschrisse. Mängisch het er müesse warte, bisim öpper echly ghuuffe het und sie ne zsäme uechebrocht hei. Wenn sie zoberischt uf em Hoger si gsi, wo's nächär gar nüt meh schtotzig isch gange, im Gägetöu, vüunen Orte grad äbe, het er de der Gras-Chaare lo schto und gseit: «So, vo do a sött sie ne jez de möge!» Isch hei, het d Chue greicht und de het die der Chaare no die churzi Strecki chönne zieh. Sie het wenigschtens no chly a die früschi Luft chönne.
Das isch ou öppis, wo me hütt nümme gseht. Es gränzt nid a Tierschutz, aber dä Jordi-Beck het eifach nid wöue, dass sys Chueli bös het.

Mitem Götti

Dä Götti het's an- und fürsich eifach guet gmeint mit de Ching. Schtöuit nech vor, är isch a achtedryssg Ching Götti gsi im Dörfli! Är het im ganz' Dörfli nume no Götti gheisse, das isch sy Name gsi. Du het är mi einisch,

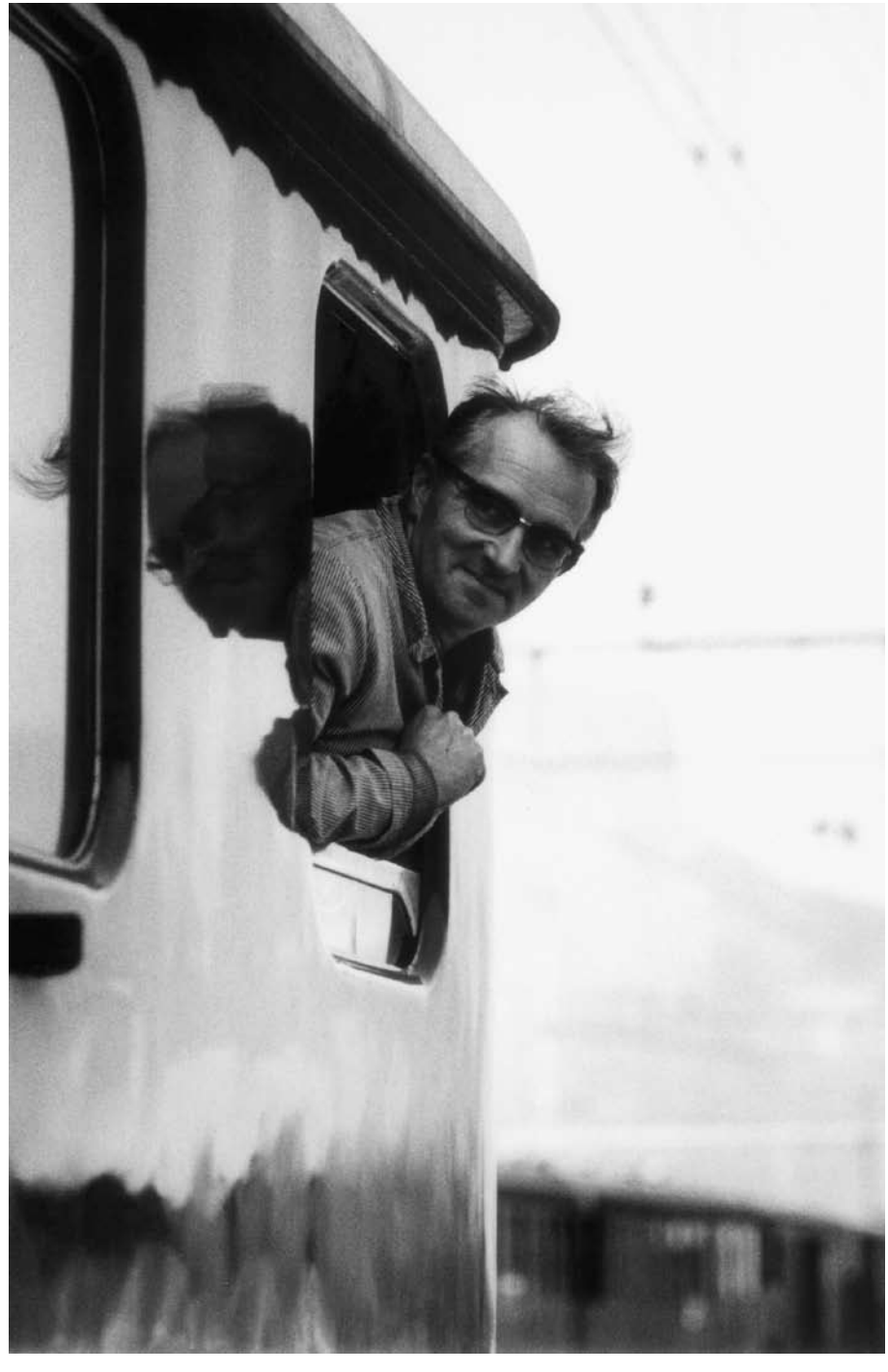
i bi denn sächsjährig gsi, het är mi am Arm gno, i bi no nid i d Schueu, klar. Er het mi am Ärmli gno am Sundi am Morge und het gseit: «Du Hansi chumm einisch, mir gö einisch i d Matten abe.» Mir si abeglüffe, gäge de Wässermatte zue. Aber nid gäge die, wo üs ghört het, sondern ähnenoche. Dert han i gwüsst, dass dert der Güuebach isch und dass me jo mues ufpasse, wüu das isch ganz, ganz dräckig gsi. Und zu däm Güuebach isch är denn mit mir. Er het mer gseit: «So Hansi, lueg jez do. Do louft jez der Mischt vo ganz Langetu do i dä Güuebach und dä Güuebach mues jez mit däm Züüg fertig wärde.» Äs het gschtunke, isch e Souerei gsi, mir het's gruuset.

Götti seit mer: «Lueg jez do die Made, gsehsch do, vo der Bschüttiflöige. Das si die Made mit dene Ratteschwänz, wenn de die do si, de isch es de nume no Dräck, de isch's de Mischt. Jez mues das dohie dür das Wässerli ablouffe, über d Schteine.» Wyterunge het er Auge gseh, het er mer gseit: «Lueg die Auge!» het mer Lämmerschwanzbakterie zeigt, das si die Schwänz, wo im Wasser so hin- und härfahre, eifach wie Schofschwänz fasch gar. Nächär het er mer gäng gseit: «Lueg jeze, jez wird ds Wasser scho chly süberer, jez wird's besser.» Är het mer das aus erklärt, het mer zeigt wie plötzlech d Flöige cho si, nächär d Tubifex, das si die rote Würmli im Wasser, das aus het är mir gschüuderet. Mir gö wyterabe, und wyterunge het er du gseit: «Und lueg jez do, lueg jeze! Jez chöme scho die erschte Köcherflöigelarve, dasch es Zeiche, dass ds Wasser suber worden isch. Wüu Erle dranne wachse, wüu Ösche dranne wachse und wüu ds Wasser über Schteine louft. D Bakterie, das si ganz, ganz chlyni Tierli,» het är mir denn gseit, «die tüe das Züüg däwä guet abboue und sübere. Wüu üsi Natur wünscht eifach nüt, wo irgendwie e Souerei isch, sie tuet aus gäng wider i d Ornig.»

I bi jung gsi, i bi näbem Götti glüffe. Mir si nitzi glüffe und plötzlech seit er: «Lueg jez do! Do chunnt jez scho ds erschte Brunnechressepflänzli! Und wo Brunnechressech isch, isch ds Wasser suber. Jez louffe mer öppe no hundert Meter wyter abe.» Das si mer glüffe, guet hundert Meter, und nächär het er mer gseit: «So, lueg jez do, wettige Huuffe Brunnechressech! Und jez isch das Wasser suber und jez trinke mer vo däm Wasser, wo obenoche Bschütti gsi isch!» Isch abeknöilet, het mit der Hang e Schale gmacht und het drus trunke, öppe drümou. Derno seit er: «Wosch ou e Schluck?» Du han i gseit: «Uh nei, mir gruuset's!» Seit er: «Muesch nid näh.» Ou do, är het nie irgendwie Pädagogik oder

Zeichnung Peter Streit

Als «eifach u bescheide» charakterisiert die Buchser Mundartschriftstellerin Senta Simon (geb. 1915) ihren Schulkameraden Hans Lanz aus der Sek Langenthal. «Vom glyche Schrot u Chorn» seien auch die Erinnerungen und Erfahrungen, von denen er erzählte. Hans Lanz (1915–1992) wuchs in Schoren in der Familie eines Gemeindeangestellten und Kleinbauern auf. Von früher Jugend an interessierte ihn die Natur, und autodidaktisch wurde er vor allem zu einem grossen Kenner der Vogelwelt. Bereits in Langenthal kämpfte er während des Zweiten Weltkrieges gegen die Rodung des von seltenen Pflanzen- und Tierarten belebten Entenmooses – allerdings vergeblich. Verschiedene Beiträge in den «Langenthaler Heimatblättern» dokumentieren noch heute seine Beobachtungen und Kenntnisse: «Entenmoos», «Die Vogelwelt der Wässermatten», «Die Vogelwelt unseres Friedhofs», «Die Alpensegler im Dorfzentrum», «Der Kuckuck – ein Sonderling unter den Brutvögeln» und «Der Schorenweiher».
Seinen Berufswunsch Tierarzt konnte sich Hans Lanz nicht erfüllen. Gemäss den Vorstellungen seines Vaters lernte er Mechaniker und fand nach Wanderjahren eine Stelle als Lokomotivheizer, später dann Lokomotivführer, bei den SBB. Mit der Zeit wurde er vor allem auf der Brünigbahn eingesetzt und liess sich schliesslich 1944 in Meiringen nieder. Aus seiner bedeutenden ornithologischen Sammlung entstand 1983 die Naturkundliche Sammlung Oberhasli in Meiringen.



Psychologie gschtudiert, är het's eifach gwüsst. Do het er mer nume gseit: «Du muesch nid trinke, wenn nid wosch. Aber du hesch jez gseh, wie das Wasser wider suber wird und i nime jez none Schluck für di.» Het ne gno und das Wasserproblem, wie ds Wasser säuber wider sech suber macht, isch glöst gsi.
I ha du der Götti schpäter einisch gfrogt: «Jäh du, isch de das gäng eso?» Do seit er mer du: «Nei, wenn de ds Wasser überlaschtet isch, wenn mer de nume no schlächts Wasser hei, de chunnt's de nümm guet. Aber denn höre mer de uf Wasser trinke und vilicht sogar Wasser choche.»

Simpli Lösig

Es isch amene schöne Sundimorge gsi Ändi Mei, vor mängem Johrzähnt. I bi denn no z Langetu deheime gsi. So han i ds Velo vüregno, es isch no feischter gsi, und pedale gäge Burgäschisee. I ha Fröid gha a däm schöne Morge und nüt Böses dänkt.
Dert i däm Ouewäudli han i mi schtüugha. D Sunne het gly afoh heiter gä und i bi ufeme Schtock abghocket. Es het mi düecht, do sött's doch Pirole ha. Der Pirou isch gärn im Ouewaud und mi cha dä guet lööke, wemen ihm tuet pfyfe wien är pfyft. Und i ha pfiffe: «Düdlüoh, düdlüoh …»
Prompt het eine vo ähnenoche vom See Bscheid gä. Do han i gwüsst, dä chunnt de übere. Die cha me so i d Sätz bringe, dass sie de eim scho etgäge chöme. Mi bringt se mängisch uf sächs, sibe Meter zu eim zueche, weme sich schön schtüu het.
I ha wyter pfiffe, der Anger het gantwortet, aber isch nid cho. Das isch lang gange. Nacherene guete Schtung isch der Ähner plötzlech närvös worde und het afe gmacht: «Düdlüoh, rrrrr …» Do han i dänkt: «Aha! Jez wird er buechig, jez muesch ou!» I ha ou gmacht: «Rrrrr …» Är isch glych nid cho. Es isch du bau gäge zwo Schtung gange und i ha dänkt: «So blos mer doch!» und hane lo si und bi gange.
Am Obe gohn i zum Gottfried Blatti, zu mym grosse Lehrmeischter uf Ornithologie, und ha's däm klagt. I hanim gseit: «Du Gopfrid, i weis eifach nid, was i für ne Fähler gmacht ha. I ha dä Morge am Burgäschisee e Pirou gha und dä hätt i wöue lööke und dä isch nid cho. I ha doch

eso schön pfiffe, es het mi düecht, es syg i der Ornig. Gäng han i pfiffe: Düdlüoh, düdlüoh …» Do het er gseit: «Jo, do hesch du ke Fähler gmacht, do hesch du scho rächt pfiffe. Aber weisch, das cha aubeneinisch vorcho, dasch mir dä Morge ou passiert und ou am Burgäschisee!»

Aus: Senta Simon: Apartigi Choscht. Erläbtnigs vom Hans Lanz. Merkur Druck AG, Langenthal, 1985

«Ich esse auf einem gedeckten Tisch, aus schönem Porzellan und mit dem Besteck des Königs Kalakaua»

Die Weltreisende Lina Bögli (1858–1941)

Judith Arlt

Lina Bögli war die erste Schweizer Reiseschriftstellerin. Sie unternahm zwei grosse Reisen. Und sie schrieb zwei Bücher. Über jede Reise eines. Von 1892 bis 1902 umrundete sie die Welt. Allein und mittellos. Als bereits nicht mehr ganz junge Frau, im Alter von 34 Jahren, brach sie auf. Fuhr mit dem Dampfer Ballaarat von Brindisi nach Australien. Kam in Sydney an und hatte noch 5 Pfund in der Tasche. Musste umgehend eine Stelle finden. Reiste später weiter über Neuseeland, die Samoa-Inseln, Hawaii, nach Kalifornien, Amerika und Kanada. Sie musste immer arbeiten, um leben zu können und vorwärts zu kommen. Sie war diplomierte Lehrerin, erteilte Sprachunterricht, hielt Vorträge über deutsche und französische Literatur. Den beruflichen Höhepunkt erreichte sie in Honolulu 1897: Der hawaiische Erziehungsminister ernannte sie zur ersten Lehrerin für moderne Sprachen am einzigen Gymnasium der ganzen Inselgruppe. In ihrem Reisebericht, den sie nach der Rückkehr als Briefroman an ihre Freundin Elisabeth gestaltete, lesen wir: *Wenn du also in Zukunft besonders ehrerbietig von mir sprechen willst, so nenne mich: «Die Mutter der deutschen und französischen Sprache in der hawaiischen Republik»*.[1]

Die zweite Reise begann im Herbst 1910. Die 52-jährige Lina Bögli reiste mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Asien. Sie verbrachte zwei Jahre in Tokio und eines in Nanjing in China. Sie arbeitete wieder als Privatlehrerin und Erzieherin, daneben schrieb sie Korrespondenzen für verschiedene Schweizer Zeitungen.[2] 1913 bot man ihr in Nanjing einen Lehrstuhl für deutsche und französische Sprache an der ersten chinesischen Frauenuniversität an. Sie zögerte, lehnte aber schliesslich ab. Was 1897 auf Hawaii Anlass für Stolz und kreative Ironie gab, war

Lina Bögli im Eckzimmer im «Kreuz», Herzogenbuchsee ca. 1917. Fotos aus dem Archiv der Verfasserin.

1913 in Nanjing Grund zur Resignation: «Interessant wäre es ja schon (…) aber ich frage mich, ob es das Opfer, das ich bringen müsste, indem ich meine Heimreise um Jahre verschiebe, wert wäre. Ich glaube nicht.»[3]

Lina Bögli kehrte im Frühjahr 1914 in die Schweiz zurück mit der festen Absicht, sich in Zukunft nicht mehr «weit über die Landesgrenzen hinauszuwagen».[4] Es war eine Rückkehr nach fast vier Jahrzehnten. Sie hatte seit ihrem siebzehnten Lebensjahr im Ausland gearbeitet. Sie war 56 Jahre alt, als sie im «Kreuz» in Herzogenbuchsee das Eckzimmer im zweiten Stock mietete. Das «Kreuz», das erste alkoholfreie Gasthaus der Schweiz, wurde vom Frauenverein Herzogenbuchsee unter Amélie Moser gegründet und diente nur in wenigen Fällen als Altersheim, hauptsächlich aber als Arbeiterinnenheim und Haushaltschule für Töchter. Lina Bögli wohnte 27 Jahre im «Kreuz». Erteilte Privatunterricht. War Vortragsreisende und prägte das Bild Ozeaniens und Asiens in der Schweiz vor dem Zweiten Weltkrieg entscheidend mit. Sie hatte keine Familie, zu der sie hätte zurückkehren wollen. Ihre einzige leibliche Schwester lebte in Deutschland. Ihre drei Halbbrüder waren sehr viel älter oder bereits verstorben. Deren Nachkommen, ihre zahlreichen Nichten und Neffen, hatten eigene Familien. Lina Bögli wollte nieman-

Lina Bögli 1892 in Krakau, vor dem Aufbruch auf die Weltreise

dem zur Last fallen. Sie hatte genug Geld gespart und es so günstig angelegt, dass sie sich in der Schweiz ein unabhängiges Leben in einem eigenen Zimmer leisten konnte.

Wer war Lina Bögli?

Eigentlich hatte ich eine einsame und freudlose Jugend. Doch hat sie mir der liebe Gott gewiss zur Erziehung so gemacht, denn die einsame und freudlose Jugend hat mich vortrefflich auf das einsame Herumwandern in der Welt und auf die vielen Entbehrungen aller Art, die ich dabei mir auferlegen musste, vorbereitet.[5]

Lina Bögli stammte aus sehr armen Verhältnissen. Sie wurde am 15. April 1858 als jüngste Tochter aus zweiter Ehe des Kleinlandwirts Ulrich Bögli mit Elisabeth Graber im «Boden», in einem einfachen Bauernhaus in Oschwand geboren. Herzogenbuchsee, das nächstgelegene Zentrum, entwickelt sich während Lina Böglis Jugend zu einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt. Die Bahnanschlüsse nach Olten, Bern und Solothurn bedeuteten in der Vorstellung der Menschen von damals die Verbindung fast zur ganzen Welt.

Lina Bögli war Autodidaktin. Mit zwölf Jahren wurde sie aus der Schule genommen und für ein Jahr als Kindermädchen zu einer Bauernfamilie in den Jura geschickt. Um den elterlichen Haushalt zu entlasten und nebenbei Französisch zu lernen. Gelernt habe sie dort nichts als ein «Brunnenfranzösisch», erinnerte sie sich später. *Ich erhielt mehr Schläge als Unterricht, denn nur höchst selten wurde ich in die Schule geschickt, weil man mich zu Hause nötig hatte.*[6] Schon damals verfügte sie über die, wie sie es nannte, «sonderbare Gabe, Kinder in Ordnung» zu halten.[7] Als sie nach Oschwand zurückkehrte, hatte sie ihr Schuldeutsch vergessen und wurde nicht in die nächste Klasse versetzt.

Laut Geburtenregister kam sie am 15. April auf die Welt. Bis 1905 – 47 Jahre lang, mehr als die Hälfte ihres Lebens – feierte Lina Bögli ihren Geburtstag am 7. April. Erst als sie 1905 einen neuen Pass brauchte, um aus dem damals unter russischer Verwaltung stehenden Warschau nach Krakau zu reisen, wurde das Datum von offizieller Seite berichtigt. In Warschau hatte sie ein Jahr lang als Gesellschafterin der verwöhnten Tochter eines Kammerherrn des letzten Zaren gearbeitet und die poli-

Boden, Oschwand, das Geburtshaus von Lina Bögli, um 1930

tischen Unruhen im vorrevolutionären Russland hautnah miterlebt.[8] *Ich musste, abgesehen von den vielen grösseren und kleineren Trinkgeldern, die man da zahlen muss, auch noch fünf Rubel Kriegstaxe bezahlen. Wann wird wohl dieses langweilige Passportgeschäft abgeschafft werden? Eine ganze Woche brauchte es, bis mein Passport in Ordnung war, und das noch mit Hilfe des Herrn S., welchen man in seiner Kapazität als kaiserlicher Kammerherr nirgends länger als absolut nötig warten lässt.*[9] Im Jahr darauf notierte sie: *Bisher habe ich diesen Tag als meinen Geburtstag gefeiert, doch entdeckte ich letzten Sommer, dass ich nicht am 7. sondern am 15. geboren bin.*[10] Die Wehmut um den verlorenen Geburtstag begleitete sie noch lange. Zehn Jahre später war sie immer noch verblüfft: *Diesen Nachmittag hatte ich die Amslerjugend zum Tee. (…) Dabei wusste ich gar nicht, dass ich die Teegesellschaft an meinem Geburtstag hielt, bis sie es mir mit Überreichung von Schokolade und Blumen sagten. Dieser 15. ist mir eben als Geburtstag zu neu, nachdem ich mein ganzes Leben den 7. für meinen Geburtstag gehalten hatte. Ich bin doch neugierig, wie ich auf diesen 7. kam und ob im Kirchenregister nicht der richtige Tag steht. Vielleicht hat mich Vater den Landesbehören erst am 15. angezeigt, nachdem ich am 7. geboren [war]. Zu jener Zeit nahm man jedenfalls die Sache nicht so genau.*[11]

Seit frühester Kindheit wollte sie Lehrerin zu werden. Dies war für eine Bauerntochter damals keine utopische Vorstellung mehr. Das erste staatliche Lehrerinnenseminar der Schweiz wurde 1838 in Niederbipp eröffnet. Vater Bögli willigte aber der Kosten wegen nicht ein. Die Mutter war früh gestorben. Und die junge Lina begriff schnell, dass sie die Schweiz verlassen musste, wenn sie ihr Leben nicht als Bauernmagd verbringen wollte. Ihre erste Anstellung im Ausland fand sie mit 17 Jahren bei einer wohlhabenden Schweizer Familie in Neapel. Dort wurde sie in den feinen Haushalt eingeführt und durfte in der Freizeit Bücher aus der Familienbibliothek lesen. *Ich glaube, mein Deutsch habe ich dort gelernt,*[12] gestand sie später. Aber wer denkt, dass Lina Bögli ihren Wissensdurst nur mit hoher Literatur stillte, irrt. Sie war ein normales, neugieriges und fröhliches Mädchen. Während ihrer Weltreise, nach der Besteigung des Haleakala-Kraters auf der Insel Maui, erinnert sie sich im Tagebuch an einen Ausflug ins Cilento bei Neapel: *Es ist angenehm zu denken, dass ich noch immer die Kraft habe, Expeditionen zu unternehmen, vor denen andere zurückschrecken, und dass ich heute noch so stark bin wie im Alter von 19 Jahren, als ich mit einer Gesellschaft die «Stella» bestiegen. Wie lange ist das her! Und wo mögen sie wohl alle sein, die damals dabei waren. Es waren Clara Stiefenhofer, Paulina Moser, Babetta something, eine Schaffhauserin, an deren Persönlichkeit ich mich ganz gut erinnere, aber nicht ihres Mannes. Ein junger Leipziger, dessen Manieren ich auch vergessen, obwohl seine Mutter eine Gräfin gewesen sein soll, und, was das vergessen noch unmöglicher machen sollte, er mir einstens, hauptsächlich bei unserer Stellatour sehr den Hof machte, was ich so wenig zu würdigen wusste. Damals war mein Kopf voller Romanhelden, Clara, Paulina und ich hatten gerade die Wirrnisse der Tuillerie und des Hofes zu Madrid gelesen und schwärmten so für einen Claude und eine Olga, dass wir ihre Namen beim herunter steigen von der Stella in die Klüfte hinein riefen, um das Echo zu hören! Oh, wie weit sind solche Sachen hinter mir!*[13]

Drei Jahre blieb Lina Bögli in Neapel, danach fand sie eine Stelle in Galizien, im damals österreichischen Teil Südostpolens, in der Nähe von Krakau. Die gräfliche Familie von Sczaniecki in Kwiatonowice suchte für ihre Kinder eine «Bonne», eine Erzieherin und Fremdsprachenlehrerin. Die Sczanieckis stammten eigentlich aus Kongresspolen, dem früheren Kö-

nigreich Polen, das aufgrund der polnischen Teilungen nun «auf ewige Zeiten» zu Russland gehörte. Kazimierz von Sczaniecki, der spätere Gutsherr von Kwiatonowice, hatte in Breslau, Berlin und Greifswald Jura studiert und Reisen nach Westeuropa unternommen. 1861 promovierte er in Leipzig mit einer Doktorarbeit über Rechtsbeugung zur Zeit der polnischen Teilungen. In Krakau spezialisierte er sich daraufhin auf österreichisches Recht und bereitete seine Habilitation vor. Die sich anbahnende wissenschaftliche Karriere wurde jedoch durch den Januaraufstand der Polen von 1863 jäh abgebrochen. Der patriotische Kazimierz von Sczaniecki unterstützte die Aufständischen und organisierte Waffen- und Munitionslieferungen aus Berlin. Die österreichische Polizei verhaftete ihn und steckte ihn in Krakau ins Gefängnis. Nachdem er gegen eine Kaution und unter der Bedingung, Österreich zu verlassen, freigekommen war, floh er nach Paris, um mit gefälschten Papieren, als Engländerin Agnes Eckart und in entsprechender weiblicher Verkleidung mit Damenhut und Perücke umgehend zurückzukehren. Er organisierte an der Küste die kaschubischen Aufständischen, die zum Kampf nach Warschau vorstiessen. Nach der Niederschlagung des Aufstandes im Frühjahr 1864 wurde Sczaniecki erneut des Landes verwiesen. Diesmal verbrachte er vier Jahre in der Emigration in der Schweiz bei einer Familie Bögli. Nach seiner Rückkehr erhielt er dank der Fürsprache von Freunden die österreichische Staatsangehörigkeit und konnte sich in Galizien niederlassen. Er heiratete Aleksandra Günther, die Tochter einer einflussreichen, aus Deutschland abstammenden Familie,[14] und kaufte das Landgut Kwiatonowice.

Die Sczanieckis wählten also im Jahr 1878 aus über hundert Kandidatinnen vor allem des Namens und der Nationalität wegen Lina Bögli aus. Kazimierz von Sczaniecki war nun Marschall des Kreises Gorlice und arbeitete als Anwalt und Richter. Seine Frau Aleksandra hatte vier Kinder, drei Töchter (Maria, Zofia, Krystyna) und einen Sohn (Stefan) geboren.

Diese sehr subjektive Entscheidung erwies sich als Glücksfall für beide Seiten. Trotz ständischer Unterschiede entstand aus dem Arbeitsverhältnis eine enge, lebenslange freundschaftliche Beziehung in gegenseitiger Achtung. Lina Bögli fand in der gräflichen Familie ihre «geistigen Eltern»,[15] sie wurde in die Gespräche bei Tisch miteinbezogen, durfte den Vorträgen des Hausherrn über Literatur und Kunstgeschichte zuhören und wurde von Frau Sczaniecka in französischer Grammatik unterrich-

tet. Mit den Kindern sprach Lina Bögli Deutsch und Französisch. Nach acht Jahren kehrte sie in die Schweiz zurück, um an der Ecole supérieure in Neuchâtel einen zweijährigen Lehrgang zu absolvieren. Sie hatte 1200 Franken gespart, und dieser Betrag musste reichen für Schulgeld, ein kleines Zimmer und alle weiteren Ausgaben. Als weitaus älteste Schülerin bestand sie 1888 das Fachexamen und erlangte das Lehrerinnendiplom. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in England, wo sie Schülerinnen eines Ladies College auf das Examen an der Universität Oxford vorbereitete, kehrte sie nach Kwiatonowice zurück und unterrichtete die Sczaniecki-Kinder nun auch in Englisch. Die Investition ihrer ersten Ersparnisse hatte sich gelohnt, Lina Böglis Selbstbewusstsein war gestärkt. Sie wurde als erfahrene Fremdsprachenlehrerin und Erzieherin hoch geschätzt.

Jerzy Sczaniecki, der 1904 geborene Sohn von Lina Böglis Zögling Stefan, schreibt in seinen Memoiren: *Ich kann mich an Frau Lina nicht erinnern, wohl aber an ihr Zimmer, in dem sie immer wohnte, wenn sie in Kwiatonowice zu Besuch war. Es war voll von chinesischen, japanischen und anderen Reiseandenken. Wir sind, so scherzten wir immer, unter dem Fudschijama aufgewachsen, einem gestickten Wandteppich mit dem Heiligen Berg. Ich erinnere mich auch an einen Ärmel eines Mandarins und eine Brosche, oder eher eine Gürtelschnalle mit dem Wappen der kaiserlichen Familie Mikado, und an einige Fotografien von Frau Lina, einer kleinen, schlanken Person, die in all den Jahren kein Wort Polnisch gelernt hatte. Angeblich konnte sie nur sagen: «dajesz wody» – schenk Wasser ein.*[16]

Warum reiste Lina Bögli allein um die Welt?

Ist es aber auch ein Wunder, wenn mich dieser Tod ergreift, der Tod des einzigen Mannes, den ich je geliebt, den ich aus lauter Liebe nicht heiraten wollte, um seine Karriere nicht zu zerstören, der sozusagen mein Schicksal wurde, weil ich, ohne ihn gekannt und geliebt zu haben, nie an eine Weltreise gedacht hätte, da ich ja nur fort ging, um mich vor ihm und mir selber zu flüchten.[17]
Im Briefroman «Vorwärts», dem Bericht von der zehnjährigen Weltreise,

Kwiatonowice, um 1890, Lina Bögli sitzt wahrscheinlich in der Mitte

nennt die Briefschreiberin als Grund für ihren Aufbruch die Einsicht, «dass das Leben oft furchtbar leer und farblos sei» bzw. eine «Fügung des Schicksals».[18] Dass sich dahinter eine leidenschaftliche Liebesgeschichte verbirgt, gibt der Briefroman mit keinem Wort zu erkennen. Die literarische Figur, die Briefe an eine Freundin in der Schweiz schreibt, wirkt selbständig, souverän und stark, in keiner Weise emotional an einen Mann gebunden. Heimwehanfälle erfassen sie unterwegs pauschal, sie sehnt sich nach einer vertrauten Umgebung, nach lieben Freunden. Jerzy Sczaniecki behauptet jedoch in seinen Erinnerungen, Lina Bögli sei «dem Rat meines Grossvaters», also Kazimierz von Sczanieckis, gefolgt.[19] Tagebücher von Lina Bögli aus jenen Jahren existieren nicht. Die Argumentation Jerzy Sczanieckis überzeugt insofern, als Lina Bögli eines Tages in Kwiatonowice nichts mehr zu tun hatte und nach Krakau zog, um sich dort eine neue Stelle zu suchen. Frau Sczaniecka lebte seit Beginn der 1890er Jahre mit den Kindern in Krakau. Der jüngste, Stefan, besuchte das Sobieski-Gymnasium, Zofia und Krystyna die Schule der Ursulinerinnen. Die älteste, die künstlerisch begabte Ma-

ria, belegte Kurse am Baranäum, einer Art Kunstgewerbeschule für Frauen, und liess sich zur Bildhauerin ausbilden. Tagebucheinträge aus späteren Jahren geben spärliche Hinweise auf eine ungewöhnlich heftige Liebesgeschichte zwischen Lina Bögli und einem polnischen Offizier, die im Februar 1892 ihren Anfang nahm und bereits nach fünf Monaten, mit dem Entschluss zur Weltreise am 2. Juli, endgültig aber mit der Abreise aus Krakau am 12. Juli zu Ende ging. Lina Bögli kehrte auf den Tag genau zehn Jahre später nach Krakau zurück. Besagter Offizier, «mit dem sie gemäss Verabredung in diesen zehn Jahren nie in schriftlichem Verkehr gestanden hatte»[20], erwartete sie in Zivil am Bahnhof und wiederholte seinen Heiratsantrag. Lina Bögli schlug ihn abermals aus.

Der berufliche Weg führte Lina Bögli, nachdem sie in Kwiatonowice ihren Briefroman «Vorwärts» zuerst in englischer, dann in deutscher Sprache verfasst hatte, zu Beginn des Jahres 1904 quer durch Europa. Sie begleitete amerikanische Freunde mit dem Automobil.[21] Von Frühjahr 1904 bis Sommer 1905 stand sie im Dienst des Kaiserlichen Kammerherrn Skarżyński in Warschau. Anfang Juli kehrte sie nach Krakau zurück: *Wie glücklich ich bin, Russland endlich den Rücken gekehrt zu haben, und in meinem lieben Krakau zu sein! Und doch überkommt mich jedesmal eine sentimentale Traurigkeit, wenn ich mich dieser Stadt nähere, wo ich die tiefste Episode, ja die einzige tiefe Episode meines Lebens gelebt habe.*[22] Sie verbrachte anschliessend nur gerade zehn Tage in Kwiatonowice, bevor man sie nach Paris rief, wo im Hotel Ritz ein amerikanisches Ehepaar wartete, mit dem sie, wieder im Auto, Europa bereisen sollte. Vom 1. November 1905 bis Ende Juni 1907 arbeitete Lina Bögli in Krakau als Gesellschafterin der verwaisten Bankierstochter Numa Epstein;[23] an den Nachmittagen erteilte sie Englischunterricht in der Privatschule von Frau Tschopka. Im Sommer 1907 verliess sie Krakau für immer: *Heute reise ich also ab und vielleicht ist dies mein letzter Tag in Krakau, wenn ich nämlich die Stelle in Friedrichshafen annehme oder erhalte.*[24] Ab Herbst 1907 unterrichtete Lina Bögli Französisch am Königlichen Paulinenstift in Friedrichshafen am Bodensee. Nach der Verstaatlichung dieser Schule im Jahre 1910 wurde ihr Schweizer Lehrerinnendiplom nicht mehr anerkannt. Lina Bögli sah sich gezwungen, eine neue Arbeit zu suchen. Ausserdem warteten Leser in der

Lina Bögli im Autofahrkostüm, 1904, Scheidegg, Herzogenbuchsee

ganzen Welt nach der Lektüre von «Vorwärts» auf eine Fortsetzung. Lina Bögli wusste, dass sie an einem Ort weilend und arbeitend, nichts zu beschreiben hatte. *Das Leben einer Institutslehrerin ist so eintönig, dass ich darüber absolut nichts Neues zu sagen wüsste. Wohl habe ich während der drei Jahre meines Aufenthaltes am schönen Bodensee ein epochemachendes Ereignis mit durchlebt, die ersten Aufflüge der Zeppelinluftschiffe; aber dieses zu beschreiben, dazu waren würdigere Federn da als die meine.*[25] Sie beschloss, nochmals auf eine Reise aufzubrechen. Diesmal für drei Jahre nach Asien.

Krakau oder die Liebe zu B. – der letzte und der erste Tag

Besuchte in Krakau Kortka-Slapa, wo ich vernahm, dass B. mit einer Münchnerin verheiratet ist und jetzt Kommandant in Tarnów ist. Er hat also Karriere gemacht.[26]

Der 29. Juni 1907 war nicht Lina Böglis letzter Tag in Krakau. Aber sie kehrte nie wieder für längere Zeit in diese Stadt zurück. Im September 1913, nach ihrer Asienreise, auf dem Weg zu Krystyna Sczaniecka nach Moszczenica, weilte Lina Bögli auf der Durchreise kurz in Krakau. Und dann am 17. März 1914 noch ein allerletztes Mal, auf der Rückreise, auf dem endgültigen Weg nach Hause, ins Eckzimmer im «Kreuz» in Herzogenbuchsee. «B.», der polnische Offizier im Dienste des österreichischen Kaisers, geistert über zwei Jahrzehnte verkürzt, verkleinert und anonymisiert als Initiale durch Lina Böglis Tagebücher. In beiden Reiseberichten ist ihm kein einziges Wort gewidmet. Am 1. Oktober 1914 trifft im «Kreuz» Post von Mimi, der jüngsten Sczaniecki-Tochter Krystyna, ein: *Erhielt von Mimi aus Pardubice in Böhmen, wohin sich die ganze Familie geflüchtet hat, eine Karte, von der die Schlussworte waren: Bijak lebt nicht mehr, er ist den Heldentod gestorben.*[27] Mimi ist es zu verdanken, dass wir den Namen des Mannes kennen. Lina Bögli hat ihn selbst nie über die Lippen, nie aufs Papier gebracht. Sie pflegte, was ihr wichtig erschien aus ihrer umfangreichen Korrespondenz, jeweils im Tagebuch wörtlich wiederzugeben. Ein über Jahrzehnte erprobtes Prozedere. Im Zitat fällt also der Name *des einzigen Mannes, den ich je geliebt*. Endlich, nach 22 Jahren!

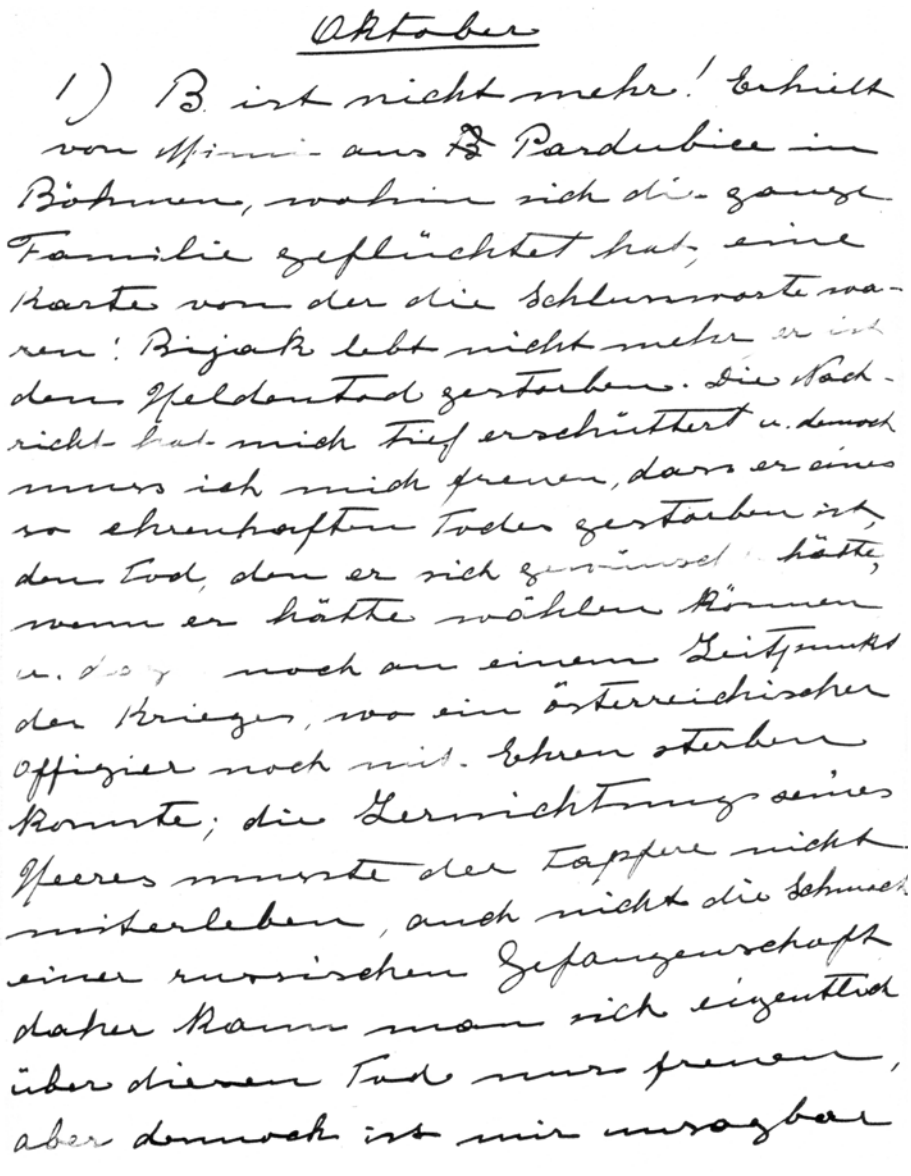
Und nach weiteren 85 Jahren schritt ich ein. Ich steckte in den Vorberei-

Numa Epstein und Lina Bögli, Krakau 1906

tungen meines Referats für eine literaturwissenschaftliche Konferenz zum Thema «Der Mensch unterwegs» in Bydgoszcz, Polen. Ich hatte die Idee, Lina Bögli, von der ich aus «Talofa» nur so viel wusste, dass ihre Weltreise in Krakau begann und endete, sozusagen in die Hände der Polen zurückzulegen. Glücklich über den Namensfund im Tagebuch von 1914[28] richtete ich meine Anfrage an das Österreichische Kriegsarchiv in Wien. Liess Bijak suchen. Umgehend wurde mir mitgeteilt, dass ein «1914 gefallener Offizier namens Bijak nicht nachgewiesen werden konnte». Hingegen fand sich in den Akten ein «am 14. September 1860 geborener Offizier Juljus Bijak. Er war geboren in Biadolin/Galizien, das Heimatrecht besass er in Wadowice/Galizien. Allerdings ist dieser Offzier nicht 1914 gefallen, er war 1914 bereits Oberst und Kommandant des k.u.k. Infanterieregiments Graf Daun Nr. 56, 1918 rückte er noch zum Generalmajor vor. Nach einer hier vorliegenden Notiz verstarb er am 21. 4. 1943 in Wadowice.»[29]

Das Geburtsdatum findet sich übereinstimmend im Tagebuch: *Heute ist B's Geburtstag. Ob er wohl noch lebt und wenn ja, ob er sich im Schlachtengetümmel des Tages erinnert. Ich hätte es ja eigentlich auch nicht mehr gewusst, wenn ich nicht in meinem Geburtstagsbüchlein jeden*

Handschriftseite aus dem Tagebuch, Eintrag vom 1. Oktober 1914



Oktober

1) B. ist nicht mehr! Erhielt von Mimi aus Pardubice in Böhmen, wohin sich die ganze Familie geflüchtet hat, eine Karte von der die Schlussworte waren: Bizjak lebt nicht mehr er ist dem Heldentod gestorben. Die Nachricht hat mich tief erschüttert u. dennoch muss ich mich freuen, dass er eines so ehrenhaften Todes gestorben ist, den Tod, den er sich gewünscht hätte, wenn er hätte wählen können u. dass noch an einem Zeitpunkt des Krieges, wo ein österreichischer Offizier noch mit Ehren sterben konnte; die Vernichtung seines Heeres musste der Tapfere nicht miterleben, auch nicht die Schmach einer russischen Gefangenschaft daher kann man sich eigentlich über diesen Tod nur freuen, aber dennoch ist mir unsagbar

Tag den Spruch für den Tag lesen würde.[30] Auch der südwestlich von Krakau gelegene Ort Wadowice[31] fällt im Tagebuch im Zusammenhang mit B.: *Zum Tee war ich bei Olga Slapa geladen, wir waren anfangs allein und da sie diese Tage in Wadowice B. traf, kam sie auf ihn zu sprechen …*[32] Und die Todesnachricht vom 1. 10. 1914 wird später relativiert: *Diesen Abend erhielt ich einen Brief von Mimi, in welchem sie mir sagt, dass B. nicht tot sei, sondern in russischer Gefangenschaft, was ja eigentlich viel schlimmer ist. Er soll in der Schlacht bei Kaliag verwundet worden sein und als die Rotkreuzler ihn wegnehmen wollten, gebeten haben, zuerst die anderen Verwundeten zu nehmen, er könne warten. Mittlerweile nahmen ihn die Russen.*[33]

Juljus Bijak wurde laut eigener Aufzeichnungen[34] am 15. September 1914, also am Tag nach seinem Geburtstag, in Zaleszany verletzt: «Ich wache auf und liege auf einer Tragbahre. Ein russischer Soldat hebt den Mantel hoch, mit dem ich zugedeckt bin, und ruft ‹das ist ein General›. Neben mir ruhen sich die Sanitäter aus, die mich hergetragen haben, etwas weiter weg steht eine lange Reihe riesiger Artillerierappen, die auf ihnen sitzenden Soldaten betrachten mich neugierig. Ich bedecke mein Gesicht mit dem Mantel und mit einem unangenehmen Gefühl der Demütigung. Ich war in Gefangenschaft.»[35] Bijaks Kriegserinnerungen lassen Zweifel an der Behauptung aufkommen, er sei «mit einer Münchnerin» verheiratet. Die «Familie» erwähnt er gerade zweimal: Im Oktober 1914 schreibt er den ersten Brief «an die Familie» aus einem Moskauer Militärkrankenhaus und lässt ihn von Bekannten über Kopenhagen spedieren; nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft im April 1917 reist er als Erstes nach Wadowice, um «die Mutter zu besuchen». Anschliessend nimmt er an Gefechten in Italien teil. Nach Kriegsende wird er zum Divisionsgeneral befördert und lässt sich in ganz Polen (Przemyśl, Bielsko, Poznań, Ostseeküste, Chełmno) einsetzen, um die neue polnische Armee aufzubauen. Im April 1921 wird er in den Ruhestand versetzt. Juljus Bijak überlebte Lina Bögli um ein Jahr und vier Monate. In seinen Erinnerungen erwähnte er sie mit keinem Wort.

Die vermeintliche Todesnachricht erreichte Lina Bögli im Eckzimmer im zweiten Stock des «Kreuz» in Herzogenbuchsee. Im Tagebuch notierte sie an jenem Tag die äusseren Gründe, weshalb eine Verbindung mit B.

nicht zustande kam: *Mir ist heute so sehnsüchtig zu Mute, dass ich gerne auch sterben würde, um zu ihm zu gehen und ihm das zu sein, was ich auf dieser Welt nicht sein konnte, und warum nicht? Weil uns beiden die Offizierskaution fehlte, 50 000 Kronen, lumpige fünfzig tausend, die amerikanische Milliardäre allein für den Blumenschmuck bei ihren Festlichkeiten ausgeben. Uns hat dieses elende, lumpige Sümmchen Geld am Zusammenleben gehindert und jedes seinen Lebensweg allein gehen lassen. Aber, wer weiss, zu was das gut war. Getrennt waren wir jedenfalls nützlicher als zusammen. Also nicht klagen. In einer andern Existenz kommen wir vielleicht zusammen, da, wo es keine Offizierskautionen mehr braucht.*[36]

In den Tagebüchern der Krakauer Jahre zwischen den beiden grossen Reisen, von 1905 bis 1907, taucht die unerfüllte Liebe weniger idealisiert auf. Lina Bögli litt nach der zehnjährigen «freiwilligen Verbannung aus dem lieben alten Europa»[37] immer noch an starkem Liebeskummer und war weit entfernt von einer demütigen Schicksalsergebenheit. Die Begegnungen mit B. in Krakau verstörten sie zunehmend, auch wenn sie nur grusslos auf der Strasse im Vorübergehen stattfanden. Durch ihre Stellung als Gesellschafterin der reichen Numa Epstein war es unvermeidlich, dass sie sich immer wieder bei gesellschaftlichen Anlässen sahen. Bereits am ersten Tag in Krakau, beim ersten Spaziergang mit Numa, traf Lina Bögli B. auf der Strasse. Noch war sie glücklich darüber: *Was auch dazu beitrug den Tag für mich schön zu machen, ist die zufällige Begegnung mit B. Numa und ich gingen spazieren und kaum waren wir aus dem Haus heraus, als er daher kam. Er sah mich aber so streng und böse an, dass ich eine Weile lang dachte, er werde mich gar nicht grüssen, aber trotzdem freue ich mich, ihn begegnet zu haben, gerade an diesem ersten Tag.*[38] Im Januar 1906 wunderte sie sich sogar *Warum wir uns eigentlich nie begegnen?*[39] Bald aber begann sie zu grübeln und zu hadern: *Begegnete in der Bracka B.; er auf einer Seite der Strasse, ich auf der andern. Wir grüssten einander ungemein freundlich, wie Menschen, die sich in der Gesellschaft getroffen und oberflächlich kennen. Wie absurd es mir doch vorkommt, ohne ein Wort an dem Menschen vorüberzugehen, der die allergrösste Rolle in meinem Leben spielte!*[40] Schliesslich beschloss sie, Begegnungen und vor allem jeden Wortwechsel mit B. zu meiden: *Heute früh vor neun Uhr, als ich zu unserer Haustür heraus kam, rannte ich direkt auf B. zu. Er machte eine Miene still zu*

Paul Bögli
(17. 6. 1914–31. 10. 2006)

Paul Bögli, der Käser aus Spych, hatte in Ägypten und Dänemark gearbeitet, war bei der Berneralpen Milch in Konolfingen (heute Nestlé-Fabrik Konolfingen) Chef des Versuchslabors, bevor er 1959 nach New Holland (USA) berufen wurde, um eine Milchsterilisationsanlage aufzubauen.

Mein adoptierter Grossvater – in memoriam Paul Bögli

Es ist ein Wunder, dass sich unsere Wege kreuzten. Paul Bögli, ein Grossneffe Lina Böglis, einer der letzten, die sie noch persönlich kannten, lebte seit 1959 in Amerika. Als er die Schweiz mit seiner Familie verliess, war ich zwei Jahre alt. Vierzig Jahre später lebte ich in Berlin und fing an, über Lina Bögli zu forschen. Im Juni 2003 erreichte ihn mein erster Brief über Umwege. Ruedi Flückiger, der Lina Böglis Tagebücher aufbewahrt, leitete meine Glückwünsche zum 89. Geburtstag weiter. So begann ein ungewöhnlicher E-Mail-Briefwechsel.

Es ist ein Wunder, dass wir uns begegneten. Paul Bögli reiste bis ins hohe Alter regelmässig in die Schweiz. Aber ich war selten da. Am 11. Mai 2004 telefonierten wir zum ersten Mal miteinander. Die Böglis waren an jenem Abend bei den Flückigers zu Gast und ich rief aus Berlin an. Paul Bögli war erleichtert, dass ich schweizerdeutsch sprach. Anfang März 2005 rief ich ihn von Lahaina an, ich war bereits auf dem Weg zu ihm. Nach zwei Monaten in Japan verbrachte ich eine Woche auf Maui. Ich wollte den Vulkan Haleakala erkunden, einen Brocken kalter Lava einstecken und nach Washington fliegen. Am 10. März stand ich vor seinem Haus in New Holland. Er schloss mich in die Arme und sagte: «Da bist Du ja endlich!»

Es ist ein Wunder, wie herzlich ich in die Familie aufgenommen wurde. Seine Kinder umsorgten mich. Uli holte mich am Flughafen ab, Marianne brachte mich nach New Holland, Kurt traf ich in Berlin. Und Hanni, Pauls Frau, war bei allen Geschichten, allen Ausflügen dabei. Paul war geistig ausserordentlich wach. Er interessierte sich sehr für meine literarische Arbeit. Als ich wieder in Berlin war und mir die Fotos anschaute, begriff ich gerührt, dass ich in meinem Alter noch einen Grossvater bekommen hatte. Ich schrieb ihm sofort eine E-Mail. Er hatte nichts dagegen, adoptiert zu werden.

Es ist ein Wunder, wie viel Zuneigung und Phantasie Paul Bögli mir schenkte. Einen Monat vor seinem Tod beschrieb er mir einen Traum: Ich hätte ihn nach New York gerufen, Tante Lina wolle von dort in einem Ballon die Welt umrunden. Ich würde für sie kochen und Wolfgang, mein Mann, sie am Boden begleiten durch Europa, Russland, China, nach Japan und über den Pazifik zurück nach Los Angeles, und ihr jeweils das Essen in einen Korb füllen, den sie an einer Schnur hochziehen könne.

Danke, lieber Paul, für alle Wunder dieser Erde! Wo immer Du bist, wir werden Dich nie alleine lassen.

stehen, doch brauste ich mit einem flüchtigen Kopfnicken vorbei, was ich einen Augenblick später bereute, denn am Ende würde ich für jeden andern wohlbekannten Mann still gestanden sein. Warum nicht für ihn. Und doch nach weiser Überlegung sage ich mir, es ist besser, dass wir nie miteinander sprechen; was würden wir uns auch zu sagen haben? Ja, es ist besser; ich bereue es, ihn nicht gesprochen zu haben, aber es ist besser so.[41] *Ich musste heute im Auftrag von Numa der Baronin Christiani einen Besuch machen und sonderbarerweise sah ich in der Karmelicka wieder B., doch glaube ich, sah er mich nicht. (…) Übrigens ist es mir lieber, wenn ich ihn nicht sehen muss, sein Anblick regt mich immer noch auf, das fühle ich. Ich werde sehr wahrscheinlich doch nie ganz von dieser Krankheit geheilt werden, das Einzige ist daher, uns nie zu sehen und nie voneinander zu hören.*[42]

Ausführlich beschrieb Lina Bögli die Hoffnungslosigkeit ihrer Situation im März 1907: *Wir waren diesen Abend an einem Konzert der Musikgesellschaft. B. war auch dort, wir grüssten einander, aber nur so von der Ferne und das noch sehr kalt. Ich bin recht froh, dass ich ihn nur so selten sehe, denn ich bin jedesmal, wenn ich ihn sehe, auf ein oder zwei Tage etwas unglücklicher. (…) Seit 15 Jahren bemühe ich mich, den Menschen nicht zu lieben, nicht an ihn zu denken, und jedesmal wenn ich ihn sehe, muss ich ein Stück dieser Arbeit wieder von neuem anfangen. Meine Bekannten, die über- und unterrichtet sind, sagen immer: «Warum ihm aus dem Weg gehen, warum solltet ihr nicht Freunde sein können, bis ihr Eheleute werden könnt.» Wie unsinnig ist dieses Reden. Ist da auch nur die geringste Hoffnung auf ein eventuelles Zusammenkommen? Sogar wenn wir es wünschten, was meinerseits und gewiss auch seinerseits nicht mehr der Fall ist, wo würde ich je Geld genug finden für eine Majors-Kaution! Und zu einem Freundschaftsbündnis fühle ich mich diesem einen Mann gegenüber unfähig. Ich will alles oder nichts, und da das Nichts bei weitem heilsamer für mein Glück und meine Ruhe ist, muss ich nun wünschen, ihn so selten wie möglich zu sehen zu bekommen. Wann werde ich wohl alt genug sein, dass mich sein Anblick nicht mehr erregt? Ich fürchte noch lange, lange nicht. Oh, ich dumme alte Gans!*[43]

Im April 1907 erreichte die einsame Auseinandersetzung im Tagebuch ihren Höhepunkt. Lina Bögli rapportiert, was Olga Slapa von einem Gespräch mit B. berichtet hatte: *Sie sagte mir unter anderem, dass er ein-*

mal in ihrer Gegenwart meine Geistes- und Charaktervorzüge hervorgehoben habe, aber beigefügt, dass es mir an Herz, an echter Weiblichkeit fehle![44] An dieser Stelle schlägt der Kummer um in tiefe Verletztheit und Wut: *Dieser Mann, für den ich das grösste Opfer gebracht habe, das eine Frau bringen kann, d.h. aus purer Liebe zu ihm ihn verlassen habe, um nicht ein Hemmschuh in seiner Karriere zu sein, aus purer Liebe zu ihm eine einsame alte Jungfer bleibe, der Mann, für den ich fast alle Tränen meines Lebens geweint habe, den ich heute noch nicht sehen kann, ohne zu leiden, weil ich eben meine Liebe nach den 16 Jahren noch nicht überwunden habe, dieser Mann spricht mir Herz ab! Oh krasser Männeregoismus! Weil ich ihm entflohen bin, um ihn und mich nicht ins Elend zu ziehen, darum wirft er mir meine Hartherzigkeit vor. Für den Riesenkampf von Pflicht, den ich gekämpft und der mich so viel Tränen, so furchtbar viel Herzleid gekostet hat, ernte ich von dem Mann, für den ich diesen Kampf gekämpft, solche Anerkennung? Wäre ich aber eine Intrigantin gewesen und hätte für meinen Vorteil gearbeitet ohne an den Nachteil zu denken, den es für ihn sein würde, da hätte ich ihn ins Elend gezogen, aber das hätte er jedenfalls als die echte Liebe betrachtet! Schwach sein, heisst für die Männer «Herz haben». Stark sein und das Rechte tun, weil man es für recht hält, das ist ganz einfach Herzlosigkeit. Oh, diese Ungerechtigkeiten.*[45]

Der Leidensdruck wurde unerträglich. Lina Bögli musste Krakau ein zweites Mal, und jetzt für immer verlassen. Zu einer direkten Aussprache mit B. war sie nicht bereit: *Ich hatte diesen Abend die Absicht, ihm zu schreiben, da sage ich mir aber wieder: warum? Ein solcher Mann wo, wie es scheint, Eitelkeit und Egoismus vorherrschen, kann ja ein edleres Gefühl nicht verstehen.*[46]

Es ist anzunehmen, dass die beiden seit Lina Böglis Abreise im Juli 1892 nie mehr direkt miteinander und über sich gesprochen hatten. Die Liebe scheiterte letztlich am Kommunikationsentzug. An einem verbissenen Schweigen. An ungerechtem Mutmassen über den anderen. An nicht eingestandenen Hoffnungen. An einem sinnlos verhängten Briefverbot. An reiner Pflichterfüllung und hohem Tugendkampf.

Schon 1897 in Honolulu war es Lina Bögli klar, dass das Vergessen auf beiden Seiten nicht gelang: *Erhielt heute meinen Krakauer Brief, er war von Fr. Olga Slapa. Sie schreibt, dass B. sich oft nach mir erkundige [und] versprochen habe, meine Briefe nicht nur sorgsam aufzubewahren aber*

sie, im Falle eines Krieges in sichere Hände zu geben. Auch bei den Hoeck scheint er sich nun Nachricht von mir zu holen. Das Vergessen scheint auf seiner Seite auch nicht besser zu gelingen als auf meiner. Wie und wann werden wir uns wo[h]l wiedersehen?[47] Diese Briefe, die er in sichere Hände zu geben bereit war, musste ihm Lina Bögli vor ihrer Weltreise geschrieben haben. Sie sind aller Wahrscheinlichkeit nach verloren gegangen.

Kennengelernt hatten sie sich am 2. Februar 1892. Diesen Tag verriet Lina Bögli im Tagebuch von 1906. Ohne Einzelheiten zu nennen, packte sie ihre erste Begegnung in die Bezeichnung einer literarischen Epoche: *Wir waren diesen Abend in einem Konzert im Lokal von einer französischen Gesellschaft, welche auf lauter alten Instrumenten spielten (…). B. war auch dort, da er aber in derselben Reihe sass wie wir, bemerkte ich ihn erst am Ende. Wir wechselten einen sehr zeremoniösen Gruss miteinander. Ob er sich wohl erinnert, dass es heute 14 Jahre her sind, dass die Sturm- und Drangperiode unserer Liebe begann!*[48]

War Lina Bögli eine Schriftstellerin?

Eine Sprachkünstlerin bin ich nicht, hätte auch nie an das Schriftstellern gedacht, wenn ich nicht so vieles zu sagen hätte, das andern nützen kann.[49]

Lina Bögli ist Autorin von zwei literarischen Werken, dem Briefroman «Vorwärts» und dem Reisebericht «Immer vorwärts», sowie von rund 6000 handschriftlichen, unveröffentlichten Tagebuchseiten. Ihre umfangreiche private Korrespondenz muss nach heutigem Forschungsstand als verloren gelten. Die Tagebücher, 26 Bände von 1893 bis 1940,[50] wurden leider erst nach der Neuauflage von «Vorwärts» wieder entdeckt.[51]

1990 druckte der Zürcher eFeF Verlag «Vorwärts» mit einem Nachwort der Schweizer Germanistin Doris Stump nach. Um Verwechslungen mit «Vorwärts», der Wochenzeitung der Partei der Arbeit der Schweiz, zu vermeiden, gab der Verlag dem Buch einen neuen Titel, den samoanischen Gruss «Talofa».[52] Diese Werbemassnahme hätte Lina Bögli wahrscheinlich sogar gutheissen können, stand doch über ihrer Zimmer-

Passfoto von Lina Bögli, aufgenommen 1928

tür im «Kreuz» der hawaiische Willkommensgruss «Aloha». Der ursprüngliche Titel knüpft an den Namen des Schiffes an, mit dem die Autorin von Triest nach Brindisi fuhr, wo sie den Dampfer nach Australien bestieg. Im neuen Titel bedeutet das «alo» (samoanisch «talofa», hawaiisch «aloha») Raum, und das «fa» bzw. «ha» Atem. Wer mit «talofa» begrüsst, lädt in sein Haus ein: komm, teile meinen Raum, teile meinen Atem.

Unverzeihlich hingegen ist, gerade auch wegen des neuen, einladenden Titels, dass Doris Stump im Nachwort «an der Wahrhaftigkeit von Lina Böglis Erlebnissen» zweifelt und sich «wiederholt» fragt, «ob diese Briefe von einer Reise um die Welt nicht doch die Fiktion einer jungen Frau seien, die in ihrer Phantasie aus der Enge des Erzieherinnendaseins in Europa ausbrechen wollte und sich durch die Lektüre von Reiseliteratur das nötige Wissen für diese Briefe erwarb».[53] Einen schlechteren Dienst konnte die Germanistin der vergessenen Autorin nicht erweisen.

Zur Niederschrift ihrer literarischen Werke zog sich Lina Bögli immer auf die Landgüter der von Sczanieckies zurück. Der Briefroman «Vorwärts» entstand in Kwiatonowice 1902/1903 aufgrund der Tagebuchaufzeichnungen von der Weltreise. 1904 erschien zuerst die von der Autorin selbst besorgte englische Ausgabe. 1906 veröffentlichte der Verlag Huber in Frauenfeld die deutsche Erstauflage und legte das Buch in den darauffolgenden Jahren mehrmals neu auf. Lina Bögli widmete den Roman «den lieben Freundinnen rings auf dem Erdball: den jungen Mädchen». Er soll insgesamt in neun Sprachen übersetzt worden sein. Verifizieren liessen sich die Übersetzung ins Französische von Gabrielle Godet («En avant» Payot, Genf 1907, mehrere Auflagen, die letzte 1922), und die von Marya Świderska ins Polnische («Avanti» Księgarnia Polska B. Połonieckiego, Lwów 1908).

Die Briefe an Elisabeth, eine Freundin in der Schweiz,[54] sind dynamisch, sorgfältig formuliert und klug komponiert. Die Zeit für das Schreiben ist logischerweise begrenzt, die Autorin muss, wie wir wissen, arbeiten. Deshalb schreibt sie oft von unterwegs, während der Schulferien, oder auf den Schiffen, die sie von einem Kontinent zum anderen bringen, von einer Insel auf die andere (vgl. die Briefe An Bord des Vorwärts, 16. Juli 1892; An Bord des Ballarat, 20. Juli und 23. Juli 1892; An Bord der

Alameda, 23. Januar und 24. Januar 1897; An Bord des Dampfers Zealandia, 28. Februar 1897; An Bord des Belgenland, 11. Juni 1902). Es ist auch verständlich, dass sie in ihren Briefen viel Platz all dem widmet, was sie sieht und hört, und nur wenig darüber berichtet, was sie selbst tut oder wie sie sich fühlt.

Auch ihr zweites Buch, den Bericht über den dreijährigen Aufenthalt in Asien «Immer vorwärts», verfasste Lina Bögli in Galizien. Diesmal, im Winter 1913/1914, wohnte sie nicht bei ihren Wahleltern in Kwiatonowice, sondern auf dem Nachbargut Moszczenica. Der einzige männliche Spross der Familie von Sczaniecki, Stefan, hatte mittlerweile das Gutshaus in Kwiatonowice mit seiner Frau und vier kleinen Kindern übernommen. Seine unverheiratete Schwester Krystyna, von Lina Bögli in den Tagebüchern «Mimi» genannt, erhielt im Nachbardorf Moszczenica ein eigenes Anwesen. Lina Bögli fühlte sich schon seit längerer Zeit Mimi sehr verbunden[55] und war überglücklich, «Immer vorwärts» in Moszczenica schreiben zu dürfen.[56] Die Asienreportage ist nicht nur anders aufgebaut als der Briefroman, sie ist auch von einer anderen Hand, einer veränderten Persönlichkeit geschrieben: Die Erzählerin liefert uns ungeordnete Notizen, die literarisch wenig gestaltet sind, zufällig wirken und keinen konkreten Adressaten haben. Die Reisende bewegt sich kaum und berichtet in der Hauptsache von zwei geografischen Positionen aus: von Tokio in Japan und von Nanjing in China. Entsprechend statisch wirken die Texte. Die beschriebene Welt befindet sich in Stagnation.

Dagegen ist das Selbstbefinden der Reporterin ein ständiges und einzig bewegtes Thema: in Tokio kann sie sich nicht mit ihrer Situation einer Frau und Ausländerin abfinden, die keinen Zugang zur japanischen Gesellschaft bekommt. Sie verkehrt in den Kreisen von Ausländern, die der gehobenen Klasse angehören und meist Angehörige europäischer Botschaften sind. Aus dieser künstlichen Welt heraus präsentiert sie sich als überhebliche Beobachterin einer sie abweisenden fremden Kultur. Sie mag weder die traditionelle japanische Art zu wohnen, noch zu essen. Am meisten fehlt ihr das Brot. Sie weigert sich bis zum letzten Tag in Asien, Essstäbchen zu benützen. Nach China reist sie nicht aufs Geratewohl wie während zehn Jahren rund um die Welt. Bekannte vermitteln sie als Erzieherin an amerikanische Missionare in Nanjing. Zwei Tage, nachdem sie die Grenze überschritten hat, berichtet sie: «Ich passe nicht

nach China.»[57] China verändert aber ihren Blick auf Japan. Alles was vorher kalt, unverbindlich und unverständlich blieb, scheint jetzt geradezu wunderbar geordnet. Denn China versinkt in den Augen der Erzählerin im Chaos. Und die Arbeit in Nanjing langweilt sie. Die Menschen auf der Strasse verachtet sie, da sie zerrissene Kleider und Schuhe tragen, schmutzig, lärmend, hässlich und «bezopft» sind. Letzteres benützt sie als Schimpfwort für die feudale Vergangenheit, genauso wie «kleine Füsse», die sogenannten «Lilienfüsschen». Die Reporterin scheint sich nicht darüber im Klaren zu sein, dass kaum ein Jahr seit dem Sturz des jahrtausendealten chinesischen Kaisertums vergangen war. «Immer vorwärts» erschien im Mai 1915, mitten im Ersten Weltkrieg, im Verlag Huber,[58] die französische Übersetzung «En avant toujours» 1916 bei Payot. Ein breites internationales Echo, wie nach «Vorwärts», blieb aus.

Lina Bögli erwartete das Erscheinen ihres zweiten Buches mit Bangen im Tagebuch: *Was wird wohl in nächster Zeit meiner warten? Wird die Leserwelt mein Büchlein freundlich aufnehmen oder scharf kritisieren. Als «Vorwärts» erschien, war ich in Galizien und hörte nichts von den Pressestimmen.*[59] Auf die positiven Rezensionen reagierte sie mit ungeschminkter Selbsteinschätzung: *Diesen Abend las ich dann noch die Rezension über «Immer vorwärts» in der Neuen Zürcher Zeitung. Sie ist kürzer als die Bund-Rezension aber fast ebenso schmeichelhaft, wenn auch weniger warmherzig. Ob ich denn wirklich so gut schreibe, wie die Herren alle behaupten? Ich kann es gar nicht glauben, denn was man gut kann, tut man gewöhnlich auch gerne und ich kann nicht behaupten, dass ich gern schreibe.*[60]

Die Rückkehr

Heute beendete ich endlich das letzte Kinderkleid für die 6köpfige Kinderfamilie unserer Magd und ich bin herzlich froh, dass die Näherei ein Ende hat. Eigentlich habe ich diesen Winter mehr genäht als vorher in einigen Jahren und das noch neben der Schriftstellerei her. Meine ganze Aussteuer, so wie Kleider und Hosen für die Kinder.[61]
Mit fast 56 Jahren tat Lina Bögli das, was Frauen normalerweise in einem zarteren Alter und in Erwartung einer baldigen Eheschliessung tun: Sie

nähte ihre Aussteuer. Das Eckzimmer im zweiten Stockwerk des «Kreuz» in Herzogenbuchsee war das erste und einzige eigene Zimmer in ihrem Leben. Sie musste einen Hausstand gründen, Möbel kaufen. *Der Schreiner hat mir mein Miniaturbett gebracht, das ich mit den chinesischen Mandarinenröcken zu einer Art Divan gemacht habe, der nicht viel schlafzimmerartiges an sich hat.*[62] Gegen Jahresende wurde ihr Zimmer wohnlich: *Ich machte (…) eine ganze Menge Haushaltungseinkäufe: einen Küchentisch für meine Küche hinter dem Paravent und ein vollständiges Waschservice von Email, das ich wenigstens nicht zerschlagen kann. Einen hübschen Blumentisch habe ich mir auch angeschafft. (…) War auch noch beim Schreiner, um mir Stühle zu bestellen. Dabei erzählte er mir, dass fast sämtliche Möbel aus den Nussbäumen gemacht seien, die er dem Franz in Spich [Neffe von L. B., Anm. J. A.] abgekauft habe. Also waren diese Möbel, die jetzt die Kameraden meiner alten Tage sein werden, in Baumform die Zeugen meiner kindlichen Sorgen und Vergnügen; und manch einen Kleider- oder Schürzenflecken habe ich in ihren Ästen hängen lassen. Meine Möbel werden mir daher jetzt fast wie wirkliche Wesen lieb werden.*[63] Das «Kreuz» war um einen Neubau erweitert worden, im Rahmen dieser Arbeiten wurde auch im alten Haus Zentralheizung eingebaut: *Heute ist ein grosser Tag in den Kreuzannalen, denn heute funktioniert zum ersten Male unsere Zentralheizung. Der Gedanke, nicht mehr den Staub und alle anderen Unannehmlichkeiten der Ofenheizung zu haben, ist herrlich.*[64]

1914 bezog Lina Bögli – damals 56 Jahre alt – das Eckzimmer im zweiten Stock des Gasthauses Kreuz in Herzogenbuchsee. Foto Herbert Rentsch

Lina Böglis Alltag war sehr geregelt. Sie putzte jeden Samstag ihr Zimmer. Und lebte sparsam. *Ich lebe fast nur von Obst, das ich von Spich und Bollodingen bekommen habe, Brot und Käs und hie und da ein Ei. Fleisch esse ich selten und gehe höchstens zwei Mal in der Woche hinunter zum Essen. (…) Mein Getränk ist das klare, schöne Wasser, nur selten schwacher Kaffee oder Tee. Wenn nicht die Wohnung wäre, so könnte ich es dem amerikanischen Philosophen Thoreau, der mit 5 Dollar monatlich in seiner Einsiedelei auskam, zuvortun. Nur bei der Wohnung hört mein Entbehren auf. Sauber und hell zu wohnen ist mir Bedürfnis, wenn ich dies nicht hätte, wäre ich sehr unglücklich, während das Entsagen im Essen und Trinken mich eher freudig als traurig stimmt. Ich bin jedesmal so dankbar für mein frugales Mahl, wie ich es für die fürstlichen Essen, deren ich im Leben so viele genoss, nie war. Ich esse*

«von Frl. Baumgartner aufgenommen in Buchsi 1931» (handschriftlicher Vermerk auf der Rückseite)

Grabstein von Lina Bögli, von ihr selbst entworfen. Foto Ruedi Flückiger

zwar auf einem gedeckten Tisch, aus schönem Porzellan und mit dem Besteck des Königs Kalakaua, das mir die Dodges zum Abschied von Honolulu präsentierten. Das ist allerdings auch ein Luxus, aber einer, der mich nichts kostet – als das Waschen der Tischtücher – und mir sehr, sehr wohltuend ist.[65] Sie ging an jedem Neujahrstag zur Predigt und bezahlte anschliessend Frau Moser die Miete für zwölf Monate, 300 Franken.[66] Sie verabschiedete immer im Tagebuch an Silvester das alte Jahr mit fast gleichlautenden Worten: *Also adieu, du liebes altes Jahr, Tausend Dank für alles, was du mir gebracht!*[67] Bis zum Dezember 1940. Der letzte Eintrag im letzten Tagebuch lautet: *Es ist ein wundervoller Wintertag; aber mir geht es nicht besser.*[68] Sie besass nicht mehr die Kraft, das Jahr abzuschliessen mit ihrer üblichen Danksagung. Zwei Tage zuvor hatte sie notiert: *Jetzt bin ich* ganz *blind am linken Auge. Alles geht dem Ende entgegen!* (sic!)[69]

Sie lebte noch fast ein Jahr. Aber die Tage wurden nicht mehr hell. Sie starb am Tag der Wintersonnenwende, am 22. Dezember 1941. Der Grabstein stand schon seit Jahren bereit. Von ihr selbst entworfen. Eine Taube mit weit ausgebreiteten Flügeln. In der Luft. Über einer winzigen Erdkugel. Die Inschrift «vorwärts – aufwärts» eingemeisselt. Und der Name. Das Geburtsjahr. Nur das Todesjahr fehlte. Lina Böglis letztem Wunsch entsprechend fand die Leichenfeier im Schulhaus Oschwand statt. Der Sarg wurde in der Schulstube aufgebahrt. Auch für das Leichenmahl im Wirtshaus gegenüber hatte sie vorgesorgt.

Mit herzlichem Dank an

Johanna und Paul Bögli, New Holland, USA.
Annie und Rudolf Flückiger, Neuhaus, Schweiz.
Magdalena Miller und Kasper Świerzowski, Kwiatonowice, Polen.

Quellen

Lina Bögli:

Forward. Letters written on a trip around the world. Lippincott Company, Philadelphia and London 1904.

Vorwärts. Briefe von einer Reise um die Welt. Huber, Frauenfeld 1906; mehrere Aufl. bis 11. und 12. Tausend 1921.

Nachdruck 1990: Talofa. In zehn Jahren um die Welt. Mit einem Nachwort von Doris Stump. eFeF-Verlag, Zürich; 4. Aufl. 2002. Taschenbuchausgabe Basel, Lenos Verlag 2006.

En avant. Lettres écrits pendant un voyage autour du monde. Adapté d'après l'anglais

et l'allemand par Gabrielle Penel-Godet. Préface de Philippe Godet. Lausanne et Genève, Payot, 1907. Mehrere Aufl. bis 8. Tausend 1922.
Avanti. Listy z podróży naokoło świata. Przełożyła Marya Świderska. Lwów, Nakładem księgarni polskiej B. Połonieckiego, 1908.
Immer vorwärts. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Huber, Frauenfeld 1915.
En avant toujours. Traduction de Gabrielle Godet. Payot, Lausanne et Genève 1916; zweite Aufl. Delachaux & Niestlé S.A. Neuchâtel 1916.
Tagebücher 1893 bis 1940. Unveröffentlicht, Privatbesitz.

Generał Juljusz Bijak. Wspomnienia ze służby wojskowej [Erinnerungen an den Kriegsdienst, zitiert in meiner freien deutschen Übersetzung]. Poznań 1929.
Amy Moser. Erinnerungen an Lina Bögli. Buchdruckerei Fritz Pochon-Jent AG, Bern 1942.
Elisa Strub. Lina Bögli, Ein reiches Frauenleben. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1949.
Jerzy Sczaniecki. Wspomnienia Jerzego Sczanieckiego, syna Stefana i Izabelli z Kaleńskich Sczanieckich z Kwiatonowic koło Gorlic. Część I Historia Rodu [Erinnerungen von Jerzy Sczaniecki, Sohn des Stefan und der Izabella von Kaleńska Sczaniecki aus Kwiatonowice bei Gorlice. Teil I: Familiengeschichte, zitiert in meiner freien deutschen Übersetzung]. Kraków 1977.
Susanne Härtel und Magdalena Köster (Hg.), Die Reisen der Frauen. Beltz-Verlag, Weinheim und Basel 1994 (über Lina Bögli S. 109–131: Doris Stump. «Ja, ein Mann zu sein, das wäre Freiheit.»).
Sabine Kubli und Doris Stump (Hg.). Viel Köpfe, viel Sinn. Texte von Autorinnen aus der deutschsprachigen Schweiz 1795–1945. eFeF Verlag, Bern 1994 (über Lina Bögli S. 120–121).
Catherine Fussinger. L'ascension sociale, une émancipation pour les femmes? Réflexions autour du parcours de Lina Bögli (1858–1941) [Der soziale Aufstieg, eine Emanzipation für die Frauen? Überlegungen zur Reise von Lina Bögli]. In: Traverse. Revue d'histoire 1995/2, S. 66–77.
Ruedi Flückiger. Lina Bögli 1858–1941. Jahrbuch des Oberaargaus 39, 1996, S. 31–46.
Judith Arlt. Lina Bögli czyli Szwajcarka w drodze [Lina Bögli – oder eine Schweizerin unterwegs]. In: Człowiek w drodze, Tom II: Między tekstem a osobą. Bydgoszcz 2000, S. 131–152 [Materialienband zur Konferenz «Der Mensch unterwegs», Kasimir-der-Grosse-Universität Bydgoszcz, 3.–5. 11. 1999].
Judith Arlt. Bigos Czerwcowy [Junibigos]. In: FRAZA, Rzeszów, Nr. 3(29)2000, S. 266–272.

Bearbeitungen:

Lina Böglis Reise. Ein Abend von Christoph Marthaler nach Texten von Lina Bögli. Uraufführung 1996 Basel Badischer Bahnhof, weitere Aufführungen 1997 Volksbühne Berlin, in den Folgejahren mehrmals Schauspielhaus Zürich.
Lina Böglis Reise. Hörspiel. Von Christoph Marthaler nach Texten von Lina Bögli. Regie: Stefan Dutt. Darsteller: Catriona Guggenbühl, Michael von der Heide, Albi Klieber, Clemens Sienknecht, Graham F. Valentine. Produktion: DeutschlandRadio Berlin 1997.
Judith Arlt. Zu Fuss auf den Haleakala. Roman. Unveröffentlicht.

Anmerkungen

1 Talofa 168.

2 Vgl. Tagebuch von 1910: *Habe Aufsicht heute, meine letzte Samstagsaufsicht im Stift; habe dabei eine ganze Masse Briefe geschrieben (…) an verschiedene Zeitungen: Gutenbergs illustriertes Blatt in Berlin, schwäb. Merkur, Thurgauer Zeitung, Berner Bund, um ihnen meine Reiseberichte anzutragen. Bin nun neugierig, was ich für Antworten erhalte. Früher hatten mir ja zwei davon solche Angebote gemacht; ob sie es jetzt noch tun werden?* (TB 21. 8. 1910); *Erhielt von Huber & Co einen recht freundlichen Brief, in welchem sie mich bitten, ihnen das Verlagsrecht für mein nächstes Buch zu geben; auch für ihre Zeitung werde ich schreiben u. zwar nur für sie, da sie nicht wünschen, dass Zeitungen wie der Bund dasselbe veröffentlichen. Nur gegen das Berlinerblatt haben sie nichts, weil das einen ganz andern Leserkreis hat; nun verlangt aber Gutenbergs Sonntagsblatt die Primeur, und da ich die nicht gerade Preussen geben möchte, wenn meine eigenen Landsleute auch da sind, habe ich ihnen abgeschrieben.* (TB 24. 8. 1910).

3 Immer vorwärts 296.

4 Immer vorwärts 343.

5 Tagebuch (TB) 29. 1. 1915.

6 Moser 3.

7 Flückiger 36.

8 *Nach einer schrecklichen Nacht soll ein schrecklicher Tag gefolgt sein. Wir sind zwar in einem solchen Belagerungszustand, dass wir nur sehr wenig von dem Vorgehen vernehmen können, weil natürlich niemand zu uns kommt und wir nicht ausgehen dürfen. In der Früh war alles ruhig und ich wollte sogar zur Kirche gehen, die Dienstboten baten mich aber so sehr zu Hause zu bleiben und erzählten mir solche Schauergeschichten, die sich in den Strassen abspielen sollen, dass ich ihnen wirklich Gehör schenkte und zu Hause blieb. Doch ging ich auf einen Augenblick in den englischen Club, der ganz nahe liegt weil ich dort heute Abend einen Vortrag halten sollte. Wie ich zurück kam fand ich den ganzen Alexanderplatz so mit Militär belegt, dass ich kaum durch konnte. Zu Hause angekommen hiess [es], Herr Skarżyński sei ausgegangen um mich zu suchen, da ihm ein Offizier gesagt habe, dass es noch sehr gefährlich sein werde, in der Stadt umher zu gehen, weil man schiessen werde. Das wurde dann wirklich auch getan, wir hörten beständiges Feuern sogar auf dem Alexanderplatz. Ein junger Diener der Nachbarschaft welcher neugierig seine Nase um die Strassenecke streckte, wurde niedergeschossen. Ein Mann der an unserem Hause vorbei ging gerade als Hr. S. im Begriff war auszugehen, riet ihm, zurück zu gehen, weil in der Nebenstrasse eine wahre Schlacht statt finde und der Boden bestreut sei mit Leichen. Sehr wahrscheinlich ist das übertrieben, aber was wahr daran ist, wird noch schrecklich genug sein. Aus guter Quelle d.h. im Schlosse des Gouverneurs selbst, hörte heute Morgen der Hr. S., dass gegenwärtig eine Schlacht bei Mukden [andauere] und dass bisher die grössten Verluste auf russischer Seite seien* (TB 29. 1. 1905). *Erhielt auch einen rekommandierten Brief von Frl. B. Moser, welche mir anzeigt, dass sie sich an den hohen Bundesrat gewendet habe mit der Bitte, mich durch*

die deutsche oder französische Gesandtschaft beschützen zu lassen und mir das Geleit bis an die Grenze geben zu lassen. Wie lieb von dem guten Fräulein, aber wie Don Quichotisch es mir vorkommt, den Bundesrat meiner Wenigkeit wegen in Bewegung zu setzen; eine obskure Persönlichkeit wie ich bin! Ich schäme mich bei dem Gedanken, wie die Herren Gesandten in Warschau lachen werden (TB 27. 5. 1905).

9 TB 30. 6. 1905.

10 TB 7. 4. 1906.

11 TB 15. 4. 1915.

12 Flückiger 38.

13 TB 18. 7. 1897.

14 Der Vater, Edward Günther, war gegen die Verbindung seiner Tochter mit einem «Revolutionär, Weltenbummler und Emigranten», die wissenschaftlichen Qualifikationen des zukünftigen Schwiegersohnes imponierten ihm wenig. Die Mutter hingegen, eine polnische Patriotin, deren Bruder auch am Januaraufstand teilgenommen und deren Grossvater unter Kościuszko gekämpft hatte, war Sczaniecki wohl gesonnen. Sie hatte 1863, als er im Auftrag der Aufständischen in Frauenkleidung nach Krakau reiste, in der vermeintlichen Engländerin Agnes Eckart den zukünftigen Schwiegersohn erkannt. Er hatte sich durch «unweibliche» Bewegungen verraten. Siehe Erinnerungen von Jerzy Sczaniecki in polnischer Sprache: Wspomnienia Jerzego Sczanieckiego, syna Stefana i Izabelli z Kaleńskich Sczanieckich z Kwiatonowic koło Gorlic. Część I HISTORIA RODU, Kraków 1977, S. 30 ff. – im Folgenden in meiner freien Übersetzung deutsch zitiert als «Sczaniecki».

15 «Ist es da zum Erstaunen, dass ich mit mehr Liebe an den Sczaniecki, meinen geistigen Eltern hange als da, wo ich in meinen armen Jahren weilte? Die Sczaniecki haben mich zu einem besseren Leben erweckt.» Elisa Strub. Lina Bögli, ein reiches Frauenleben. Zürich 1949, S. 13.

16 Sczaniecki 47–48.

17 TB 1. 10. 1914.

18 Tafola 6.

19 «Das Leben von Frau Lina bestand aus einem grossen Abenteuer. Denn als meine Tanten und mein Vater heranwuchsen und Schulen in Krakau besuchten, zog meine Grossmutter mit den Kindern in die Stadtwohnung. Auch Frau Lina wohnte damals in Krakau und beschloss, dem Rat meines Grossvaters folgend, eine Weltreise zu unternehmen und mit Sprachunterricht Leben und Weiterreise zu finanzieren.» Sczaniecki, S. 47.

20 Flückiger 40.

21 *Heute ist es gerade ein Jahr her, dass ich von Kwiatonowice abreiste, um meine Robinsonade durch Europa zu unternehmen.* (TB 18. 1. 1905).

22 TB 1. 7. 1905.

23 Ihr Bruder tätigte Finanzgeschäfte in Fernost: *Herr Stephan Epstein, Direktor der Russisch-chinesischen Bank in Vladivostok ist seit gestern bei uns.* (TB 25. 5. 1907).

24 TB 29. 6. 1907.

25 Immer vorwärts 1.

26 TB 17. 3. 1914.
27 TB 1. 10. 1914.
28 Rudolf Flückiger stellte mir freundlicherweise die von ihm bereits transkribierten Jahrgänge 1905, 1906 und 1914 der Tagebücher von Lina Bögli zur Verfügung.
29 Schreiben des Österreichischen Kriegsarchiv vom 14. Jänner 2000 an JA.
30 TB 14. 9. 1914.
31 Wadowice ist der Geburtsort von Papst Johannes Paul II. Dessen Vater, Karl Wojtyla, war österreichischer Unteroffizier im k.u.k. Infanterieregiment Graf Daun Nr. 56, in dem auch Bijak diente (nach «Dolomiten», 20. 10. 1997). Es ist also sehr wahrscheinlich, dass Bijak den Vater des polnischen Papstes sowie diesen selbst als Kind gekannt hatte.
32 TB 2. 4. 1907.
33 TB 11. 11. 1914.
34 Das Buch entdeckte Kasper Świerzowski, der heutige Besitzer des Gutshauses in Kwiatonowice, im Heimatmuseum in Wadowice und stellte es mir freundlicherweise zur Verfügung.
35 Generał Juljusz Bijak, Wspomnienia ze służby wojskowej [Erinnerungen an den Kriegsdienst]. Poznań 1929, S. 41. Hier und im Folgenden zitiert in meiner freien deutschen Übersetzung als «Bijak».
36 TB 1. 10. 1914.
37 Tafola 268.
38 TB 1. 11. 1905.
39 TB 9. 1. 1906.
40 TB 17. 2. 1906.
41 TB 23. 11. 1906.
42 TB 25. 11. 1906.
43 TB 1. 3. 1907.
44 TB 2. 4. 1907.
45 TB 2. 4. 1907.
46 TB 2. 4. 1907.
47 TB 27. 12. 1897.
48 TB 2. 2. 1906.
49 TB 12. 7. 1915.
50 Die Jahrgänge 1895, 1899, 1902–1904 sowie 1913 fehlen. Es ist sicher, dass Lina Bögli schon vor 1893 Tagebuch geführt hat, fängt doch der erste vorhandene Band am 10. Oktober 1893 mit dem Satz an: «Asham School, Darling Point. Avec une nouvelle phase de ma vie je commence aussi un nouveau livre.» [Mit einer neuen Phase meines Lebens fange ich auch ein neues Buch an]. Es könnte sein, dass Lina Bögli die Jahrgänge bis 1892 sowie 1902–1904 und 1913 in Kwiatonowice deponiert hatte, wo sie diese Jahre auch vorwiegend verbracht hatte. Infolge der Kriegswirren könnten sie dann dort verloren gegangen sein. Das Gutshaus in Kwiatonowice wurde seiner ausgezeichneten strategischen Lage wegen im Ersten Weltkrieg von den Russen, im Zweiten von den Deutschen besetzt und als Observierungsstation genutzt. Dazu wurde in beiden Kriegen das Dach abgetragen.

51 «Die Tagebücher verschrieb die Tante einer Nichte, meiner Cousine Alice Bögli, Sekundarlehrerin in Frauenfeld.» Schreiben von Paul Bögli an JA vom 10. 7. 2003.
«Zu den Tagebüchern kam ich eigentlich wie die Jungfrau zum Kind. Die Tagebücher lagen jahrzehntelang auf dem Estrich einer Nichte von L. B. Nach deren Tod wurde das Haus geräumt und die Tagebücher kamen zu Familie Bögli in Spich, den nächsten Verwandten. Dort bekam sie Frau Christine Widmer-Hesse (Tochter des im Sommer 1999 verstorbenen Kunstmalers Bruno Hesse, Enkelin von Hermann H.) zu Gesicht. Böglis bedauerten sehr, die in deutscher Sprache geschriebenen Tagebücher nicht lesen zu können, da sie bis 1914 in der Sütterlinschrift geschrieben sind. Christine W. äusserte sich spontan: ‹Ach, das ist etwas für Ruedi Flückiger, den pensionierten Schulmeister und Lokalhistörler im Neuhaus.› Und so wurde mir der Schatz anvertraut.» Schreiben von Rudolf Flückiger an JA vom 3. 12. 1999.

52 «Ich gehe seit zwei Wochen beständig mit einer samoanischen Grammatik unter dem Arm umher und weiss ausser *Talofa*, dem samoanischen Gruss, noch kein Wort.» (Talofa 138 f.).

53 Talofa 277 f.

54 «Adressatin der Briefe ist eine Elisabeth Beckström, von der es heisst, sie sei Linas beste Schulfreundin in Neuenburg gewesen, über die aber weder im Buch noch in den biographischen Darstellungen mehr zu erfahren ist.» Doris Stump. «Ja, ein Mann zu sein, das wäre Freiheit!». Lina Bögli (1858–1941). In: S. Härtel, M. Köster (Hg.) Die Reisen der Frauen. Lebensgeschichten von Frauen aus drei Jahrhunderten. Weinheim und Basel 1994, S. 115. Doris Stump erklärt hier nicht, wie sie zu dieser Annahme kommt. In «Talofa» wird der Nachname der Briefempfängerin nie genannt. Denkbar wäre auch, dass Lina Bögli den Vornamen Elisabeth wählte, weil ihre Mutter so hiess. Tatsächlich korrespondierte sie aber mit Elisabeth Beckström seit Beginn ihrer Weltreise: *J'ai eu hière une lettre de Elisabeth Beckström.* [Gestern hatte ich einen Brief von Elisabeth Beckström]. (TB 13. 10. 1893).

55 *War bei der Musia* [= Maria Sczaniecka, älteste Tochter], *wo ich Frau v. Sczaniecka antraf. Ich glaube, dass ihre Liebe zu mir abnimmt in dem Mass, als die von Mimi wächst. Vielleicht ist es natürlich.* (TB 14. 4. 1906).

56 *Glücklicherweise ist Mimis Häuschen, das sie sich selbst hat bauen lassen, so ausgezeichnet gebaut, dass es trotz der Kälte ganz warm ist in den Zimmern. Ich trage selten einen Shawl über der seidenen Blouse, (…) so angenehm ist die Temperatur. Wie vieles musste ich letzten Winter in Nanking [= Nanjing] tragen, um nicht zu erfrieren. Auch ist Mimis Häuschen so sturmfest, dass es eine Lust ist. Während den vergangenen stürmischen Tage hat nie eine Türe, nie ein Fenster gerüttelt. Ich glaube gar nicht, dass ich je einen Winter so mollig warm verlebt habe, obwohl ich fast die Hälfte meiner Winter in sog. mildem oder winterlosem Klima verlebt habe.* (TB 14. 1. 1914).

57 Immer vorwärts 229.

58 Das Buch sollte bereits 1914 erscheinen, wurde dann aber ein *Opfer des Krieges* (TB 11. 11. 1914). Der Verlag schien dennoch grosse Hoffnung in «Immer vor-

wärts» zu setzen: *Ich erhielt von Huber einen Vorschuss auf mein noch in der Luft schwebendes Buch, und zwar die unverhofft grosse Summe von 1000 Franken* (TB 23. 12. 1914). Im Vergleich dazu fiel das Honorar für «Vorwärts» für das erste Halbjahr 1914 bescheiden aus: *Erhielt heute als Morgengruss von Huber Fr. 174.60 für «Vorwärts».* (TB 23. 9. 1914).

59 TB 17. 5. 1915.

60 TB 6. 6. 1915.

61 TB 9. 3. 1914.

62 TB 2. 10. 1914.

63 TB 14. 12. 1914.

64 TB 18. 12. 1914.

65 TB 20. 9. 1914.

66 *Nach der Predigt ging ich Frau Amelie Moser meine Gratulationsvisite machen und zugleich meine Zimmermiete für 1918 zu bezahlen* (TB 1. 1. 1918). *Als ich nach der Predigt bei Frau Moser war, um meine Zimmermiete bis zum Neujahr 1923 zu bezahlen, traf ich dort ...* (TB 1. 1. 1922).

67 TB 31. 12. 1919.

68 TB 28. 12. 1940.

69 TB 26. 12. 1940.

© Judith Arlt, 2007.

Leben mit der Fotografie – leiden an der Fotografie

Der Langenthaler Fotograf Wilhelm Felber (1918–2007)

Kathrin Holzer

Ein Rückblick auf sein Leben und sein künstlerisches Schaffen: Vielleicht hätte Wilhelm Felber dies nicht gewollt. Zu sehr war er der Auffassung, dass Mensch und Menschenwerk vergänglich seien. Zu sehr betonte er auch im hohen Alter immer und immer wieder, dass seine Fotografie keine Kunst sei. Und doch hätte es ihm vielleicht geschmeichelt. Ihm, der sich ein Leben lang bescheiden gab, und doch jeden spüren liess, welch ein Stolz in seiner vermeintlich verkannten Künstlerseele schlummerte. Ihm, dessen Leidenschaft zur Fotografie doch immer wieder auch ein Leiden mit sich trug. Der Langenthaler Fotograf Wilhelm Felber ist am 28. Dezember 2007 im Alter von 89 Jahren verstorben. Zurück bleiben Erinnerungen. Und die wenigen erhaltenen Fotografien seit den späten 30er Jahren des letzten Jahrhunderts, die ihn so sehr von anderen seines Faches abzuheben vermögen.

Einzigartig in seiner Art und in seinem Schaffen

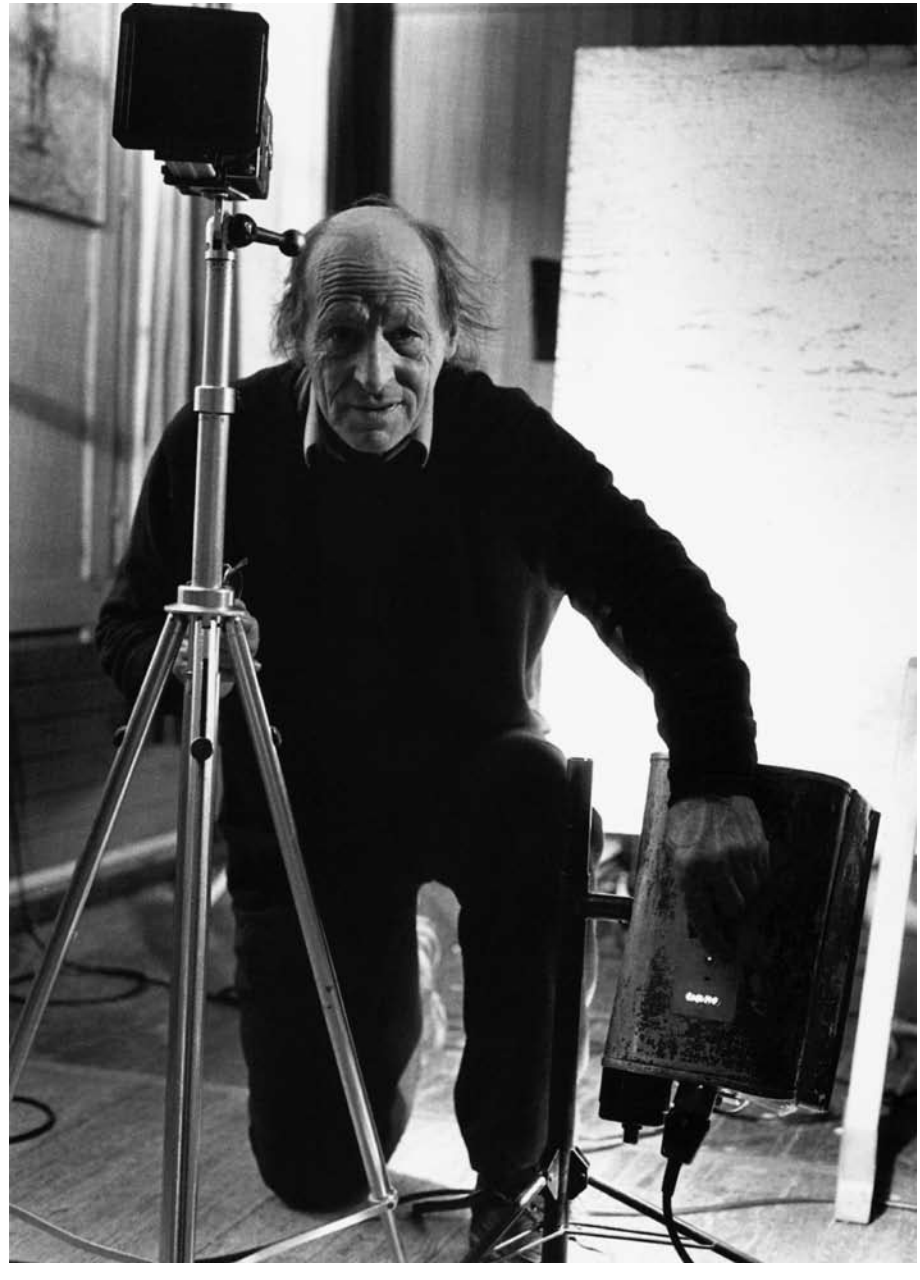
Sie waren anders, seine Industriefotografien, seine Porträts, seine Reportagen: bescheidene Zeugnisse einer unwiderruflichen Vergänglichkeit – und doch voller Schönheit und Glück. Anders war aber auch der Mensch Wilhelm Felber. Einzigartig sei er gewesen, erinnern sich ältere Langenthaler an den eigenwilligen Fotografen, der so oft mit seinem Schemel oder mit der Leiter unterwegs war. Wilhelm Felber porträtierte Bauern, Lehrer, Ehepaare, National- und Ständeräte. Kein einfacher Mensch sei er gewesen, wissen jene, die ihn gekannt haben. Direkt und fast schon beleidigend ehrlich. Aber auch einer, der sich in allen gesellschaftlichen Schichten zu Hause fühlte. Einer, der es verstand, auf Leute

zuzugehen. Immer wieder hat er diese aufwändigen Reportagen gemacht: von Familien, Hochzeiten, Geburtstagen. Manchmal lebte er wochenlang bei fremden Familien, um solche Alben zu erstellen.
Wilhelm Felber hat durch sein Objektiv Situationen wahrgenommen, wie sie andere nicht erkennen könnten. Manchmal waren die Situationen auch gestellt, und oft ging etwas schief. Doch das Resultat war bemerkenswert. Eine umständliche Art sei ihm eigen gewesen, sagt auch sein Sohn Michael. Er erinnert sich, wie der Schemel seines Vaters langsam im nassen Grund einsank und die Konfirmanden vor der Kirche nässer und nässer wurden. «Aber vielleicht war es gerade seine umständliche Art, die den Porträtierten jeweils ein Schmunzeln aufs Gesicht zu zaubern vermochte.»

Mensch der Zwischentöne

Gross war die Überraschung, als der eigenwillige Fotograf 1993 im Kunsthaus Langenthal ausstellte.[1] Weil es die erste Ausstellung überhaupt des damals 75-Jährigen war. Und weil er seine Fotografien zwar stets mit höchsten Ansprüchen an sich selbst machte, ihren Wert aber kaum je gegen aussen vertreten wollte. Paul Hugger, emeritierter Ordinarius für Volkskunde an der Universität Zürich, hat 1989 über ihn geschrieben, und sich auch von Wilhelm Felber porträtieren lassen.[2] Er müsse das Album nicht nehmen, so Felber, wenn es ihm nicht gefalle. «Ich habe da meinen Stolz.» Manchmal habe er fertige Auftragsporträts gar zerrissen und auf sein Honorar verzichtet, erzählt sein Sohn Michael. Das habe nicht zwingend daran gelegen, dass sie ihm selber nicht gefallen hätten. Im Gegenteil: Wilhelm Felbers Stolz trat dann zu Tage, wenn die Auftraggeber den künstlerischen Anspruch seiner Arbeit nicht zu schätzen wussten.
Auch Peter Killer, Kurator der damaligen Ausstellung im Kunsthaus, erinnert sich gut an den sperrigen Menschen, der direkt gegenüber, im Atelier über der elterlichen Bäckerei an der Farbgasse arbeitete: «Da war dieser Hochzeitsfotograf, der vor allem den älteren Langenthaler Familien ein Begriff war. Und dann war da dieser freie Fotograf, der nach Höherem strebte.» Ein Mensch der Zwischentöne sei Wilhelm Felber gewesen. Ein Chronist des Langenthaler Dorflebens auch. Und einer, der

Wilhelm Felber
in seinem Fotostudio in Langenthal. Foto Pio Corradi



als Opfer seiner Zeit vielleicht nicht verstehen konnte, dass er als freier Fotograf alles hätte machen können. Ob sich Wilhelm Felber deshalb auch mit der Malerei beschäftigte, ob er tatsächlich in ihr und nicht in der Fotografie die wahre Kunst sah, bleibt sein Geheimnis. Tatsächlich hätte er seine Malerei wohl gerne einmal ausgestellt, war mehrmals mit ihr im Kunsthaus vorstellig geworden. Und doch war es die Fotografie, die ihn fast ein Leben lang begleitete.

Familienmensch und Vater

Gespalten dürfte sein Verhältnis zur Fotografie jedoch seit Anbeginn gewesen sein. Widerwillig nur habe er überhaupt die Berufslehre gemacht beim Theaterfotografen Fred Erismann in Bern, sagte Wilhelm Felber zu Paul Hugger. Nach der Lehre beschäftigte er sich mit Filmprojekten in Berlin, wegen des Krieges kehrte er jedoch Ende der 30er Jahre nach Langenthal zurück, wo er sich wieder als Fotograf betätigte. 1943 richtete er sich an der Basler Heuwaage ein Atelier ein. In Basel

Familienferien am Meer

«Körperwärme» (1987)

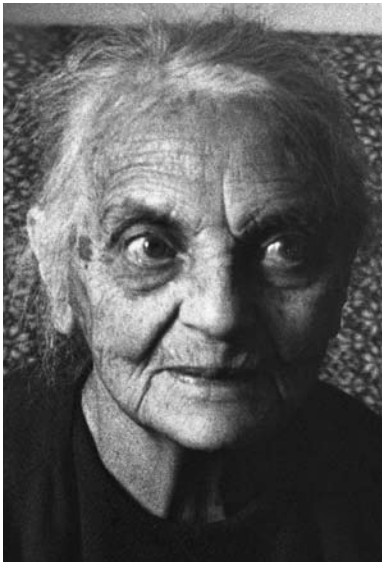
Kommentar Felbers:
«Mehr Herz in einer herzlosen Zeit.»

hatte er «noch eine gute Meinung» von sich, wie er später Paul Hugger erzählte. Wilhelm Felber zeigte seine Arbeiten damals in Schaukästen, lebte in angesehener Gesellschaft. Doch schon 1947 kehrte er mit Grete Zaugg, die er nach seiner Rückkehr aus Berlin kennengelernt und 1942 geheiratet hatte, nach Langenthal zurück. Er kaufte das Haus an der Farbgasse 89, wo er 1918 geboren und aufgewachsen war. Er sei eben doch kein hundertprozentiger Fotograf, das Leben zu zweit sei ihm wichtiger gewesen als das Fotografieren, sagte er zu Paul Hugger.
Seine Frau Grete Zaugg jedoch verstarb früh. Wilhelm Felber verarbeitete die Trauer mit Malen. Dann heiratete er ein zweites Mal: die Geigerin Irmela Siegmund-Schulze, die ihm zwei Kinder schenkte. Und wieder begann Wilhelm Felber zu fotografieren. Denn er war ein Fotograf. Ein Künstler durch und durch. Auch zu Hause, wie sein Sohn erzählt. Vielleicht habe er nicht der wirklichen Vaterrolle entsprochen, und doch sei er in den entscheidenden Momenten da gewesen – meist mit der Kamera. Wilhelm Felber hat Reisen der Familie fotografiert, Gartenszenen oder erste Schultage seiner Kinder. Auch an Aufträgen hat es nie gemangelt: Konfirmationen, die Kadetten, die Fasnacht.

Vielleicht aus Hochmut

Vom grossen Fundus seines Schaffens – Wilhelm Felber hatte in seinem Atelier an der Farbgasse Hunderttausende von Negativen gelagert – ist heute nur noch ein kleiner Teil vorhanden. Wenige Negative und Originalvergrösserungen[3] – und jene Reportagen, die sich im Privatbesitz seiner Auftraggeber befinden. Sein eigenes Archiv aber hat der Fotograf 1993 zerstört. Vollständig fast, «bis auf wenige Bilder, die ihm wichtig waren», sagt Sohn Michael. Wieso er das getan hat? «Vielleicht aus einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl heraus oder aus Hochmut», hat sich Wilhelm Felber einmal zu erklären versucht. Verletzt sei er gewesen, glaubt Sohn Michael – weil die Stadt das Archiv nicht habe kaufen wollen. Auch so sei er eben gewesen, sein Vater, der Künstler. «Konsequent in allem, was er getan hat.»
Nach dem Tod seiner zweiten Frau gab Wilhelm Felber sein Atelier auf und fotografierte nur noch selten. 2005 verliess er auch sein Haus an der Farbgasse und zog nach Bleienbach, wo er bis zu seinem Tod blieb.

Der Fotograf als Chronist des Langenthaler Dorflebens: Abbruch des Restaurants Tell (1981, oben), D'Langete chunnt (unten).



Der Künstler Wilhelm Felber lebte mit der Fotografie und litt an der Fotografie. Aber immer war ihm und seinem Werk eine beruhigende Zuversicht eigen. «Meine Fotografien und Alben sind wie das Leben», sagte Wilhelm Felber einmal. «Sie gehen langsam dahin – und das ist gut so.»[4]

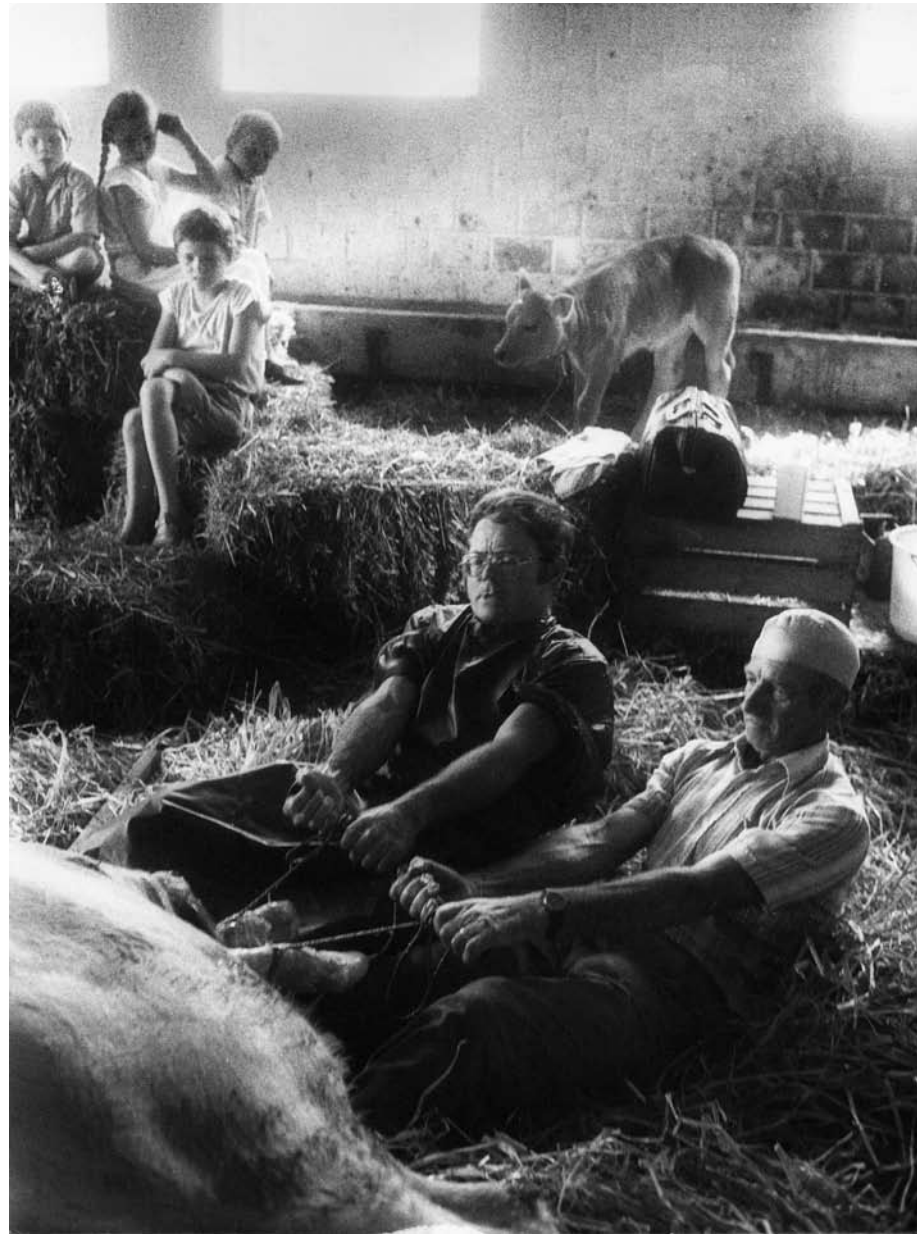
Anmerkungen

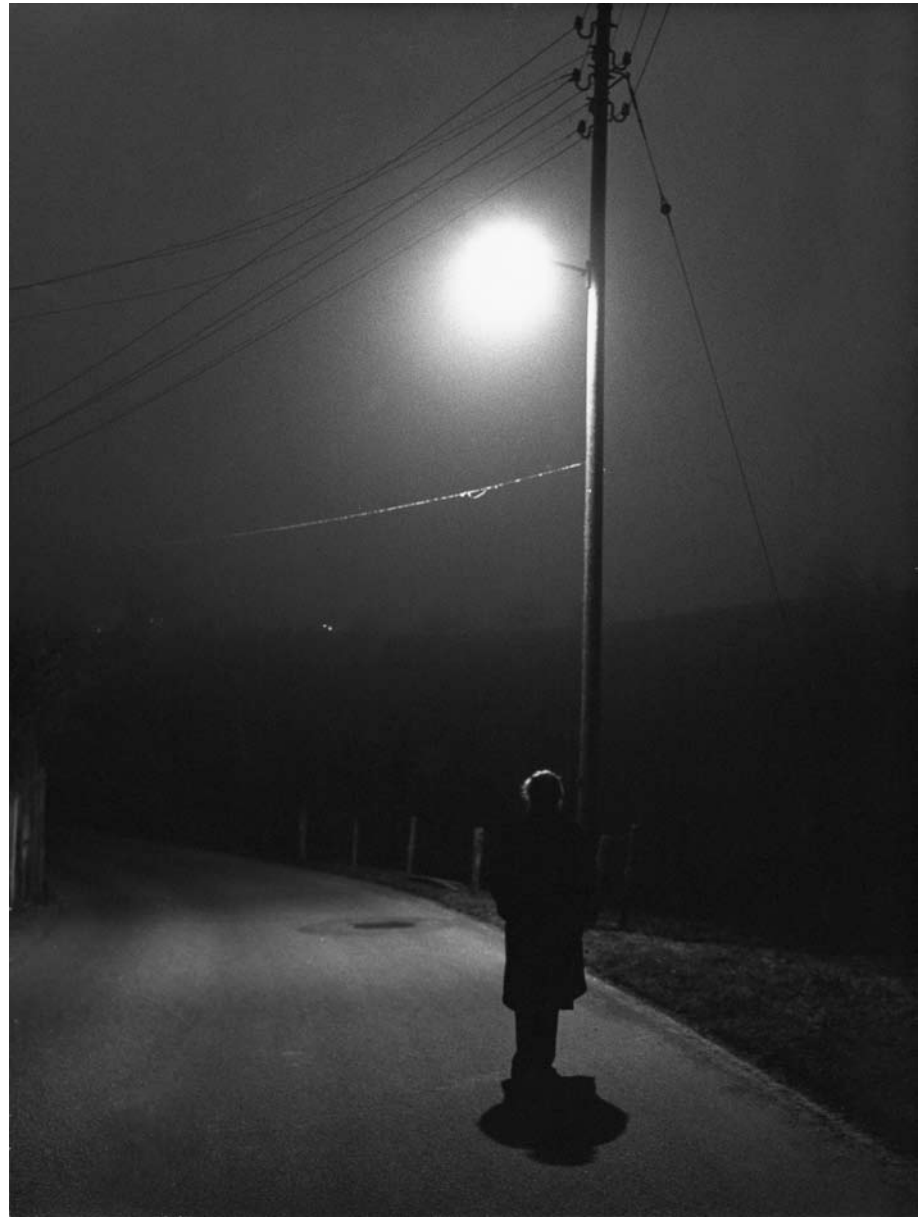
1 Vergangenes und Vergängliches – Wilhelm Felber, Ausstellung im Kunsthaus Langenthal, 28. Januar bis 28. Februar 1993.
2 Paul Hugger; Der schöne Augenblick; Offizin Zürich 1989, S. 162–180.
3 Der Rest von Wilhelm Felbers Archiv umfasst 134 Negative, 12 Kontaktbögen, 35 Originalvergrösserungen und 43 Neuabzüge, welche der Kanton Bern 1996 gekauft und als Dauerleihgabe der Fotostiftung Schweiz übergeben hat. Weitere Bilder befinden sich im privaten Nachlass der Familie.
4 Zitat: Zu Martin Gasser von der Fotostiftung Schweiz in Peter Pfrunder (Hrsg.): vergessen & verkannt; Limmat-Verlag Zürich 2006.

Bilder

Wilhelm Felber: © Michael Felber/Fotostiftung Schweiz; Pio Corradi (S. 47 © Offizin Verlag, Zürich, Hugger: Der schöne Augenblick). Weitere Fotografien von Wilhelm Felber finden sich im Jahrbuch des Oberaargaus 2005 als Illustration zum Beitrag «Geburt, Hochzeit und Tod. Altes Brauchtum, aufgeschrieben vor 50 Jahren in Rohrbach» von Melchior Sooder (S. 46–62).

Geburt eines Kalbes.
Aus einer Familien-Reportage auf einem Bauernhof





Drei Todesopfer und ein Wiedersehen

Der Hochwassersommer 2007 im Oberaargau

Jürg Rettenmund

«Es war wie unter der Dusche», sagte der Eriswiler Theo Rohr am Tag nach dem Unwetter vom Freitag, 8. Juni, einem Journalisten, und nach einer kurzen Pause fügte er an: «Nein, verreckter.»[1] Kurz vor 21 Uhr war es im Dorf Nacht geworden, «so wie sonst eine Stunde später». Die Wolken blieben über dem Dorf stehen, «und dann fielen plötzlich irrsinnig grosse Tropfen». Dann seien es plötzlich nicht mehr Tropfen gewesen, sondern «fast so, wie wenn Wasser aus einem Schlauch spritzt – nur überall». Immer, wenn er gemeint habe, es lasse etwas nach, habe es erneut angefangen, berichtete Rohr. Innerhalb einer halben Stunde habe der Wind den «Kirchenspitz» zweimal im Kreis herumgedreht.

8. Juni: Tod und Verheerung zwischen Fritzenfluh und Kleindietwil

Das Gewitter

Was Theo Rohr hier so plastisch schildert, wurde andernorts gemessen. Klassisch geschieht dies, indem das Regenwasser aufgefangen und die Höhe der Säule gemessen wird. Ein Millimeter Säulenhöhe entspricht dabei einem Liter Wasser auf einen Quadratmeter. Solche Messstationen betreibt MeteoSchweiz im Oberaargau in Eriswil, Huttwil, Madiswil, Herzogenbuchsee und Wynau. In Wyssachen gibt es eine private Station. Heute stehen zusätzlich die Messungen von speziellen Wetterradaren zur Verfügung (vgl. Randspalte S. 58).

In der Region Huttwil setzt der heftige Regen kurz vor 21 Uhr ein. Nach 30 bis 40 Minuten lässt die Heftigkeit kurz etwas nach, um dann erneut anzusteigen (vgl. Grafik S. 56). Insgesamt fällt an den vom Radar von MeteoSchweiz gemessenen Verlaufskurven auf, dass in Wyssachen die Spitzenwerte etwas früher erreicht werden als in Eriswil. In Wyssachen

Das Gewitter in der Region Huttwil im Vergleich zu den auf der Alpennordseite gemessenen Höchstwerten (in mm)

	1,5 h	2 h
Eriswil	80	90
pro Stunde	53	45
Wyssachen	92	100
pro Stunde	61	50
Alpennordseite	128	160
pro Stunde	85	80

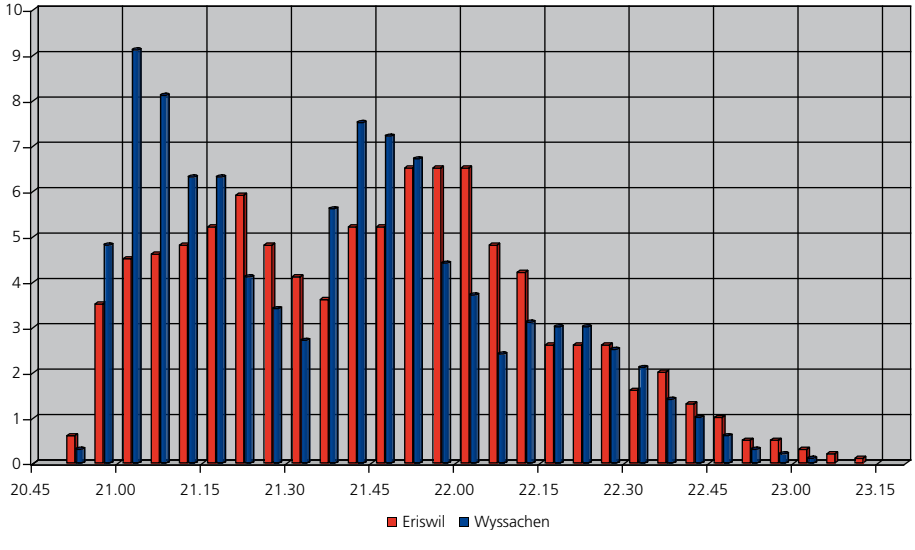
Quelle: Regionale lösungsorientierte Ereignisanalyse Langeten (vgl. Anm. 12)

sind die Werte höher, dafür dauern die intensiven Regenphasen in Eriswil länger. Nach 23 Uhr ist der Spuk vorbei. Geografisch war das Gewitter sehr begrenzt: Bereits in Huttwil wurden bloss knapp 5 mm Regen gemessen. Und so stark die Schauer in Eriswil und Wyssachen waren: Für die Alpennordseite sind die während der intensivsten anderthalb Stunden respektive während des ganzen Gewitters gemessenen Mengen keine Rekordwerte (vgl. Tabelle). Trotzdem hinterliessen sie im oberen Langetental eine Schneise der Verwüstung: drei Menschen kamen in den Fluten um, der Schaden wird auf 33 Millionen Franken geschätzt.

Auslöser für Gewitter sind sogenannte Flachdrucklagen über Mitteleuropa und den Alpen.[2] Dabei sind die Druckgegensätze gering, die Schichtung der Atmosphäre ist instabil. Weil kein Hochdruckgebiet die aufsteigenden feuchten Luftmassen bremst, können sich Gewitterzellen bilden – erkennbar an den mächtigen Gewitterwolken in Blumenkohlform. Weil das Napfgebiet wie eine Sprungschanze ins Mittelland hinausragt, begünstigt es das Aufsteigen der labilen feuchten Luftmassen. Es ist deshalb als Gewitterregion bekannt. Dabei steigen die durchschnittlichen Regenmengen mit der Höhenlage und dem Gang ins Innere des Napfmassivs an, und zwar im gewitterreichen Sommer besonders ausgeprägt: Auf dem 1406 Meter hohen Napfgipfel regnet es im Juni durchschnittlich 213 mm, praktisch doppelt so viel wie in Wynau auf 442 m ü.M. mit 108 mm (vgl. Grafik S. 59).[3]

Verlauf des Gewitters in Eriswil und Wyssachen gemäss den Radarmessungen von MeteoSchweiz (Regenmenge in mm; Zeit 20.45 bis 23.15 Uhr).

Quelle: Regionale lösungsorientierte Ereignisanalyse



Das Hochwasser der Langeten am Stalden in Huttwil. Im Mittelgrund rechts liegt die Staldenbrücke. Foto Marcel Bieri

Ungewöhnlich an der Gewitterlage von Anfang Juni 2007 war ihre Dauer: Sie hielt fast eine Woche lang an, und das Energiepotential blieb während der ganzen Zeit sehr gross. Sie begann am 4. Juni mit einem ersten schweren Gewitter über der Stadt Schaffhausen. In der Folge gab es mit Ausnahme des 5. und 6. Juni bis am 10. Juni fast täglich Gewitter mit Folgeschäden in der Schweiz. Gemäss MeteoSchweiz können sich auch langjährige Meteorologen nicht an vergleichbare Wetterereignisse erinnern. Die normale Entwicklung nach einem Gewitter fand nicht statt: Die Luftmasse wird abgekühlt respektive ausgetauscht und das vorhandene Energiepotential damit abgebaut.

Dass sich das Gewitter vom 8. Juni so verheerend auswirkte, hatte neben seiner Heftigkeit einen weiteren Grund: Bereits im Mai und vor allem in den Tagen vor dem 8. Juni war in Eriswil wie generell auf der Alpennordseite überdurchschnittlich viel Regen gefallen. An den Messstellen von MeteoSchweiz erreichten die Monatssummen verbreitet das 1,5- bis 2fache der normalen Werte.[4] In Eriswil waren es 220 mm (davon allein 73,5 mm in den letzten fünf Tagen). Das waren 70 Prozent mehr als der Durchschnittswert von 134 mm.[5] In den ersten Junitagen kamen nochmals 53,4 mm hinzu – mit den 90,5 mm vom 8. Juni war der Juni-Durchschnittswert von 137 mm damit bereits übertroffen. Durch diese

vielen Regenfälle waren die Böden bereits vor dem Gewitter mit Wasser stark gesättigt. Entsprechend weniger konnte nun versickern und wurde so zurückgehalten, bis es abfloss.

Die Flut

Das Gewässernetz kann dieses Wasser bereits nach kurzer Zeit nicht mehr geordnet ableiten. In Eriswil steigen der Schwendibach und die Langeten, die mitten im Dorf zusammenfliessen, innerhalb von Minuten zu reissenden Gewässern an. Unzählige Menschen sind von der Flut betroffen, die folgende Schilderung kann nur einige Einzelschicksale beleuchten, die vornehmlich aus der Berichterstattung der Medien stammen.[6]

Der Schwendibach reisst in der Wühre die Brücke los. Weiter unten, in der Mühle, knallt er diese zusammen mit losgerissenen Bäumen und Geschiebe gegen das über den Bach gebaute ehemalige Vereinshaus des Evangelischen Brüdervereins, das von Schreiner Walter Käser als Büro und Wohnhaus genutzt wird. Sie verstopfen den Durchlass, ein Baumstamm durchbohrt das Fenster im ehemaligen Versammlungsraum, der nun als Nebenraum zum Büro dient und in dem noch gestapelte Kirchenbänke und ein Harmonium an seinen ehemaligen Zweck erinnern. Zwischen Haus und Werkstatt pressen die Wassermassen die Betonplatten des Bodens weg. Ein praktisch neuer Lieferwagen wird ins Fenster der Werkstatt gedrückt, wo er zusammen mit einem zweiten mehr hängt als steht. Das Wasser wirft alle Scheiben ein, schiesst raumhoch durch die Werkstatt und auf der anderen Seite wieder heraus. Walter Käser, der zum Zeitpunkt der Flut mit seiner Frau in Langenthal weilt, treiben später auf dem Heimweg eingangs Eriswil seine Hobelbänke entgegen.

Zuhause ist etwas weiter unten im Niederdorf Johann Schär. «Mit einem Knall wurden meine Fenster eingedrückt und ich stand bis zum Gesäss im Wasser», erzählt er später. Für seine 84-jährige Mutter, Hildegard Schär, die nur wenige Meter entfernt auf der andern Bachseite in der Oele wohnte, kommt dagegen jede Rettung zu spät. Ihr Bauernhaus, unmittelbar unterhalb des Zusammenflusses von Schwendibach und Langeten gelegen, wird bis ins Obergeschoss vollständig überflutet.

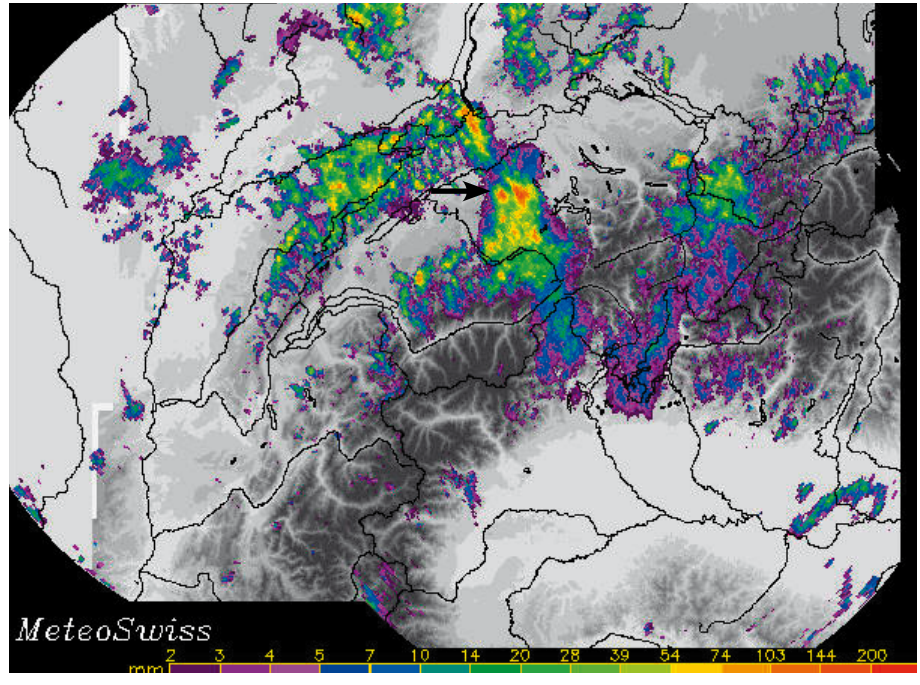
Wetterradar

Technisch betrachtet arbeitet der Wetterradar gleich wie jeder andere Radar, nur dass er auf das Erkennen der einzelnen Niederschlagsarten (Regen, Hagel, Schnee) optimiert ist. Von einer drehenden Antenne wird ein Signal ausgesandt. Wenn das Signal auf eine Niederschlagszone trifft, wird ein Teil des Signals in Richtung der Antenne reflektiert, welche das Signal ausgesendet hat. Diese Antenne funktioniert gleichzeitig als Empfänger und kann aus der zeitlichen Verzögerung zwischen dem ausgesandten und dem empfangenen Signal die Entfernung der Niederschlagszone berechnen. Die Intensität des reflektierten Signals gibt Rückschlüsse über die Art und Intensität der Niederschlagszone. Es ist somit teilweise möglich, zwischen kaum spürbarem Nieselregen, Regen, Hagel und Schnee zu unterscheiden. Bei der Berechnung werden auch die Einflüsse der Topografie auf die Reflektion der Radarwellen berücksichtigt.

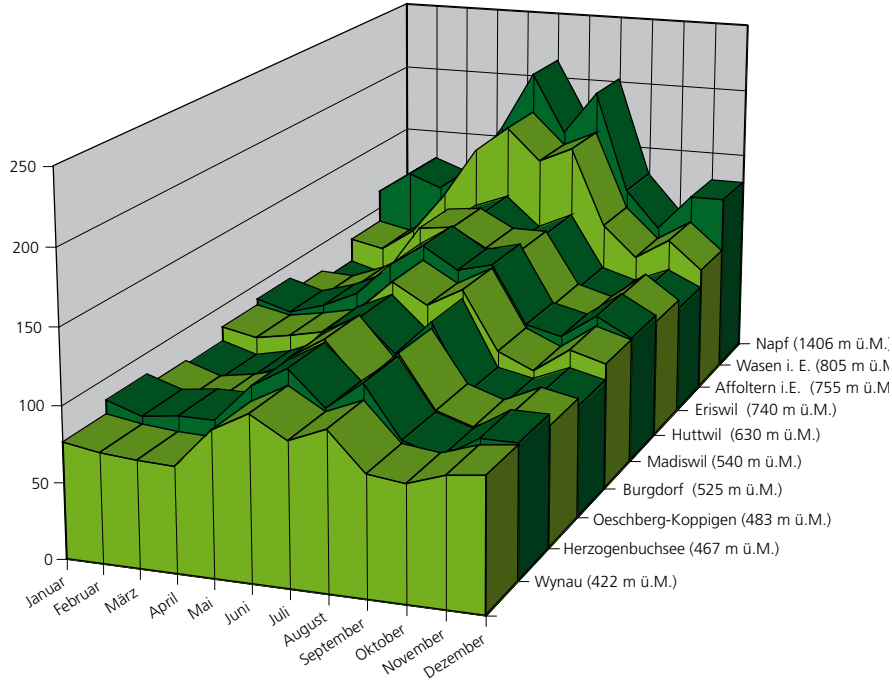
In der Schweiz betreibt Meteo-Schweiz drei Radarstationen in La Dôle, auf dem Albis und dem Monte Lema, zusätzlich die ETH Zürich eine auf dem Hönggerberg. Die Antennen von Meteo-Schweiz drehen sich einmal in 2,5 Minuten und scannen nacheinander zwei Höhenbänder ab. Sie liefern also alle fünf Minuten ein vollständiges Radarbild. Die Auflösung beträgt einen Quadratkilometer.

(Quellen: www.meteoschweiz.ch; www.meteoradar.ch)

Gesamtniederschlagsmenge am 8. Juni 2007 gemäss den Aufzeichnungen der Wetterradarstationen von MeteoSchweiz. Der Pfeil weist auf die Region Huttwil.
Karte MeteoSchweiz



Durchschnittliche monatliche Niederschlagssummen im nordwestlichen Napfgebiet 1961–1990 gemäss Tabelle der Normwerte der Messstationen von MeteoSchweiz (in mm)



Theo Rohr wohnt in Eriswil in Unterstutz, und damit nicht direkt an der Langeten. Doch der Regen ist so heftig, dass auch dort das Wasser durch die Kanalisation noch im ersten Stockwerk in Fontänen aus den Abläufen spritzt.[7] Andernorts, zum Beispiel am Mühleberg, müssen Liegenschaften gar evakuiert werden. Rolf Jost will in der Garage seines Bruders im Niederdorf Bretter holen, um sein ebenfalls am Hang gelegenes Haus zu schützen. Als die Flut kommt, schafft er es noch ins Auto. Doch nach wenigen Metern muss er es fluchtartig wieder verlassen. Am andern Morgen entdeckt er es unten am Dorf in der Langeten. Auch im Niederdorf reissen die tobenden Wassermassen Brücken und ganze Betonplatten weg. Besonders heikel ist die Lage zwischen den Liegenschaften Gygli und Meyer, die beide eng ans Bachbett gebaut sind. Zwei Meter hoch staut sich die braune Brühe dort, so hoch wie Meyers Gartenhaus. Im Haus, dem einzigen zwischen Strasse und Bachbett, wird Ferdinand Meyer von den Fluten mitgerissen und durchs Haus gespült. Wie durch ein Wunder kann er sich im Parterre zwischen Radiator und Fenster festklemmen und sich damit retten. Doch damit ist der Schreck des Ehepaares nicht ausgestanden. Bis die Flut zurückgeht, müssen die beiden im Schlafzimmer im Obergeschoss mehrere Stunden ausharren. Erst danach kann die Feuerwehr zum Haus gelangen und das Paar retten.[8] Am Nachbarhaus wird die Kellermauer weggerissen.

Auf dem Weg Richtung Huttwil verwüstet die Flut die Felder zum Teil hunderte von Metern neben dem Bachbett. In Tschäppel reisst sie die Brücke Richtung Nyffenegg weg. Durch Huttwil hinterlässt sie eine Schneise der Verwüstung. Erste grosse Schäden an Gebäuden entstehen bei der Brücke am Rüttistalden. Auch im Krummacker vermag der Durchlass der Brücke das Wasser nicht zu fassen und ist rasch verstopft. Elisabeth Nyffeler ist mit ihren drei Kindern – acht Monate, zweieinhalb und sieben Jahre alt – allein zuhause. Ihr Mann Thomas arbeitet als Lokomotivführer und ist in Wolhusen von Luzern Richtung Langenthal unterwegs, als ihn seine Frau anruft, um ihm mitzuteilen, dass sich Sohn Laurin beim Spielen leicht verletzt habe. Plötzlich ruft sie: «Es kommt Wasser!» Dann ist die Leitung tot. Elisabeth Nyffeler will das Haus verlassen, doch Nachbarn rufen ihr zu und raten davon ab. Der Boden ist bereits sehr glitschig. Das Wasser staut sich an der Holzwand zum Schwimmbad. So harrt die Familie im Obergeschoss aus. Plötzlich wird es stockdunkel, weil auch die Elektrizitätsversorgung in einem grossen

Beim Bahnübergang an der Luzernstrasse in Huttwil blieb eine Eisenbahnkomposition in den Fluten stecken. Am andern Morgen blieb ein Krater zurück. Fotos Marcel Bieri und Hanspeter Bärtschi

Teil von Huttwil zusammenbricht. Erst als das Wasser zurückgeht, kann die Feuerwehr sie evakuieren. Das ist um halb ein Uhr. Auch Thomas Nyffeler ist in Wolhusen blockiert. Von Nachbarn und Feuerwehrleuten erfährt er immerhin, dass seine Familie zwar eingeschlossen ist, aber noch lebt. Erst um zwei Uhr nachts kommt er nach Hause. Das 1915 erbaute Haus, das er und seine Frau in den sieben Jahren zuvor eben fertig renoviert und eingerichtet haben, steht wie eine Insel im Dreck und Schlamm. Sie müssen noch einmal von vorne beginnen.[9]

Die Flut ergiesst sich weiter zwei Meter hoch durch das Säge- und Hobelwerk Schürch und überschwemmt das Schwimmbad und die Luzernstrasse. Dort bleibt der Personenzug der BLS stecken, der um 22.43 Uhr aus dem Bahnhof Huttwil ausgefahren ist. Lokomotivführer Heinz Glinz und zwei Passagiere können ihn unverletzt verlassen.[10] Die Schienen werden unterspült, ein Auto rutscht in den entstehenden Trichter. Besonders dramatisch ist die Situation am Stalden. Dort werden mehrere Häuser und die Gärtnerei Meiller geschosshoch überflutet; auch hier können sich die Bewohner zum Teil erst in letzter Minute in Sicherheit bringen. Dem Ehepaar Fritz und Katharina Flückiger gelingt dies nicht mehr. Es will seine Schafe retten und wird vom Wasser mitgerissen. Lediglich ihr Sohn Ulrich kann sich festhalten und von der Feuerwehr in einer spektakulären Aktion mit der Autodrehleiter gerettet werden.

Der Hochwassersommer 2007

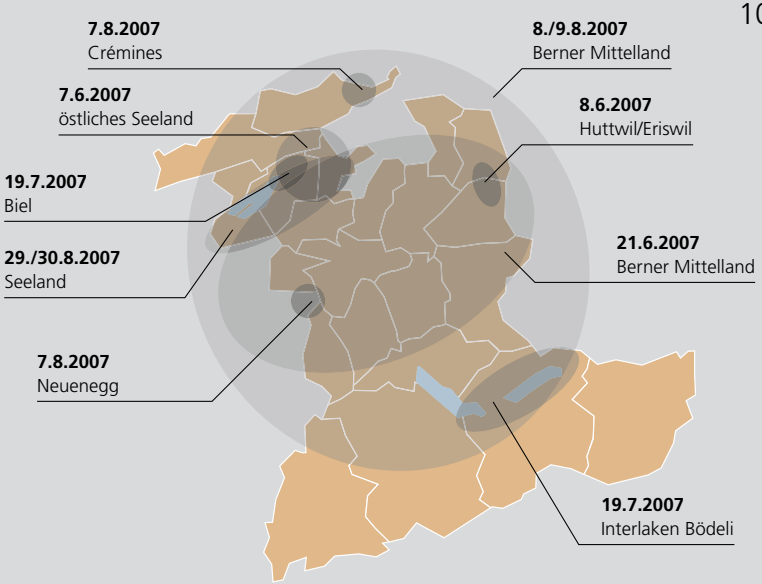
Die Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft schätzt die gesamten Unwetterschäden in der Schweiz im Jahr 2007 auf 710 Millionen Franken – rund das Doppelte des Durchschnitts aus den Jahren 1972 bis 2007, jedoch nur rund ein Viertel des extremen Hochwasserjahres 2005 (3 Milliarden Franken). Mehr als die Hälfte der Schadensumme verursachte dabei der Dauerregen vom 8./9. August mit 380 Millionen Franken. Mit einer Summe von 270 Millionen Franken war Bern 2007 der am stärksten betroffene Kanton. 200 Millionen davon entfielen auf die Gebäudeversicherung, für die 2007 damit nach 2005 und 1999 das dritthöchste Schadenjahr seit 1998 war. Für sie war das Hochwasser vom 8. Juni in der Region Huttwil nur der fünftgrösste Elementarschadenfall im Sommer 2007 (siehe Tabelle und Karte). Viel stärker als den Oberaargau traf es die Region Lyss, die dreimal von Überschwemmungen heimgesucht wurde.

Im Oberaargau hatten die Überschwemmungen bereits am *21. Mai* begonnen: Ein Gewitter über den Wynigenbergen führte vor allem im Mutzbachtäli bei Riedtwil, Gemeinde Seeberg, zu verwüsteten Kulturen und gefüllten Kellern.

Am *4. Juni* gingen das Dorf Melchnau nach einem lokalen Gewitter über dem oberen Gemeindeteil sowie Gondiswil und Auswil knapp an einer Überschwemmung vorbei. In Mitleidenschaft gezogen wurde aber die Hauptstrasse Richtung Gondiswil und vor allem das Schwimmbad.

Noch einmal hielten Wassermassen verschiedene Oberaargauer Gemeinden und Feuerwehren am *29./30. August* auf Trab. Zum dritten Mal getroffen wurden Madiswil, Melchnau und Seeberg.

Die Folgen bekam jedoch die Bevölkerung von Bleienbach am stärksten zu spüren: Dort drang Oberflächenwasser ins Pumpwerk der kommunalen Wasserversorgung an der Langenthalstrasse ein und verschmutzte dieses so stark, dass es nicht wieder in Betrieb genommen werden konnte. Bleienbach musste mit einer Notleitung von Thunstetten-Moos, später von Rütschelen her mit Trinkwasser versorgt werden. Bis die Anlagen durchgespült waren, mussten die Bewohner sogar mit Mineralwasser in Flaschen versorgt werden. Die Havarie im Pumpwerk lieferte den Anhängern eines Anschlusses an die Wasserversorgung unteres Langetental (WUL) ein schlagendes Argument: Am 29. Oktober stimmte die sehr gut besuchte Gemeindeversammlung dem Geschäft mit 107:10 sehr deutlich zu (24,6 Prozent der Stimmbeteiligten waren anwesend). 2003 war das gleiche Geschäft noch durchgefallen.



Die Unwetter des Sommers 2007 verschonten praktisch keine Region des Kantons Bern.
Karte Gebäudeversicherung GVB

Im Amt Aarwangen wurden im ganzen Sommer 1098 Gebäude durch Hochwasser beschädigt, wobei ein Elementarschaden von 8,7 Millionen Franken entstand. Besonders stark betroffen – mit einem Schaden von je über 400 000 Franken – waren die sieben Gemeinden Kleindietwil, Langenthal, Melchnau, Oeschenbach, Rohrbach, Thunstetten und Ursenbach. In diesen fielen 86 Prozent der Schäden an. Insgesamt standen bei den vier «Hauptereignissen» 1908 Feuerwehrangehörige im Einsatz.

Der Hochwasserschutzverband unteres Langetental verzeichnete 2007 insgesamt zehn Hochwasser, während denen der Entlastungsstollen bei Madiswil in Betrieb ging, davon vier grössere. Während der beiden Dauerregen-Hochwasser im August lief er jeweils während über 24 Stunden, während des ganzen Jahres total 86 Stunden. Im Durchschnitt musste seit 1993 5,7-mal pro Jahr Wasser durch den Stollen abgeleitet werden, bis 2007 insgesamt 84-mal. Die Aufwendungen für den Unterhalt von Gerinne und Entlastungsstollen waren 2007 mehr als doppelt so hoch wie budgetiert.

Quellen: LT/BR, BZ, Angaben von Martin Lerch, Regierungsstatthalter Amt Aarwangen, Rechnung Hochwasserschutzverband unteres Langetental 2007, Ergänzungen von Wasserbauinspektor Patrick Kissling vom 27. Juni 2008. Unwetterschäden in der Schweiz im Jahre 2007 (wie Anm. 37).

Die grössten Elementarschäden im Kanton Bern 2007

		Anzahl Gebäude	Betrag (Mio. Fr.)
19. Juli	Interlaken und Umgebung, Biel	8877	62,8
21. Juni	Mittelland	5944	47,6
29./30. August	Seeland (v. a. Lyss)	2359	29,3
8./9. August	Mittelland (u. a. Lyss)	2076	21,8
8. Juni	Region Huttwil	569	16,2
7. Juni	Östliches Seeland (v. a. Lyss)	701	4,7

Quelle: Jahresbericht 2007 der Gebäudeversicherung Bern, S. 21.

Zehn Feuerwehrleute beschweren das Fahrzeug auf der Gegenseite, damit die Leiter bis zu ihm ausgefahren werden kann.[11] Die Eltern bleiben vermisst. Auch ein Helikopter, der im Verlauf der Nacht die Umgebung der Langeten mit seinem Suchscheinwerfer absucht, findet sie nicht. Katharina Flückiger wird schliesslich in der Lochmühle eingeklemmt zwischen einer Brücke und einem dort stecken gebliebenen Auto aufgefunden, ihr Mann am Morgen eingangs Rohrbach in der Langeten.

Auf seinem weiteren Weg überflutet das Wasser die alte Möbelfabrik Meer und beschädigt die Brücke der Sonneggstrasse. Bei der Salze füllt es die Baugrube des dort entstehenden Mehrfamilienhauses. In der Walke setzt es die Tiefgarage unter Wasser. Das Spital Region Oberaargau löst um 0.18 Uhr den Katastrophenalarm für den Rettungsdienst aus. Vier Ambulanzen und ein Katastrophen-Anhänger sind auf Pikett, werden aber nicht benötigt. Im Betrieb Huttwil wird bloss die geschützte Operationsstelle, welche nur in Kriegs- oder anderen Notlagen in Betrieb genommen wird, überflutet. Sonst bleiben die Schäden dort gering.

Auch in Wyssachen lässt das heftige Gewitter die Bäche über die Ufer treten. Am Rand betroffen wird auch der Hornbachgraben jenseits der Fritzenfluh. In Wasen kommen etwa 7000 Hühner in einer Scheune ums Leben. Im oberen Gemeindegebiet von Wyssachen kommt es zu grossflächigen Hangrutschen. Die hochgehenden Bäche schwemmen das Geschiebe durch das Dorf. Dort steht entlang der Wyssache jeder Keller unter Wasser. Das Gleiche besorgt Hangwasser im Sager. Weil die Telefonzentrale überschwemmt wird, fällt auch das Telefonnetz praktisch in der ganzen Gemeinde aus; einzelne Haushalte bleiben während Tagen ohne Verbindung, und auch das Internet kann nur eingeschränkt genutzt werden. Dabei hat Wyssachen Glück im Unglück: Nicht nur sind dort keine Menschenleben zu beklagen; weil das Seitental mit Mannshus und Roggengratbad bereits in der Randzone des Gewitters liegt, kommt aus rund zwei Dritteln des Einzugsgebietes der Wyssache nur vergleichsweise wenig Wasser.[12] In Schwarzenbach bei Huttwil setzt der Bach trotzdem die Eishalle des Sportzentrums mit ihren Nebenräumen unter Wasser. Unterhalb von Schwarzenbach vereinigt sich die Wyssache mit dem Rotbach, der vom Gewitter praktisch nicht betroffen ist.

In der Lochmühle, wo der Rotbach in die Langeten mündet, nutzt ein Kleinkraftwerk die Wasserkraft des Rotbachs. Dort wohnt das Künstlerpaar Menel Rachdi und Regula Farner. Menel Rachdi ist am 7. Juni zu

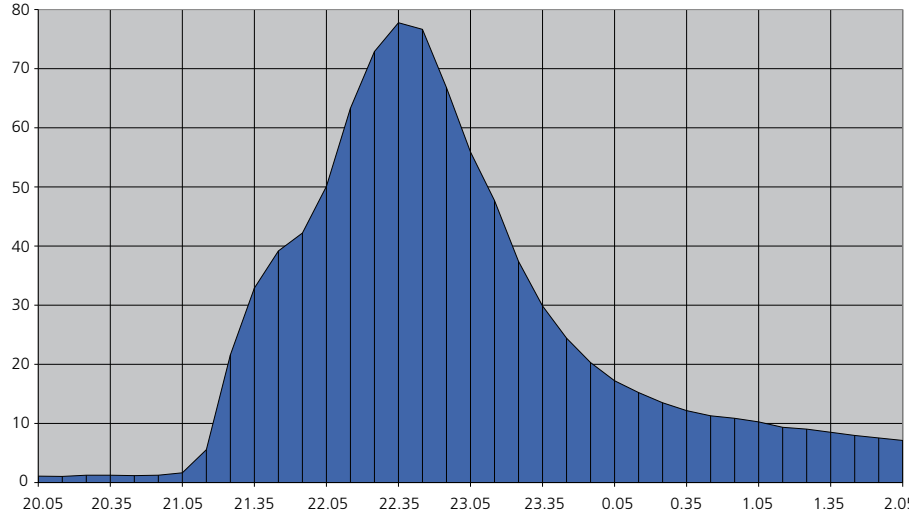
Die Nacht vom 8./9. Juni

Die Nacht vom 8./9. Juni hatte in der Katastrophenchronik von Huttwil bereits vor dem Unwetter von 2007 einen besonderen Platz: Im Jahr 1834 brannte genau an diesem Datum das Städtchen nieder. 74 Haushalte mit 377 Personen verloren Hab und Gut und wurden obdachlos. Auch damals führte ein Gewitter zur Katastrophe: Ein Blitz schlug in die Zehntscheune hinter dem Städtchen ein. Der Ortskern um Kirche und Brunnenplatz erhielt in der Folge seine heutige Gestalt.

Jeremias Gotthelf hat mit der «Wassernot im Emmental» nicht nur ein Hochwasser eindrücklich beschrieben, sondern im Roman «Geld und Geist» auch den Städtlibrand von Huttwil. Als es brannte, war er zu Besuch bei seinem Amtskollegen in Huttwil.

Die Flut in der Lochmühle unterhalb von Huttwil, wie sie Menel Rachdi aufgrund von Augenzeugenberichten sowie Spuren am Haus und im Gelände festgehalten hat.
Von Menel Rachdi stammt das Portfolio im Anschluss an diesen Beitrag auf S. 93–108

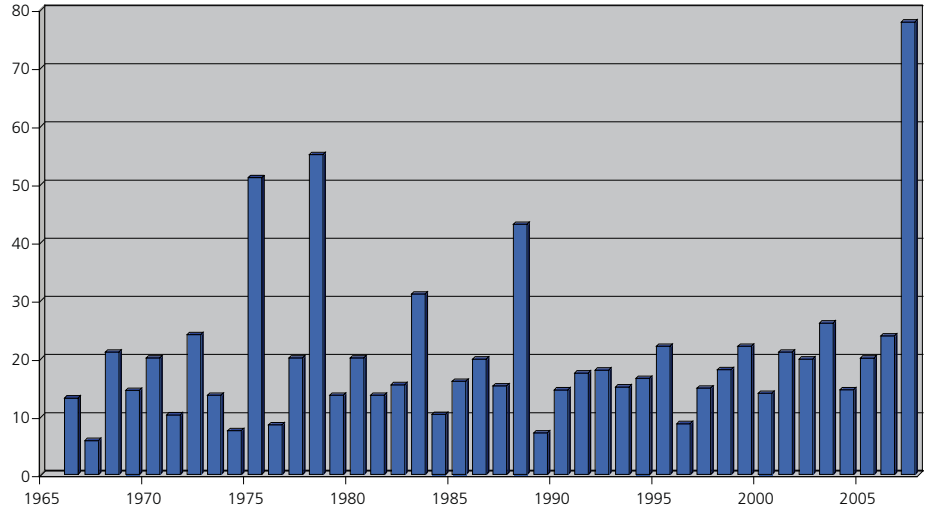
einem Malprojekt nach Pirna im deutschen Bundesland Sachsen aufgebrochen – einem Projekt, das ironischerweise im Jahr zuvor wegen des Hochwassers an der Elbe verschoben worden war. Seine Familie muss das Haus fluchtartig verlassen, ohne noch etwas aus dem Atelier retten zu können. «Mit Schreck und Staunen stehen wir oben auf dem Strässchen und müssen zuschauen, wie der Baumgarten geflutet und unser Wohnhaus innert kurzer Zeit zu einer Insel in einem breiten, reissenden Fluss wird», schreibt Regula Farner später in ihrer «Flutpost»,[13] einem Flutblatt für Bekannte. «Das Tosen war unheimlich», ergänzt Tochter Fiona: «Im Scheinwerferlicht sah ich einen breiten Strom von Stämmen, Brettern und Siloballen am Haus vorbeiziehen. Vom Holzlager schaute nur noch das Blechdach aus den Fluten.»
Etwas weiter bachabwärts, bei der Strassenbrücke zum Häbernbad, befindet sich eine Messstation der Landeshydrologie. Die Wucht des Wassers, die aus den Schilderungen der Betroffenen spürbar wird, kann dort in physikalischen Grössen exakt beschrieben werden. Seit 1966 wird der Abfluss der Langeten gemessen.[14] Sie und ihre Zuflüsse entwässern dort ein Gebiet von 59,9 Quadratkilometer. 1,28 Kubikmeter Wasser fliessen im Durchschnitt pro Sekunde durch, wobei das gemessene Jahresmittel bisher zwischen 0,78 m^3/s (1976) und 1,78 m^3/s (2001) schwankte. Etwa



Der Abfluss der Langeten bei der Pegelstation Häbernbad, Huttwil, vom 8./9. Juni, 20.05 bis 2.05 Uhr (in m^3/s). Quelle: Landeshydrologie

in dieser Grössenordnung bewegen sich die Werte auch am 7. und 8. Juni 2007, bevor die Flut am zweiten Tag nach 21 Uhr einsetzt. Kurz nach 22 Uhr wird der bis dahin grösste gemessene Abfluss – 55 m^3/s im Juli 1978 – übertroffen. Und die Flut steigt weiter – durchschnittlich um vier Zentimeter in der Minute. Das Maximum wird eine halbe Stunde später gemessen: 77,70 m^3/s – das 1,4-Fache des bisherigen Spitzenwertes. Der Wasserspiegel ist in diesen anderthalb Stunden um 2,7 Meter angestiegen. Nach 22.30 Uhr beginnen sich die Wassermassen wieder zurückzubilden: Anfänglich ebenso stark wie sie angeschwollen sind, dann immer verzögerter. Erst am 10. Juni um Mittag erreichen sie wieder Werte im oberen Bereich der Jahresmittel.

Folgender Vergleich soll die Grössenordnungen anschaulicher machen: Eine Badewanne von 150 Zentimeter Länge, 60 Zentimeter Breite und 40 Zentimeter Tiefe fasst 0,36 m^3 Wasser. Die 1,28 m^3, die im Durchschnitt die Messstation Häbernbad pro Sekunde passieren, entsprechen also 3,5 vollen Badewannen. Die neue Rekordmarke von 78 m^3 entspricht dagegen 217 Badewannen. Oder anders herum: Ein wettkampftaugliches Schwimmbecken mit acht 50 Meter langen Bahnen, Randstreifen von 2,5 Metern und einer Tiefe von 2,0 Meter fasst 250 m^3 Wasser.[15] Zwischen 22 Uhr und 23.50 Uhr misst der Abfluss der Langeten 50 bis 78 m^3/s. In diesen knapp zwei Stunden könnten alle fünf Sekunden ein bis anderthalb solche Becken gefüllt werden. Wie ausser-



Jahresmaxima der Pegelstation Häbernbad von 1966 bis 2007 (in m^3/s).
Quelle: Landeshydrologie

gewöhnlich die Flut vom Juni 2007 ist, zeigt auch ein Blick auf die seit 1966 in Häbernbad gemessenen Jahreshochwasser: 37 davon bewegen sich innerhalb eines Drittels des Wertes von 2007, lediglich vier liegen mit 31, 43, 51 respektive 55 m^3 über einem Viertel davon. Wenig fehlt zudem, bis das Hochwasser den Messbereich der Station überschreitet: Die Tabelle der Pegelstand-Abfluss-Beziehung endet bei einem Abfluss von 86,2 m^3, bloss 25 cm über der erreichten Höchstmarke.
Die Flut, die die Messstation registriert, vermag das Bachbett der Langeten auch in den Dörfern Rohrbach und Kleindietwil nicht zu fassen. Im Sagiloch in Rohrbach lässt das Wehr des Kleinkraftwerks zu wenig Wasser durch. Dieses staut sich, überschwemmt die Häuser und fliesst übers Feld ab. Die Mauer, die die Gemeinde erst wenige Jahre zuvor errichtete, um das Bauernhaus in der Schwelle vor Hochwassern zu schützen, wird um mindestens einen Meter überflutet. Das Wasser fliesst quer durchs Haus, vorne durch die Wohnung rein, hinten durch den Stall wieder raus. «Meine Kühe standen im Stall einen halben Meter tief im Wasser», berichtet Landwirt Fritz Müller am Morgen danach. Einige Meter weiter unten reisst die Flut Teile der Käsereibrücke weg. Unterhalb des Dorfes staut sich die Langeten am Durchlass unter der Hauptstrasse. Ein Grossteil der Wassermassen verlässt das Bachbett, überschwemmt die Bahngeleise und sucht sich via Felder und Hauptstrasse einen direkten Weg nach Kleindietwil. Dort bietet sich der Gruppe von Einwohnern, die auf

der Terrasse des ehemaligen Restaurants Bären steht, ein beängstigendes Bild. Keine Autos fahren vorbei. Eine braune Schlamm- und Wasserlawine erzwingt sich den Weg durch die Häuser, Gärten und Quartierstrassen. Gegenüber dem «Bären» stehen Silvia und Peter Bannwart auf der Türschwelle ihres Hauses. Das Wasser fliesst nur einige Zentimeter von ihren Füssen entfernt an ihnen und ihrem 130-jährigen Haus vorbei. «Wir sassen auf dem Gartensitzplatz und hörten plötzlich ein ganz komisches Geräusch», blickt Silvia Bannwart am andern Morgen auf die Schreckensnacht zurück. Dann stieg das Wasser praktisch im Sekundentakt. «Wir hatten keine Chance, wegzugehen, das wäre viel zu gefährlich gewesen», ergänzt ihr Ehemann. Die beiden werden in ihrem Haus eingeschlossen und bangen um ihr Leben. Auf dem Areal der benachbarten Garage Käser stehen die Werkstatt und der erst im Frühling eröffnete Ausstellungsraum ebenso unter Wasser wie Autos im Wert von rund 400 000 Franken – darunter zehn Neuwagen, die am Samstag hätten ausgeliefert werden sollen. Auf der Langetenseite des Dorfes erleiden ausnahmslos alle Häuser Wasserschäden. «Ich bin hier aufgewachsen», erklärt der 47-jährige Kurt Tschanz, dessen Metzgerei ebenfalls schwer getroffen wurde, «aber so etwas habe ich noch nie gesehen.» Auch Käsers hatten in den 25 Jahren, seit sie ihren Betrieb führen, noch nie Wasser in der Garage.

Unterhalb von Kleindietwil sucht sich ein Teil des Wassers vom Chäserhof einen direkten Weg über die Mülimatt nach Lindenholz. In Madiswil droht das von der Flut mitgeführte Holz das Einlaufbauwerk des Stollens zu verstopfen, der Hochwasser direkt in die Aare bei Bannwil ableitet. Dieser kann maximal 58 m^3/s aufnehmen. Um zwei Uhr am Samstagmorgen ist er randvoll. Deshalb werden in Langenthal Vorkehren getroffen, um die Langeten durch die Strassen der Stadt ableiten zu können – zum ersten Mal, seit der Stollen im Jahr 1991 in Betrieb genommen wurde. Als die Langeten um 2.15 Uhr ihren Höchststand erreicht, schwappt sie beim Füglistaller-Haus neben dem Coop-Einkaufszentrum Tell auf die Strasse hinaus. Vorsorglich sicherte die Feuerwehr bereits die Einfahrt zur Tell-Einstellhalle mit Sandsäcken. Kurze Zeit später kommt jedoch aus Madiswil die Entwarnung. Um 4 Uhr kann der Einsatz beendet werden. Der Langeten-Stollen bewahrte damit die Stadt Langenthal vor einem verheerenden Hochwasser: Der «Notablass» durch die Gassen kann höchstens 20 m^3/s wegleiten.

Die Wucht des Hochwassers wird mit dieser Aufnahme aus dem Unterdorf in Eriswil spürbar. Die beiden Häuser Meyer und Gygli im Hintegrund mussten abgerissen werden. Foto Hanspeter Bärtschi

Aufräumen und Bewältigen

Das heftige Gewitter traf die Region Huttwil praktisch ohne Vorwarnung.[16] Der Flut konnten die Feuerwehren wenig entgegensetzen. Umso mehr waren sie bei den anschliessenden Räumungsarbeiten gefordert. Insgesamt waren rund 420 Feuerwehrleute aus neun Wehren im Einsatz, dazu standen 60 Mann aus Dürrenroth als Reserve für Notfälle mit Feuer im Einsatz.[17] Bereits ab Samstag halfen auch Angehörige der Zivilschutzorganisation «Trachselwald plus» beim Aufräumen. In erster Priorität galt es, die Bachläufe wieder frei zu machen, waren doch für den Abend die nächsten Gewitter angesagt, die dann glücklicherweise ausblieben. An verschiedenen Orten waren Strassen unterbrochen, den Verkehrsteilnehmern wurde empfohlen, die Region grossräumig zu umfahren. Am längsten geschlossen – bis am 14. Juni – blieb die Strasse über die Fritzenfluh, die durch einen Hangrutsch oberhalb von Eriswil verschüttet worden war. Auch die BLS musste zwischen Madiswil und Wolhusen mit Bussen verkehren. Während die Geleise zwischen Kleindietwil und Rohrbach am frühen Sonntagnachmittag wieder freigegeben werden konnten, wurde es Montag, bis das unterspülte Trassee in

Spuren der zerstörerischen Flut in der Schwelle, Rohrbach. Fotos Hanspeter Bärtschi

Eine abgerutschte Gartenstützmauer verhinderte auf der Fritzenfluhstrasse oberhalb von Eriswil die Durchfahrt.

Huttwil Richtung Luzern repariert war. In Rohrbach war die Wasserversorgung kurzfristig unterbrochen, in Eriswil sogar bis Dienstag, 12. Juni. In Eriswil wurde die Abgabe von Mineralwasser organisiert – insgesamt wurden 12 Paletten verbraucht, rund 9000 Liter.

569 beschädigte Gebäude zählte die Gebäudeversicherung Bern.[18] Sechs Familien mussten evakuiert werden. Bereits am Samstag unterstützten Hunderte von Freiwilligen die Betroffenen bei der Räumung ihrer Liegenschaften. Wohnungen, Garagen, Werkstätten und Keller mussten Kübel um Kübel, Schubkarre um Schubkarre vom Schlamm befreit werden, solange dieser noch nicht eingetrocknet war. Möbel, Geräte und Maschinen mussten entsorgt, Gärten und Hausplätze wieder instand gestellt werden. An verschiedenen Orten war auch Heizöl ausgelaufen und waren Tanks beschädigt worden. Wo das Öl noch in den Kellern war, musste das Gemisch aus Öl, Schlamm und Wasser von Spezialfirmen abgesaugt und in einem aufwändigen chemischen Prozess wieder getrennt werden. «Ohne fremde Hilfe ginge es nicht», sagte Ernst Rickenbacher, dessen Keller und Erdgeschoss an der Staldenstrasse in Huttwil überflutet war. Zuerst war dort das Holzhaus des Nachbarn gereinigt worden, weil nasses Holz schneller Schaden nimmt als Backsteinmauern. «Wir haben viel Hilfe erhalten, das hat gut getan», blickte Lisette Meiller von der benachbarten Gärtnerei Ende Monat auf die Aufräumarbeiten zurück. Freiwillige kamen, Schulklassen, der Eishockeyclub Napf, der Unihockeyclub Black Creek, die Heilsarmee. Wo bis zum Hochwasser Blumen hergerichtet wurden, entstand ein «Wirtschäftli», wurden für die Helfer Verpflegung und Getränke aufgetischt. Nachbarn und Bekannte brachten Züpfe, Kuchen und luden Lisette und Franz Meiller zum Essen ein. «Ja, wir erfuhren sehr viel Solidarität und Mitgefühl», sagten die beiden.[19] Die grosse Hilfsbereitschaft und Solidarität bei diesen schweren Arbeiten wurden immer wieder als positive Erfahrung aus diesen schweren Tagen hervorgehoben – vereinzelt aber auch über Gaffer geklagt. «Verabschiedet» werden musste dabei auch viel Persönliches. «Das tut weh», sagte Menel Rachdi, der in seinem Atelier viele Bilder und Zeichnungen verlor, aber bei allem Leid nicht den Humor: «Schrift verflossen, die Liebe nicht!», notierte er in seinem Hochwasserprotokoll, nachdem er aufgefundene Liebesbriefe an die Wäscheleine zum Trocknen aufgehängt hatte. Und Tochter Leila hielt fest, wie ihre Schwester Aicha beim Schlammschaufeln einmal gescherzt

Aufräumen am Stalden in Huttwil.
Fotos Thomas Peter

Schwere Maschinen befreien in Eriswil das Bachbett der Langeten vom Geschiebe des Hochwassers.

Pausentaste – das Jodlerfest in Huttwil

Nur eine Woche nach dem Hochwasser vom 8. Juni stand in Huttwil das 44. Bernisch-Kantonale Jodlerfest auf dem Programm. Da sich die grossen Schäden in Huttwil auf den Ufersaum der Gewässer konzentrierten und das Verkehrsnetz nur punktuell beschädigt war, entschloss sich das Organisationskomitee unter der Leitung von Gemeinderatspräsidentin Therese Löffel (FDP) noch am Unglücks-Wochenende, das Fest trotzdem durchzuführen, mit der nötigen Sensibilität für den Umstand, dass Freude und Leid während dieser Zeit in Huttwil nahe beieinanderliegen würden. Während einer Woche wurde parallel die Festinfrastruktur aufgebaut, auf den Schadenplätzen aufgeräumt, und die beiden Verstorbenen wurden zu Grabe getragen.

Das Fest selbst war geprägt von einem enormen Wetterglück – als gelte es, etwas vom Unglück wieder gutzumachen: Von den heftigen Regenfällen am Freitag erwischten nur noch die ersten Alphornbläser auf dem Sportplatz Dornacker die letzten Schauer; mit dem Beginn der Jodlervorträge am frühen Abend lockerte sich die Wolkendecke und machte für die nächsten zwei Tage der Sonne Platz. Mittelpunkt des grossen Jodlerstädtlis war der mit einer transparenten Zeltplane überdeckte Brunnenplatz. Jürg Domke, Präsident des Bernisch-Kantonalen Jodlerverbandes aus Gstaad, charakterisiert Huttwil als «familiäres» Fest. Trotz überdurchschnittlicher Teilnehmerzahlen sei man viel mehr als anderswo beieinander gewesen.

Regierungsrat Hans-Jürg Käser aus Langenthal nahm in seiner Festansprache nochmals Bezug zu den Unwettern, die die Region Huttwil eine Woche vor dem Fest heimgesucht hatten. Im Namen der Kantonsregierung, des Huttwiler Gemeinderates, der Organisatoren und des Bernisch-Kantonalen Jodlerverbandes drückte er den Heimgesuchten gegenüber seine Betroffenheit und Anteilnahme aus.

Er stellte jedoch auch fest, dass die Geschädigten eine schöne Solidarität und Hilfsbereitschaft erfahren durften. Zudem hätten sich die Vorkehrungen bewährt, die die Menschen im Kanton Bern getroffen haben, um für ausserordentliche Naturereignisse gewappnet zu sein. Das mache ihn als Verantwortlichen für die Sicherheit in der Regierung glücklich.

Das Jodeln werde von den Bernern gerne als etwas Ur-Bernisches verstanden, hielt Käser zum Fest selbst fest. Jodeln sei ein zentrales Kultur-

Eine Woche nach dem verheerenden Unwetter konnte Huttwil das Bernisch-Kantonale Jodlerfest bei strahlendem Wetter durchführen. Fotos Jürg Rettenmund

Element des ländlichen Raumes, das jedoch auch in der Stadt gepflegt, zuweilen auch mit ein bisschen Wehmut idealisiert werde. Denn das Singen und Jodeln erfülle etwas, was der Mensch gerade in der heutigen, von Hektik und Stress geprägten Zeit zuweilen auch brauche: Es sei wie eine Pausentaste.

hatte: «De Papi hät gseit, de Hund dörf nöd mit dräckige Pfote durs Atelier.»[20]

Bis die offiziellen Hilfskräfte an die Arbeit gehen konnten, mussten die Einsätze geplant und vorbereitet werden – was bei den Betroffenen nach stundenlangem Arbeiten im Dreck nicht überall auf Verständnis stiess. Glücklicherweise blieben weitere Gewitter aus – selbst die starke Front, die am 21. Juni durch die Schweiz fegte, ging haarscharf an der Region Huttwil vorbei. Ab Montag, 11. Juni, half eine WK-Einheit der Armee mit, die Unwetterschäden zu beheben. Am Dienstag trafen die ersten 15 Zivilschutz-Pioniere aus Lyss in Eriswil ein, um die Einsatzkräfte vor Ort abzulösen, später wurde der Bestand auf 75 Mann aus verschiedenen Orten aufgestockt. Ebenfalls am Dienstag begannen in Huttwil rund 50 Angehörige des Katastrophenhilfebataillons 4 damit, in Tschäppel eine Notbrücke zu bauen und das Areal der Sägerei Schürch in mühsamer Handarbeit von Schwemmholz und Teilen des verwüsteten Holzlagers zu säubern. 300 Kubikmeter wurden es insgesamt. Einen weiteren Einsatz lehnte die Armee jedoch ab, weil es nun nicht mehr um Nothilfe ging. Hingegen wurden weitere Zivilschutzeinheiten aufgeboten. Insgesamt standen rund 700 Zivilschutzangehörige im Einsatz, und zwar neben denjenigen von «Trachselwald plus» und Lyss auch aus Bigenthal, Kirchberg, Langenthal, Oberhasli, Steffisburg, Worb und von «Thun plus».[21]

Am Freitag, 22. Juni, zwei Wochen nach der Unglücksnacht, fand in der reformierten Kirche Huttwil ein Gedenkgottesdienst unter dem Motto «Wir teilen Betroffenheit und Dankbarkeit» statt. Rund 700 Gäste nahmen daran teil. Damit sie alle Platz fanden, wurde die Feier in den «Mohren»-Saal übertragen. Ein blaues Tuch, quer über den Taufstein gezogen, ein Ast und ein paar Steine erinnerten daran, was geschehen war. Ein Ad-hoc-Chor mit Sängerinnen und Sängern aus den vom Unwetter betroffenen Gemeinden umrahmten den von den beiden Huttwiler Pfarrern Simon Jenny (reformiert) und Wieslaw Reglinski (katholisch) geleiteten Anlass musikalisch. «Es gehört zur Grundausstattung des Menschen, dass wir Herz zeigen», hielt Jenny fest und verwies auf die grosse Solidarität und Hilfsbereitschaft der Menschen in der Region. «Mit unserer Präsenz bei den Geschädigten demonstrieren wir, dass wir wissen, wie stark die Menschen hier betroffen sind und leiden.» Betroffenheit mit den Leuten in der Region Huttwil zeigte auch Regierungs-

Bundesrat Moritz Leuenberger am Gedenkgottesdienst in der Kirche Huttwil. Foto Marcel Bieri

rätin Barbara Egger (SP). Der bekannte Jodlerkomponist Adolf Stähli (1925–1999) habe das Lied «Ä gschänkte Tag» einmal nach einem heftigen Unwetter geschrieben, um die Ereignisse jenes Tages besser verarbeiten zu können. Die Worte dieses Liedes bildeten den Leitfaden in Eggers Ansprache an die Gottesdienstbesucher: «Wenn der Himmel voller Wolken steht, dann gibt es Tage, da uns nichts mehr freut. In diesen Momenten sollten wir stets daran denken, dass alle Wolken einmal weiterziehen.» Die Natur sei stärker als der Mensch, rief sie den Anwesenden in Erinnerung, «aber wir verfügen über Werte, die jene tragischen Ereignisse überdauern: Mut, Liebe und die Erinnerungen an die Verstorbenen».

Zum Schluss des Gottesdienstes wurden in einem feierlichen Akt sieben Kerzen entzündet, laut Pfarrer Jenny «für die drei Personen, die beim Unwetter vom 9. Juni ihr Leben lassen mussten, für jene, die ihr Heim verloren haben, für alle Helfer, für die Tiere, die gelitten haben, für jene, die gestern vom Unwetter getroffen wurden, für alle Anwesenden und für die Möglichkeit, dass wir Freude, Dankbarkeit und Mitgefühl empfinden können». Spontan nahm auch Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) an der Gedenkfeier teil (Seiten 76/77).[22]

Viele Fragen tauchten bei den Betroffenen auf. In der Woche vom

Huttwil und Hilton
Aus dem Internet-Blog von Bundesrat Moritz Leuenberger

Sorry, ich war abwesend, nach Holland in Wien, wo ich bei der meist eher konservativen ÖVP über die Bedeutung von politischen Parteien sprach, und dann in Genf, wo ich vor der meist eher fortschrittlichen Sozialistischen Internationale über den Zusammenhang von Krieg und Klimapolitik spreche (alles je auf Internet zu finden). Zwischen all diesen Auftritten in gleissendem Scheinwerferlicht internationaler Medien war ich in Huttwil. Dass dort die Unwetter mehrere Tote verursachten, hat mich sehr mitgenommen, und ich wollte den Menschen in dieser Gegend, insbesondere den Familienangehörigen, meine Anteilnahme zeigen. Es gab kaum Medien. Ich habe meinem Stab sogar ausdrücklich gesagt, ich möchte nicht, dass man nur wegen mir solche anvisiert. Manchmal laufe ich in meinem Beruf nämlich etwas die Gefahr, der These zu erliegen, es fände nur statt, worüber die Medien berichten. Das stimmt nicht. Es ist oft zufällig, wo die Medien sind und von wo sie berichten. Es gibt viel Elend, Hunger, ja Kriege, von denen wissen wir trotz Überflutung mit Informationen aus aller Welt nichts. Dafür beschäftigt sich alle Welt intensiv mit Knut oder Paris Hilton. Umso wichtiger ist es, dass wir auch dorthin gehen, wo keine Medien sind und anderen Menschen als Mensch in die Augen blicken. Ich versuchte das in Huttwil zum Ausdruck zu bringen.

Meine Ansprache lautete:
«Merkwürdig, wie unterschiedlich öffentliche Reaktionen auf ein Unglück ausfallen. Vor zwei Jahren wurden Teile der Innerschweiz, v. a. Nidwalden überschwemmt. Im Fernsehen sahen wir Filme aus der Vogelschau, gedreht aus Helikoptern. Alle waren entsetzt über das Ausmass der Schäden. Betroffene äusserten sich darüber, wie sie alles erlebt haben, über die zerstörten Garagen und Wohnungen, über vernichtete Erinnerungen. Samuel Schmid, der damalige Bundespräsident, besuchte die Gegend zweimal, ich als Umweltminister ebenfalls. Dennoch gab es ausführliche Kritik in den Medien und im Parlament, wir seien zu spät gekommen, wir hätten nicht alle Schadensorte besucht. Eine Zeitung empörte sich, ich hätte einen unpassenden Regenmantel angezogen. Ja, die Schäden waren gross, die Bilder spektakulär.

Das ist die Optik der Kamera. Je näher die Kamera, je mehr Kameras zur Stelle, desto grösser die Betroffenheit des Landes. Das ist in der ganzen Welt so. Es gibt viele Katastrophen, über die halten wir uns nicht auf, weil wir sie nicht kennen, weil keine Medien dort sind.
Und das ist auch in unserem Land so.
Das Unglück, das wir heute betrauern, erfuhr ich aus dem Teletext. Ich war wie gelähmt, als ich las, dass hier Menschen starben. Aber es informierte mich kein Katastrophendienst, kein Medium drängte auf Anteilnahme. Und die Behörden Ihrer Gemeinde haben in grosser Bescheidenheit nicht die Anwesenheit eines Bundesrates verlangt oder gar darauf gedrängt, heute hierher zu kommen.
Ich bin trotzdem gekommen. Und ich habe die Medien nicht darüber informiert. Denn ich bin hier eigentlich gar nicht so sehr als Bundesrat, sondern einfach, weil mich dieses Unglück beschäftigt, weil es mich bewegt hat, dass hier Menschen gestorben sind. Der Oberaargau ist die Gegend meiner Heimat. Ich habe während der Schulzeit meine Ferien hier bei Bauern verbracht und meine Heimatgemeinde Rohrbach hat mich gefeiert, als es mir gut ging und ich Bundesrat wurde. Und so möchte ich, wenn hier Trauer herrscht, wenn es nicht gut geht, hier sein. Ich möchte, dass das ein Zeichen der Solidarität ist, der Solidarität von Mensch zu Mensch. Denn wir sind alle mitten im Leben vom Tod umgeben.
Ich möchte auch, dass es ein symbolisches Zeichen des Bundesrates ist. Unser Land denkt an Sie, die Sie Ihre Lieben verloren haben, mitten aus dem Leben gerissen. Im Namen aller Menschen in unserem Lande möchte ich Euch versichern: Wir denken an Euch. Wir sind bei Euch. Mitten in diesen Gedanken an den Tod, sollen Sie vom Leben umgeben sein.»
Bis bald

Quelle: http://moritzleuenberger.blueblog.ch (28. 6. 2007)

18. Juni wurden deshalb in Eriswil, Huttwil, Wyssachen und Kleindietwil Informationsveranstaltungen durchgeführt, die viele Unsicherheiten klären konnten. Besonders lange im Ungewissen leben mussten die Besitzer jener vier Wohnhäuser und einer Werkstatt in Eriswil, die auf der Gefahrenkarte der Gemeinde in der roten Zone lagen. Zwar wurde ihnen relativ rasch mitgeteilt, dass sie ihre Gebäude voraussichtlich nicht wieder aufbauen können. Doch blieb unklar, wie ihr finanzieller Schaden gedeckt wird. Die Eriswiler Gemeindeschreiberin Ursula Lüthi erklärt das Problem: Die Gebäudeversicherung bezahlt nur, was zerstört oder beschädigt wird. Sind jedoch Teile des Hauses noch intakt, kürzt sie ihre Leistungen entsprechend, auch wenn das Haus für den Hochwasserschutz abgebrochen werden muss. Im Fall von Ferdinand und Erika Meyer im Unterdorf hiess das, dass sie von der Versicherung nur 84 Prozent zugesichert erhielten. Die Lösung, die ihnen schliesslich präsentiert wurde: Die Differenz vom ausbezahlten Betrag bis zum Verkehrswert des Hauses wird vom Bund und Kanton im Rahmen des Wasserbauprojektes für den Hochwasserschutz übernommen.

Das Problem dabei: Der Verkehrswert liegt unter dem Versicherungswert – in Meyers Fall rund acht Prozent. Bei ihnen kam ein weiteres Problem dazu: Sie konnten auch nicht auf ihrem Grundstück neu bauen. Den Landpreis jedoch kann man nicht versichern, und der Kanton kann das Grundstück auch nicht erwerben. «Diese Praxis hat sich nach den Unwettern von 2005 in Brienz und Diemtigen zwischen Bund und Kanton entwickelt», sagt Rudolf Mosimann, der Wasserbauingenieur beim Oberingenieurkreis IV in Burgdorf. Meyers fanden im Dangeliacker in Eriswil eine Parzelle für ihren Neubau. Das Problem hier: «Wir können auch nicht kleiner und bescheidener bauen», hält Erika Meyer fest. Denn die Versicherungssumme fliesst nur, wenn Meyers nachweisen können, dass sie diese verbaut haben. Im bisherigen Haus hatte Ferdinand Meyer als Schreiner vieles selbst gemacht. «Wir haben praktisch jeden Franken in dieses gesteckt», erklärt seine Frau. Für den Landkauf müssten sie sich deshalb zusätzlich verschulden. «Im Alter von 60 Jahren ist das nicht mehr möglich.» So bleibt noch die Hoffnung, bei der Verteilung der Spendengelder berücksichtigt zu werden.[23]

Ausserhalb von Eriswil muss voraussichtlich eine einzige Liegenschaft wegen der Hochwasserschäden abgerissen werden: Die alte Möbelfabrik Meer an der Spitalstrasse in Huttwil.[24]

Das Hochwasser hinterliess Schlamm und Dreck – hier in Eriswil. Foto Urs Lindt

Mit 16,5 Millionen Franken gibt die Gebäudeversicherung die Elementarschäden des Hochwassers an. Die Versicherung «Mobiliar» beziffert den bei ihr versicherten Schaden auf 10,2 Millionen Franken.[25] Dazu dürften noch rund sechs Millionen Franken für Mobiliarschäden bei anderen Versicherungen sowie Schäden an Strassen und Kulturen kommen.[26] Insgesamt ergibt sich so ein Schadentotal von gegen 33 Millionen Franken. Diese Schätzung dürfte im unteren Bereich liegen: Die Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft schätzt den Schaden der Gewitter vom 7. bis 9. Juni im Kanton Bern auf gut 70 Millionen Franken, wobei der grösste Teil in der Region Huttwil lokalisiert werden könne.[27]

Bereits am Unglückswochende richteten die betroffenen Gemeinden ein Spendenkonto ein. Die Glückskette stellte einen Beitrag von 100 000 Franken in Aussicht, Caritas und Rotes Kreuz je 50 000 Franken. Sie sind für private Härtefälle vorgesehen und werden erst ausgerichtet, wenn Versicherungen und andere Unterstützungen ausgeschöpft sind. Rund 109 000 Franken steuerte ein Spendentag bei, den Radio Emme und Radio 32 am 22. Juni – dem Tag der Gedenkfeier – durchführten. Insgesamt kamen durch die Sammlung rund 575 000 Franken zusammen. In Aussicht gestellt werden Beiträge an die Restkosten, die nicht durch andere Finanzierungsquellen wie Versicherungen oder Elementarschadenfonds gedeckt sind. 80 Gesuche wurden schliesslich eingereicht. Für die Verteilung sorgt eine Spendenkommission unter dem Vorsitz des Trachselwalder Regierungsstatthalters Markus Grossenbacher. Ihr gehören Regierungsstatthalter Martin Lerch (Aarwangen), Josef Reinhard (Fachstellenleiter Katastrophenhilfe Schweiz des Schweizerischen Roten Kreuzes) sowie je zwei Vertreter der betroffenen Gemeinden an. Im April 2008 konnte sie erste 126 000 Franken an 25 Gesuchsteller ausbezahlen. Sie hatte ihre Arbeit bei Redaktionsschluss des Jahrbuches noch nicht abgeschlossen. Grossenbacher geht aber davon aus, dass ungedeckte Schäden vollständig vergütet werden können.[28]

Im Juni 2008 legte die Schwellenkorporation Eriswil ein Sanierungsprojekt für den Schwendibach und die Langeten auf. Es sieht vor, die Gerinne so auszubauen, dass ein so genanntes hundertjähriges Hochwasser darin randvoll Platz findet. Neben einer Vergrösserung der Querschnitte müssen dafür insbesondere alle sieben Brücken neu gebaut werden. Massiv ausgeweitet werden soll zudem die Einmündung des

Schwendibachs in die Langeten. Neben dem Gerinne soll ein Gewässerraum ein 300-jähriges Hochwasser aufnehmen können. Mit einbezogen in diesen wird im Niederdorf auch die parallel zur Langeten verlaufende Staatsstrasse. Bach- und Uferverbauungen sollen so naturnah wie möglich ausgeführt werden, dabei soll der Hochwasserschutz aber Priorität haben. Für die Fische werden die ausgebauten Bäche passierbar bleiben. Die Kosten werden auf 2,8 Millionen Franken veranschlagt. Gebaut werden soll voraussichtlich im Frühjahr/Sommer 2009.[29]

21. Juni: Wiedersehen mit Klein-Venedig in Langenthal

Am Donnerstagmorgen, 21. Juni, kurz nach 11 Uhr, halten im Stadtzentrum von Langenthal, an der Marktgasse und an der Bahnhofstrasse, alle ihr Handy in der Hand. Entweder um Bekannte auf das ausserordentliche Ereignis aufmerksam zu machen oder um es zu fotografieren. Was in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni noch knapp ausgeblieben ist, tritt nun ein: Wegen Hochwasser muss die Langeten durch die Gassen abgeleitet werden – zum ersten Mal seit gut 15 Jahren, seit dem 23. Dezember 1991.[30] Bei den Älteren kommen Erinnerungen an die Zeit vor dem Stollenbau auf, als die Langeten regelmässig abgeleitet werden musste und Langenthal in ein «kleines Venedig» verwandelte. «Das heutige Ereignis erinnert mich an 1975», sagt der 58-jährige Petar Varalungoviv. «Damals war es aber noch viel schlimmer.» «Ich habe noch nie Wasser die Marktgasse hinunterfliessen sehen», hält dagegen der 19-jährige Mathias Schaffer fest. «Das sieht man nicht alle Tage. Ich hoffe, es ist alles unter Kontrolle.» «Wir haben uns schon so lange gewünscht, dass die Langeten kommt», sagen Natalie Gloor und Katja Dähler einhellig. Beim letzten Hochwasser waren beide gerade mal im Kindergartenalter, ihre Erinnerungen deshalb bloss vage. «Jetzt sind wir aber wirklich beeindruckt.»

Vergnügungsparkstimmung auf der Bahnhofstrasse. Foto Gabriela Hübscher

Bereits um 9.20 Uhr ist bei den Industriellen Betrieben Alarm ausgelöst worden. Innerhalb von 40 Minuten steigt der Wasserdurchfluss beim Einlaufbauwerk zum Hochwasser-Entlastungsstollen in Madiswil von 6 auf 30 Kubikmeter pro Sekunde an. Wenig später tritt die Langeten bei der Löwenbrücke in Langenthal über die Ufer und träufelt in zwei kleinen Rinnsalen die Marktgasse hinunter. Um 11 Uhr öffnet der Werkhof

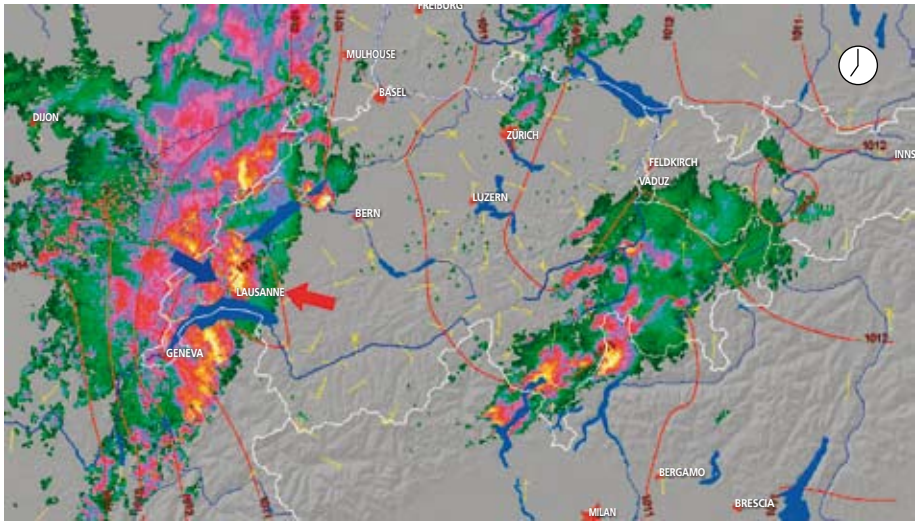
Das erste Hochwasser in den Gassen von Langenthal nach 15 Jahren war ein Publikumsmagnet. Foto Gabriela Hübscher

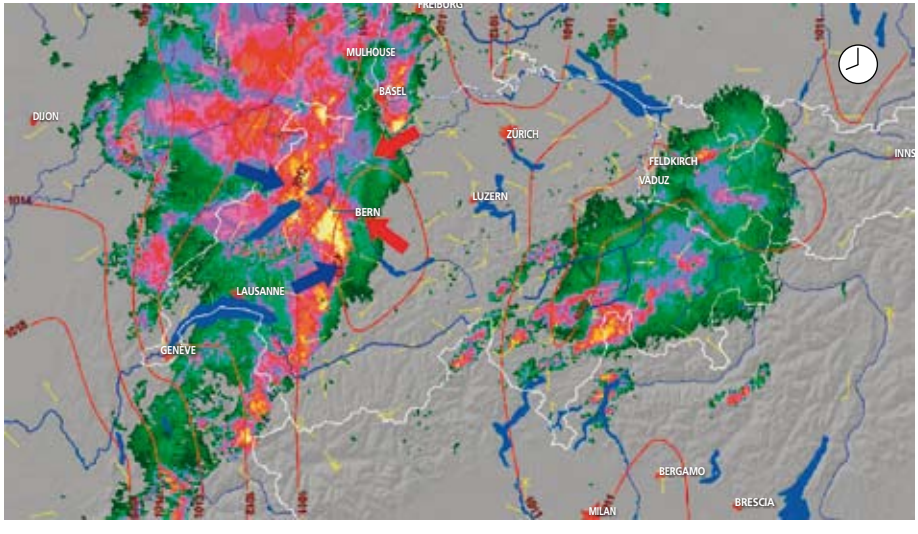
dann die Schleuse beim Choufhüsi. Damit wird auch die Situation beim Füglistaller-Haus entschärft.

Das viele Wasser verwandelt das Stadtzentrum in einen kleinen Vergnügungspark. Nachdem die ersten Mutigen mit hochgekrempelten Hosen durchs kühle, schmutzig-braune Nass gewatet sind, stehen plötzlich einige junge Frauen mit Luftmatratzen bereit. Zur Unterhaltung der zahlreichen Schaulustigen lassen sie sich von der «Bären»-Kreuzung bis zum Museum treiben.

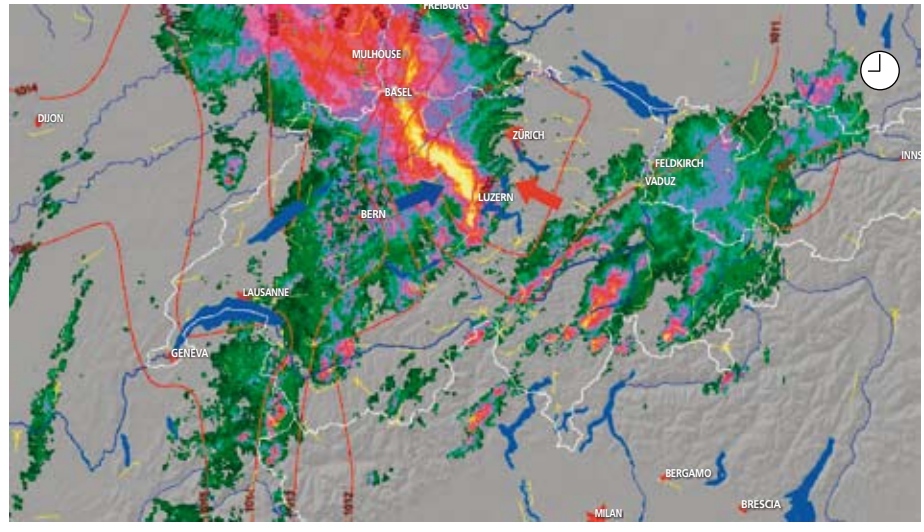
Im Unterschied zum lokal sehr begrenzten Gewitter vom 8. Juni suchte dasjenige vom 21. Juni das ganze Mittelland heim. Gemeinsam war ihnen, dass beide auf gesättigte Böden regneten, war doch der Juni insgesamt extrem gewitterreich.[31] An einzelnen Messstellen wurden die langjährigen Durchschnittswerte um 50 bis 100 Prozent überschritten. Am 20. Juni war die Wetterlage geprägt durch ein kräftiges atlantisches Tief mit Kern bei Irland und ein flaches Hoch mit Kern über dem Baltikum. Am Abend gelangten die westlichen Landesteile der Schweiz allerdings zunehmend in den Einflussbereich eines Höhentrogs über Frankreich. Das führte zu kräftigen vertikalen Umlagerungen der feuchten Luftschicht in Bodennähe. Die Folge waren heftige Gewitter, von denen vor allem die Region Schwyz betroffen war. Während der Nacht be-

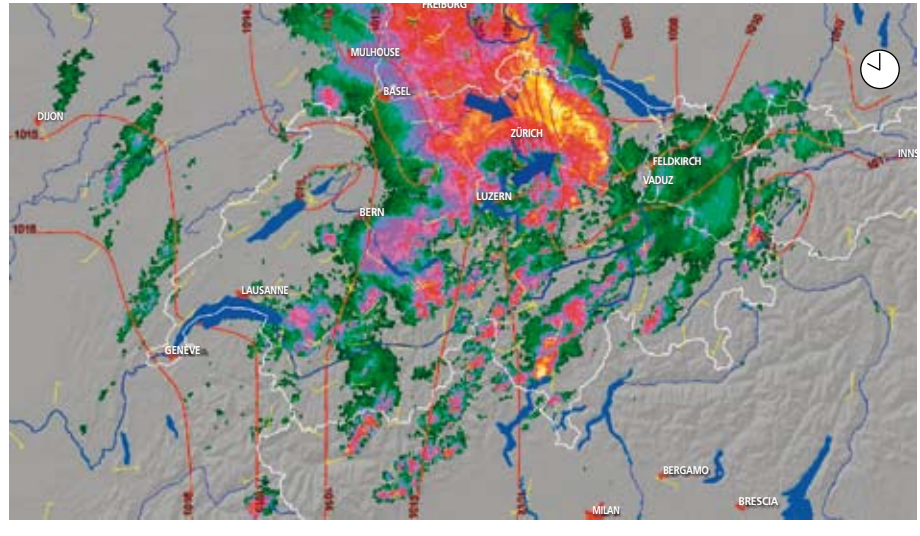
Die Gewitterfront vom 21. Juni auf den Radarbildern von Meteo-Schweiz. Karten von 7 bis 10 Uhr. Die blauen Pfeile markieren die Kaltluft hinter der Front, die roten Pfeile den Zustrom feuchtwarmer Luft vor der Front.
Karten MeteoSchweiz





ruhigte sich die Lage, doch am frühen Morgen des 21. Juni bildete sich über dem Genfersee erneut eine markante Gewitterlinie. Diese zog nordostwärts und verstärkte sich laufend. Gegen 8 Uhr erreichte sie Bern, nun bereits begleitet von heftigen Sturmwinden. Auf dem Bantiger wurde eine Spitzenböe von 136 km/h gemessen. Da die Front immer schneller wurde, gingen auch die Niederschlagsmengen zurück, blieben aber immer noch sehr hoch. Um 9.30 Uhr erreichte die Front die Stadt Zürich, eine halbe Stunde später bereits den Bodensee.





Die grossflächigen, heftigen Niederschläge waren auch der Grund dafür, dass die Langeten in Langenthal abgeleitet werden musste. Der Entlastungsstollen in Madiswil kann 58 m^3/s Wasser aufnehmen. Am 21. Juni flossen dem Einlaufbauwerk jedoch bloss 30 m^3/s zu. Von diesen wurden 20 m^3/s in den Stollen abgeleitet. Wegen der heftigen Regenfälle zwischen Madiswil und Langenthal stieg der Pegel im Flussbett unterwegs trotzdem wieder auf 13,5 m^3/s an. Ausgebaut ist das Gerinne in Langenthal selbst jedoch bloss auf 12 m^3/s. Langenthal war nie in Ge-

fahr: Der «Notablass» kann bis zu 20 m^3/s bewältigen, ohne dass es zu Schäden kommt. Er führt durch die Bahnhofstrasse bis zur Druckerei Merkur. Von dort leitet ein Stollen das Wasser unter dem Bahnhof hindurch und anschliessend ein Kanal in den Hardwald ab, wo es versickern kann. Insgesamt können so bis zu 90 m^3/s Wasser abgelassen werden. Das entspricht etwa der Menge des Hochwassers von 1975. Vor dem Bau des Entlastungsstollens bei Madiswil trat die Langeten in Langenthal im Durchschnitt vier Mal pro Jahr über die Ufer. Danach nie mehr. Seit die Schneeschmelze nach den heftigen Schneefällen im März 2006 das System an den Rand der Aufnahmefähigkeit geführt hatte,[32] rechnet der Werkhof von Langenthal wieder mit Notablässen. Deshalb war er auf den Fall vorbereitet.

Aufgrund der Erfahrungen vom 21. Juni hat der Hochwasserschutzverband bereits zwei Korrekturen vorgenommen: Bei heftigen Niederschlägen zwischen Madiswil und Langenthal wird die Restwassermenge in Madiswil anders gesteuert. In Langenthal sind Aufschwemmungen im Flussbett der Langeten ausgebaggert worden.[33]

Auf wenig Verständnis stiess die Volksfeststimmung ausserhalb von Langenthal. Dort führte die Gewitterfront erneut zu Schäden – wenn auch in keinem Vergleich zum 8. Juni. Die Region Huttwil kam diesmal glimpflich davon. Von Oeschenbach und Riedtwil über Madiswil bis nach Melchnau wurden jedoch Häuser, Strassen und Felder überflutet und es entstanden grosse Sachschäden. In Melchnau wurde das Schwimmbad erneut überschwemmt – nur fünf Tage nach der Wiedereröffnung. Diesmal war auch das Dorf selbst betroffen. Zu Überschwemmungen kam es ebenfalls im benachbarten Emmental mit Wynigen, Heimiswil, Affoltern und Rüegsau. Wegen der Überschwemmungen in der Region Wynigen musste die SBB-Strecke Burgdorf–Herzogenbuchsee vorübergehend gesperrt werden.

In Oeschenbach verwandelte sich am 21. Juni der Bach, der dem Ort seinen Namen gibt, in einen reissenden Fluss. Foto Marcel Bieri

8./9. August: Die Murgenthaler Bedingung

Als am 8. und 9. August anhaltende Niederschläge erneut und diesmal in vielen Kantonen der Schweiz zu Überschwemmungen und Hochwasserschäden führten, wurde der Oberaargau nur am Rand betroffen. In Bollodingen und Oberönz traten Altache und Önz über die Ufer. Weil

Weil man in Langenthal fürchtete, die Langeten erneut durch den Notablass ableiten zu müssen, wurden die Vorführung des Sommerkinos in der Marktgasse am 8. August abgesagt.
Foto Herbert Rentsch

man in Langenthal befürchtete, dass der Notablass erneut geöffnet werden müsste, wurde das Sommerkino in der Marktgasse geräumt und die Vorstellung kurzfristig abgesagt. Am heikelsten war die Situation jedoch an der Aare. In Wangen trat sie an mehreren Stellen über die Ufer. Das Wasser drang ins Quartier Inseli ein und füllte Keller von Wohnhäusern. Die Holzbrücke musste wegen gestauten Schwemmholzes gesperrt werden. In Aarwangen wurde der Rekordwert der Aare aus dem Jahr 2005 um 30 Zentimeter übertroffen. Auch hier mussten die Strassen- und die Eisenbahnbrücke während der Nacht vorübergehend gesperrt werden.[34]

Die grossen Schäden entstanden jedoch weiter unten an der Aare, in Olten, bei Döttingen AG und im «Wasserschloss» beim Zusammenfluss von Aare, Reuss und Limmat. Aus den dortigen Überschwemmungsgebieten erhob sich bald die Kritik, der Kanton Bern habe bei der Regelung des Abflusses am Wehr bei Port am Auslauf des Bielersees die «Murgenthaler Bedingung» nicht eingehalten.[35] «Sie dürfte», schrieb das Onlineportal des «Tages-Anzeigers» am 10. August, «in den nächsten Tagen noch zu reden geben.» «Berner liessen die Aargauer untergehen» titelte die «Aargauer Zeitung».

«Murgenthaler Bedingung»? In Murgenthal, dort, wo die Aare den Kanton Bern verlässt, wird der Pegelstand der Aare gemessen und daraus der Abfluss errechnet. Die Wassermenge, die durchfliesst, darf den Wert von 850 Kubikmeter auch bei Hochwasser nicht überschreiten. Das ist die Murgenthaler Bedingung, wie sie seit 1985 gilt. Diese geht auf die zweite Juragewässerkorrektion zurück.[36] Bereits der Bundesbeschluss zum Bundesbeitrag vom 5. Oktober 1960 verlangte in seinem Artikel 11, dass die betroffenen Kantone (Freiburg, Waadt, Neuenburg, Bern und Solothurn) ein Reglement für die Regulierung der Wasserstände der Aare aufstellen und vom Bundesrat genehmigen lassen müssen. Der Bund trug damit den Bedenken der Unterliegerkantone Rechnung, die befürchteten, nach der Juragewässerkorrektion könnten die betroffenen Kantone bei Hochwasser zu viel Wasser zu rasch ableiten. Zu den Unterliegern gehört insbesondere der am Korrektionswerk nicht beteiligte Kanton Aargau. Eigentliche Grundlage der Regulierung ist die «Interkantonale Vereinbarung zwischen diesen Kantonen über den gemeinsamen Unterhalt und die Aufsicht des interkantonalen Werkes der II. Juragewässerkorrektion, sowie über die Regulierung der dadurch be-

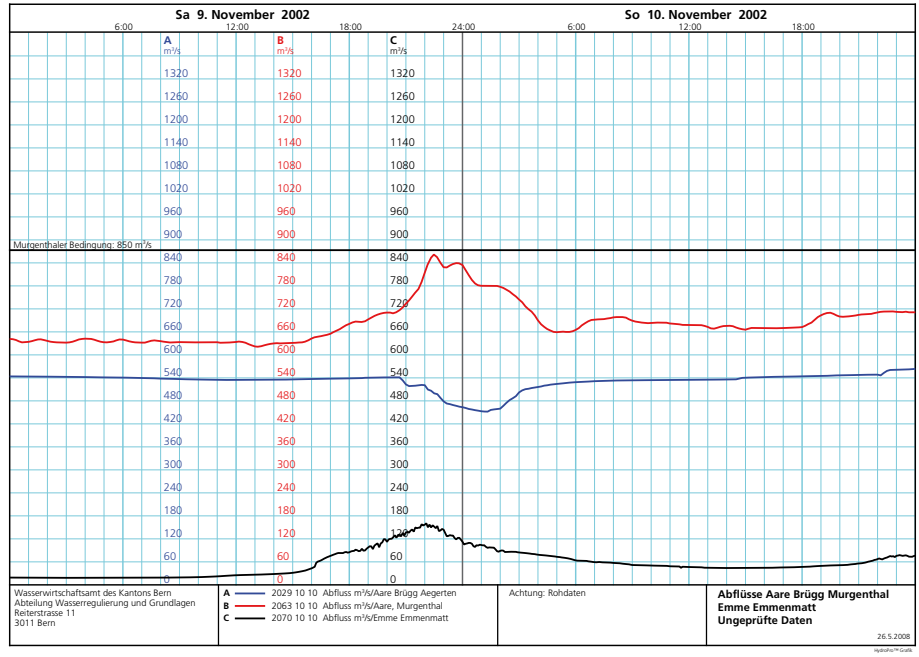
troffenen Gewässer» (Interkantonale Vereinbarung 1985 über die II. Juragewässerkorrektion), die am 19. November 1986 vom Bundesrat genehmigt wurde. Darin verpflichten sich die Regierungen dieser Kantone einerseits dazu, einen einheitlichen Unterhalt aller Werke der durch die zweite Juragewässerkorrektion betroffenen Gewässer zu gewährleisten, und andererseits ein entsprechendes Regulierreglement anzuwenden.
Dieses Regulierreglement kommt in der Vereinbarung – zufälligerweise ebenfalls in Artikel 11 – zur Sprache: «Das Regulierreglement wird durch die Aufsichtskommission im Sinne von Artikel 11 Absatz 1 des Bundesbeschlusses vom 5. Oktober 1960 aufgestellt, und die Regulierung erfolgt im Sinn und Geist der II. Juragewässerkorrektion. Zu diesem Zwecke sind die legitimen Interessen der Kantone ober- und unterhalb der Stauwehranlage Nidau-Port zu gleichen Teilen in Betracht zu ziehen.» Seit dem 1. Januar 1983 wird beim Wehr Port das «Regulierreglement 1980/82» angewendet. Es wurde vom Bundesrat am 19. April 1983 genehmigt. Das Reglement besteht aus drei Teilen: Erstens den Reguliervorschriften. Zweitens einem Regulierdiagramm, das für jeden Tag des Jahres angibt, auf welchen Wert der Abfluss bei welchem Seewasserstand einzuregeln ist. Der Wasserstand des Bielersees wird dabei in Ligerz/Kleintwann gemessen. Drittens einem Anhang, der festlegt, dass dieses Diagramm bei Hochwasser ausser Kraft tritt und der Murgenthaler Bedingung Platz macht: Droht der Abfluss der Aare bei Murgenthal 850 Kubikmeter pro Sekunde zu übersteigen, müssen die Schleusenwärter das Wehr drosseln, und zwar selbst dann, wenn dadurch der Wasserspiegel des Bielersees weiter steigt.[37]
Das Problem dabei: Das System, das einzig über das Wehr in Port reguliert werden kann, ist sehr träge und die Wirkung beschränkt. Es dauert rund vier Stunden, bis eine Drosselung des Bielerseeabflusses in Murgenthal spürbar wird. Zudem gibt es zwischen Port und Murgenthal verschiedene Zuflüsse. Der grösste ist die Emme. Führt diese Hochwasser, muss dieses «eingebremst» werden, indem die Wehrschützen in Port für eine gewisse Zeit gedrosselt werden, um im Aarebett Platz zu machen. Dabei stützt sich die Regulierzentrale auf die «Murgenthaler Berechnung», mit der es aufgrund der Abflusswerte der Aare bei Brügg, unterhalb des Wehrs von Port, der Emme bei Emmenmatt, der Langeten bei Leimiswil und der Aare bei Murgenthal eine Prognose für die nächsten drei Stunden erstellt.[38] Wie dies funktionieren sollte, zeigt das Bei-

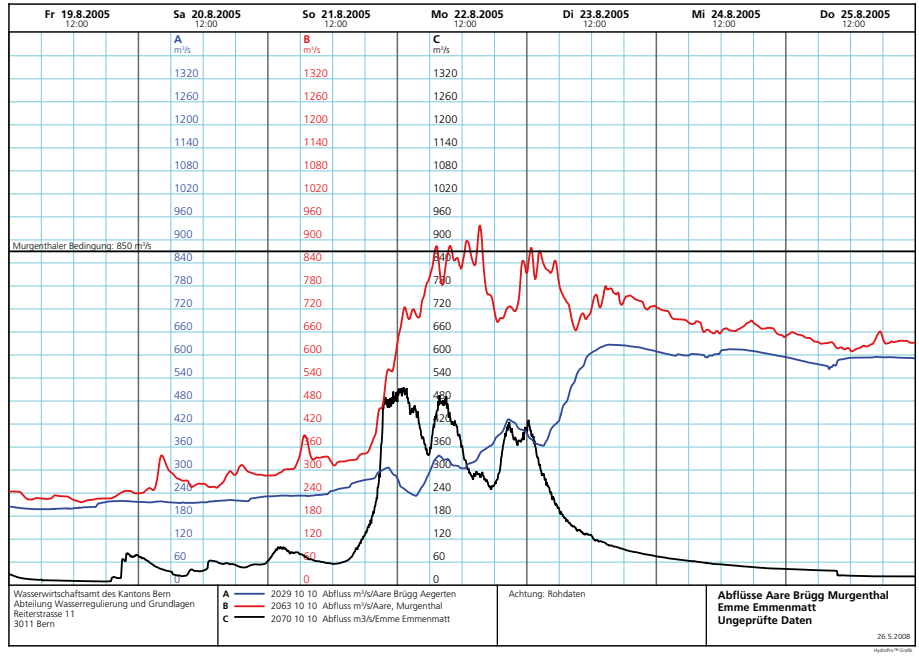
Das Hochwasser vom 9. August an der Aare beim Schloss Aarwangen. Die Brücke musste in der Nacht kurzfristig gesperrt werden. Foto Stefan Schneider

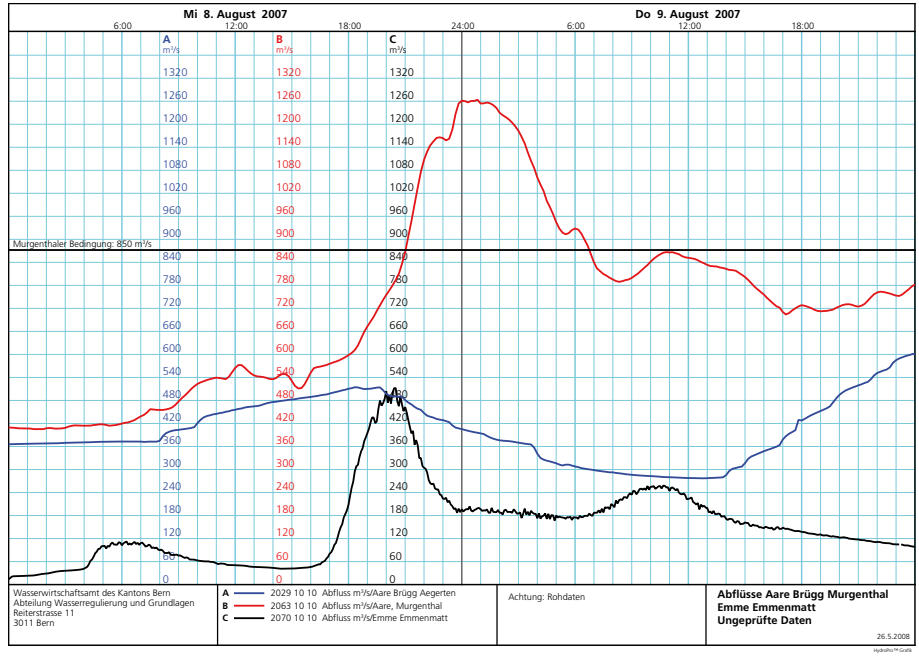
spiel vom November 2002 (vgl. Diagramm S. 88/89).[39] Damals führte die Emme in Emmenmatt 165 Kubikmeter Wasser pro Sekunde. Beim Hochwasser im August 2005 gelang das Einbremsen nur noch «weitgehend»: Damals wurden in der Emme bereits in Emmenmatt 490 Kubikmeter pro Sekunde gemessen, nur zehn Kubikmeter weniger als beim bis dahin gemessenen Höchststand von 1997. Bei der von Jeremias Gotthelf beschriebenen grossen «Wassernot» im Emmental im Jahr 1837 schätzen die Forscher die Abflussmenge auf 525 Kubikmeter pro Sekunde. Die Aare bei Murgenthal erreichte im August 2005 einen Spitzenwert von 937 Kubikmeter pro Sekunde.[40]

Was in der Nacht vom 8. auf den 9. August 2007 in Murgenthal vorbeifloss, stellte dies jedoch völlig in den Schatten. Am frühen Morgen waren es 1262 Kubikmeter – 400 mehr als erlaubt. Der bisherige Rekord aus dem Jahr 1981 hatte bei 1020 Kubikmeter gelegen. Kein Wunder, wurde Kritik am Berner Wasserwirtschaftsamt laut, welches das Wehr in Port steuert. Dort verteidigte man sich und erhielt später auch vom Bundesamt für Umwelt recht: Man habe die Murgenthaler Berechnung korrekt nach den Werten angewendet, die das Bundesamt dafür zur Verfügung stelle. Die Zeit sei aber zu kurz gewesen, um noch reagieren zu

Abflüsse der Emme bei Emmenmatt (–) sowie der Aare bei Aegerten (–) und Murgenthal (–). Am 9./10. November 2002 gelang es mustergültig, die Emme in die Aare einzubremsen. Die Murgenthaler Bedingung wurde eingehalten. Beim Hochwasser im August 2005 gelang dies nur noch «weitgehend». Am 8. August 2007 wurde der Grenzwert massiv überschritten.
Diagramme: Wasserwirtschaftsamt des Kantons Bern, Abteilung Wasserregulierung und Grundlagen (Sie basieren auf den provisorischen Daten, die gegenüber den im Text verwendeten leicht höher sind.)







können. «Die Abflussprognosen des Bundes vom Mittwochabend sagten die grossen Abflüsse voraus; das Ereignis entwickelte sich dann aber viel rascher als erwartet», teilte das Bundesamt für Umwelt am 17. August mit.[41] Es habe einfach «zu viel, zu heftig und zu grossflächig geschüttet», brachte es Bernhard Schudel, Leiter des Berner Wasserwirtschaftsamtes, auf eine prägnante Formel.[42]

In Emmenmatt war die Emme innerhalb von drei Stunden von 50 auf über 485 Kubikmeter angestiegen. Bei Zuchwil flossen nach einem ebenso raschen Anstieg kurzzeitig über 600 Kubikmeter in die Aare – doppelt so viel, wie diese selbst bei normalem Wasserstand führt. Doch wie das Pegeldiagramm zeigt, war das Emme-Wasser nur ein Teil des Problems. Auch in Port war der Spielraum klein, war doch der Bielerseespiegel selbst innerhalb kurzer Zeit auf 54 Zentimeter über der Hochwassergrenze gestiegen – ebenfalls ein Rekordstand seit der zweiten Juragewässerkorrektion. Zudem führten neben der Emme und der Aare auch Aarezuflüsse unterhalb von Murgenthal wie die Wigger und die Dünnern Hochwasser. Insgesamt wurden in der Schweiz an 15 Messstellen des hydrologischen Netzes Rekordwerte registriert, wenn auch nirgends so extreme wie in Murgenthal.[43]

Bereits am 17. August trafen sich Vertreter des Bundesamtes für Umwelt, der Juragewässer-Kantone, des Aargaus und MeteoSchweiz zu einer Aussprache über die Erkenntnisse aus dem Hochwasser. Als Sofortmassnahme beschlossen sie, den Informationsaustausch in kritischen Situationen zu verbessern, indem Konferenzgespräche unter den direkt betroffenen Kantonen und dem Bundesamt für Umwelt institutionalisiert werden. Massnahmen für präzisere Vorhersagen, die der Bundesrat aufgrund der Analyse des Hochwassers 2005 im Mai 2007 in Auftrag gegeben hatte, sollten eine höhere Priorität erhalten. Gleichzeitig wurde jedoch auch festgestellt, dass das mit den Juragewässerkorrektionen geschaffene System von Seen und Flüssen die grossen Wassermengen heftiger Niederschläge nicht mehr zurückhalten kann und das Regulierungssystem deshalb überlastet wird. Diese Einsicht bestätigte sich in einer vertieften Analyse, die das Bundesamt für Umwelt am 21. Dezember 2007 vorstellte: «Das Hochwasser vom August 2007 hat gezeigt, dass die Jurarandseen Hochwasserspitzen der Aare unterhalb des Bielersees zwar bedeutend dämpfen und einen wichtigen Beitrag zur Schadenreduktion leisten, das System der II. Juragewässerkorrektion von 1973 jedoch seine Grenzen hat. Einerseits können nicht unter allen Bedingungen die Abflüsse der Aare auf das gewünschte Mass verringert werden, und andererseits muss an den Seen mit einem Überschreiten der Hochwassergrenzen gerechnet werden.»[44]

Im Sommer wurden erste Massnahmen vorgeschlagen, die mit dem bestehenden Regulierreglement möglich sind. Dazu gehören eine vorsorgliche Absenkung des Pegels im Bielersee, wenn sich Hochwasser abzeichnen, aber auch eine frühere Vorhersage von Hochwasserspitzen der Emme aufgrund der Niederschlagsradar-Daten. Geprüft werden weiter der Einbezug der Zuflüsse unterhalb von Murgenthal in die Berechnungen für die Murgenthaler Bedingung, aber auch eine Vergrösserung des Querschnittes im Zihlkanal, womit die Ausgleichsfunktion des Dreiseensystems verbessert würde.[45] Zur Erklärung: Bei Hochwasser im Bielersee ändert die Zihl ihre Fliessrichtung, womit Wasser in den Neuenburgersee abgeleitet werden kann.

Anmerkungen

1 Der Bund 11. 6. 2007; die Zeitangabe «gegen 21.30 Uhr» in diesem Beitrag ist zu spät.
2 Aktuelles zum Wettergeschehen von MeteoSchweiz vom 11. 6. 2007 (Felix Schacher/Daniel Gerstgrasser): Aussergewöhnliche Gewitterlage im Juni 2007.
3 Normwert 1961–1990 gemäss Tabelle der Messstationen von MeteoSchweiz.
4 Monatsflash der MeteoSchweiz zur Witterung im Mai 2007.
5 wie Anm. 3.
6 Berner Zeitung BZ 11. und 12. 6. 2007, Langenthaler Tagblatt/Berner Rundschau LT/BR 11. und 12. 6. 2007, Der Bund 11. 6. 2007, SonntagsZeitung 10. 6. 2007, Jahresbericht von Markus Grossenbacher, Regierungsstatthalter von Trachselwald, Protokolle von Rapporten und Begehungen vom 11. bis 13. 6. 2007.
7 Mündliche Auskunft.
8 BZ 27. 11. 2007.
9 LT/BR 26. 6. 2007, Sonntag LT/BR 1. 6. 2008, Liselotte Jost/Marcel Bieri: Das Jahrhundert-Wasser. Bilder und Berichte vom Unwetter im Juni 2007 in der Region Huttwil. Huttwil 2008, S. 24/26.
10 Jost/Bieri: Jahrhundert-Wasser (wie Anm. 9), S. 20. In den Medienberichten nach dem Hochwasser war stets von einem leeren Zug die Rede.
11 Spital Region Oberaargau, Erlebnisbericht Bernhard Bigler, Transporthelfer.
12 Geo7/Flussbau AG/Tiefbauamt Kanton Bern, Fachstelle Hochwasserschutz: Regionale lösungsorientierte Ereignisanalyse Langeten. Bern 2007, S. 8.
13 «Eine vernichtende Flut» von Familie Rachdi & Farner.
14 Bundesamt für Umwelt, Abteilung Hydrologie (Landeshydrologie), Messstation Langeten-Huttwil, Häbernbad (LH 2343): Abflussmengen 7. 6. 2007–11. 6. 2007, Pegelstand-Abfluss-Beziehung, gültig ab 1. 6. 2007; Datenblätter «Hochwasserwahrscheinlichkeiten 23. 11. 2007» sowie «Abfluss» 2007 und 2006. Die provisorischen Daten verzeichneten ein Abfluss-Maximum von 100 m^3/s.
15 Abmessungen Schwimmbecken gemäss Reglement 7.2.2 des Schweizerischen Schwimmverbandes Swiss Swimming, Anforderungen an Wettkampfanlagen.
16 Die Chronologie im Buch von Jost/Bieri (Anm. 9) auf S. 10 ist diesbezüglich falsch: Das Gewitter ging nicht um 20 Uhr nieder, sondern wie weiter hinten auf S. 88 korrekt dargestellt wird, kurz vor 21 Uhr. Die ersten Alarme trafen damit praktisch zeitgleich mit dem Gewitter ein.
17 Angaben von Peter Mathys, Chef des Regionalen Führungsorgans Huttwil, und Martin Lerch, Regierungsstatthalter Amt Aarwangen. Neben den direkt betroffenen Feuerwehren standen auch Auswil, Gondiswil, Affoltern und Rüegsau im Einsatz.
18 Jahresbericht Gebäudeversicherung Bern 2007, S. 21.
19 BZ 30. 6. 2007.
20 BZ 21. 7. 2007, «Eine vernichtende Flut» (wie Anm. 13).
21 Angaben von Peter Mathys, Chef des Regionalen Führungsorgans Huttwil.
22 LT/BR 23. 6. 2007, BZ 23. 6. 2007.
23 LT/BR 9. 11. 2007.
24 LT/BR 11. 10. 2007.

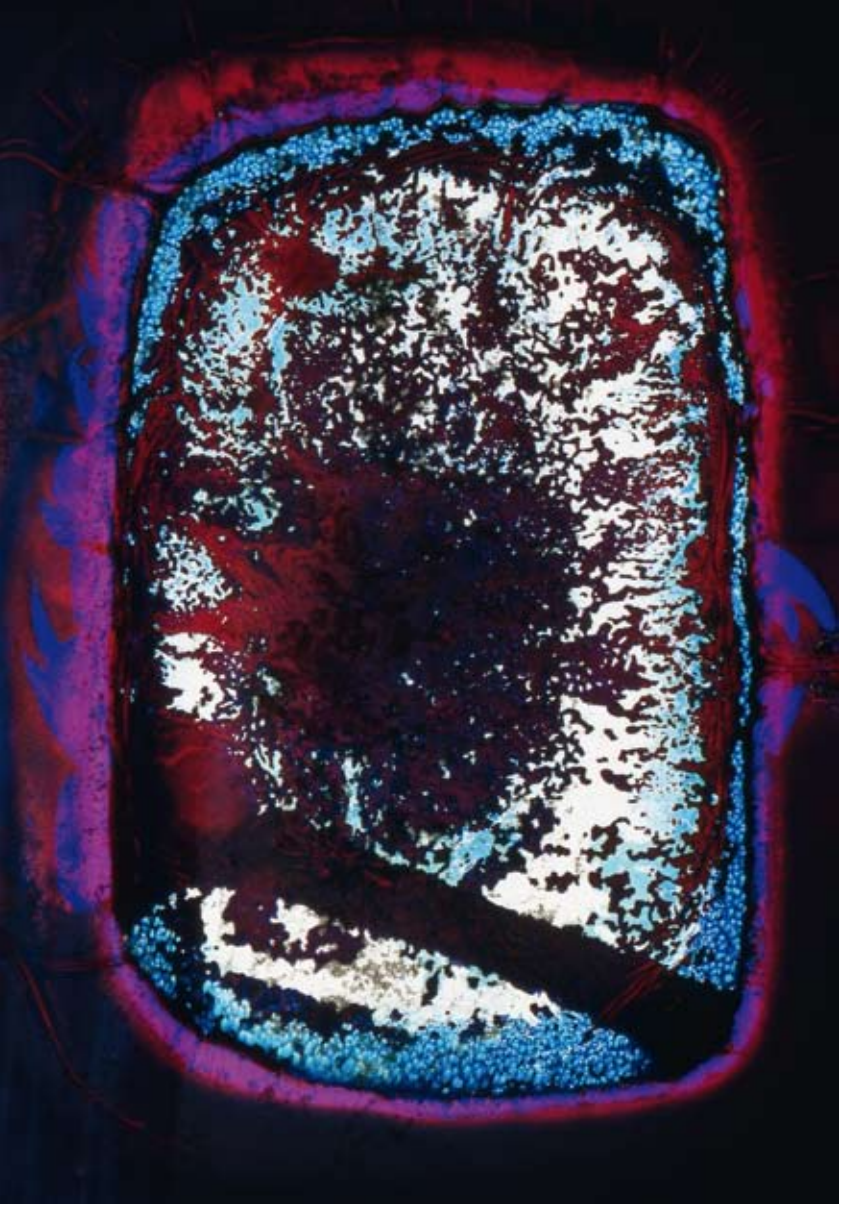
25 Jahresbericht Gebäudeversicherung (wie Anm. 18), Jürg Häusler, Schadenleiter der Mobiliar-Generalagentur in Langenthal, am «Kleinen Wirtschaftsgipfel» des Wirtschaftsverbandes Oberaargau in Huttwil, 6. 12. 2007.
26 Diese Schätzung beruht auf Zahlen des Trachselwalder Regierungsstatthalters Markus Grossenbacher für den gesamten Elementarschaden 2007 im Amt Trachselwald, inklusive die Schäden vom 21. 6. in Affoltern und Rüegsau. Die Schäden der Mobiliarversicherungen sowie die Schäden an Strassen und Kulturen wurden gemäss dem Verhältnis des Gebäudeschadens auf die beiden Ereignisse verteilt.
27 Ergänzende Auskunft von Nadine Hilker vom 12. 6. 2008 zu: Nadine Hilker, Alexandre Badoux, Christoph Hegg: Unwetterschäden in der Schweiz im Jahre 2007. In: Wasser Energie Luft, 100. Jg. 2008, Heft 2, S. 115–123.
28 LT/BR 6. 9. 2007, 9. 11. 2007, Jahresbericht 2007 von Markus Grossenbacher, Regierungsstatthalter von Trachselwald, sowie ergänzende Auskünfte vom 11. 4. 2008.
29 LT/BR 21. 6. 2008.
30 Zu hier und dem Folgenden: LT/BR 22. 6. 2007, BZ 22. 6. und 23. 6. 2007.
31 Zu hier und dem Folgenden: Aktuelles zum Wettergeschehen von MeteoSchweiz vom 22. 6. 2007 (Andreas Hostettler, Stephan Bader): Unwetter vom 20./21. Juni.
32 vgl. Herbert Rentsch: Weisse Pracht – weisse Last. Die ungewöhnlichen Schneefälle vom 4. und 5. März 2006. Jahrbuch des Oberaargaus 2007, S. 241–250; hier S. 249.
33 LT/BR 6. 12. 2007.
34 BZ 10. 8. 2007, LT/BR 10. 8. 2007.
35 Aargauer Zeitung 10. 8. 2007; www.tagesanzeiger.ch 10. 8. 2007.
36 Das Folgende gemäss «Regulierung der Jurarandseen bei Hochwasser». Wasserwirtschaftsamt des Kantons Bern 2006, S. 7.
37 Zofinger Tagblatt, 3. 9. 2007; J. Amsler: Expo.02 über Wasser – dank der Juragewässerkorrektion. In: Mensuration, photogrammetrie, genie rural 6/2002, S. 386–389.
38 Sommerhochwasser 2005. Wasser- und Energiewirtschaftsamt des Kantons Bern 2005, S. 14. Mündliche Auskünfte von Jean-Claude Bader, Leiter Regulierwehre im Wasserwirtschaftsamt des Kantons Bern, vom 14. 4. 2008.
39 Regulierung (wie Anm. 36, S. 5).
40 Sommerhochwasser (wie Anm. 38, S. 14/15). Statt der dort aufgeführten provisorischen Werte verwende ich für den Text die korrigierten aus den Datenblättern «Abfluss» des Bundesamtes für Umwelt (Bafu).
41 Medienmitteilung des Bundesamtes für Umwelt vom 17. 8. 2007.
42 tagesanzeiger.ch 10. 8. 2007.
43 Medienmitteilungen des Bundesamtes für Umwelt vom 13., 17. und 29. 8. 2007; Solothurner Zeitung 11. 8. 2007.
44 Medienmitteilung des Bundesamtes für Umwelt vom 21. 12. 2007.
45 Langenthaler Tagblatt 1. 4. 2008, 5. 8. 2008.

Metamorphose im Schlamm.

Menels Bilder auf Tauchstation...

Gerettete Leinwand: Ort der Inspiration. Das friedliche Flüsschen Langeten, gemalt lange vor der Sintflut 2007, also ein vorsintflutliches Bild?

Geschichte der Transformationen: Die Bilder auf den folgenden Seiten wurden aus meinem gefluteten Atelier geborgen. Was ist im Schlamm mit den Dia-Bildern geschehen?

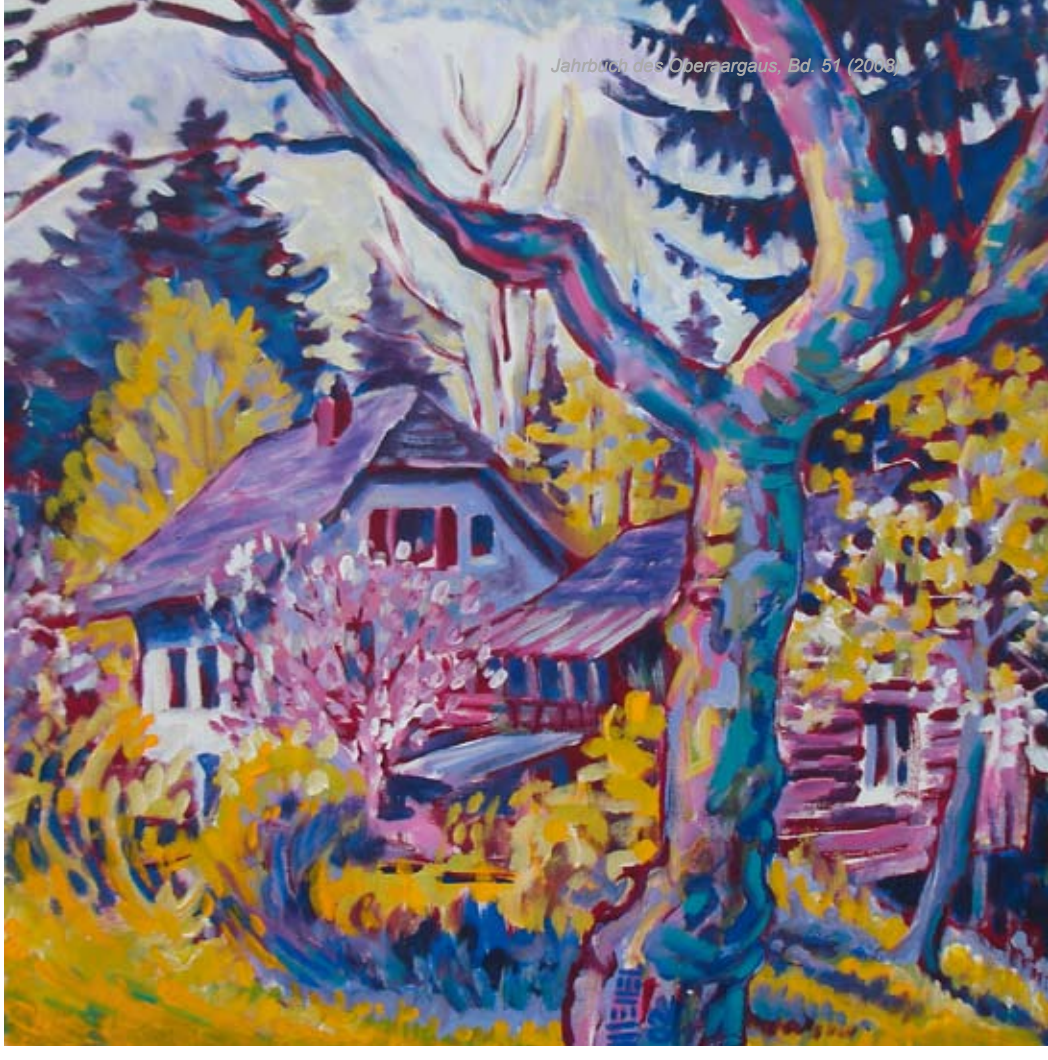


Als Dia-Bilder (ver)laufen lernten:
Zeugen verflossener Kultur-
Projekte, weiter entwickelt durch
geheimnisvolle Prozesse...

Rückspiegel: Am 8. Juni 2007 geht in der Region von Huttwil
für viele die Welt unter: Im Mikrokosmos zwischen Fritzenfluh,
Wyssachen und Eriswil ergiesst sich eine wahre Sintflut.
Nie gesehene Wassermassen wälzen sich zu Tale...

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 51 (2008)

Gerettete Leinwand:
Das Kraftwerk Lochmühle,
Höhe- & Tiefpunkt zugleich,
künstlerisch wie menschlich.
Gemalt zu einer Zeit,
als die Welt da unten
noch intakt schien...



Innert kürzester Zeit werden viele Häuser geflutet, mit Schlamm, Holz und Geschiebe gefüllt, Existenzen werden zerstört und viel Kulturland wird verwüstet. Ganze Strassen werden weggewaschen, Schienenwege werden unterspült und Brücken werden mitgerissen.

Alptraum auf dem Atelier-Sofa: Ein Stück unter dem Pegel von damals ruht sich's heute nicht mehr unbeschwert...

Viele Tiere und sogar drei Menschen ertrinken in den wilden Wassern. Andere können vor den Fluten fliehen – auch unsere Familie entkommt... Dank dem Anruf unseres Nachbarn: Er ist bereits im Feuerwehr-Einsatz oben im Huttu-Städtli und warnt uns vor der kommenden Langeten-Flutwelle.

Gerettete Leinwand: Friedlich treffen sich hier der Rothbach resp. der Wyssachenbach mit der Langeten an der Hausecke: Doch wehe, wenn sie losgelassen!

Zum Zeitpunkt der Katastrophe wohnt unsere Familie bereits seit dreizehn Jahren im Turbinenhaus Lochmühle, dem tiefst-gelegenen Gebäude von Huttwil: An der Hausecke treffen die beiden Unglücksbäche mit ihrer fürchterlichen Fracht voll aufeinander!

Grosses Asphalt Kino, geschaffen mit 200 Jugendlichen im Jahre 2000: "WunderWandelWeg" in Winterthur, auf wundersame Weise verwandelt.

In jener Nacht befinde ich mich an der deutsch-tschechischen Landesgrenze, verantwortlich für die künstlerische Leitung eines grossen Kulturprojekts: Mit gut zweihundert Jugendlichen beider Länder gestalten wir ein grenzübergreifendes Asphalt-Kino auf dem Elbe-Radweg...

Weit über einen Kilometer entsteht ein auf den Teerbelag gemaltes Band voller optischer Täuschungen, ein visueller Brückenschlag für Fussgänger und Radfahrer: "Wenn Du Dich bewegst, bewegt sich der Weg!" Wegen der Elbe-Flut 2006 musste das Projekt um ein Jahr verschoben werden...

Geborgene Liebesbriefe: "Schrift verflossen, die Liebe nicht..."

Die Familie Rachdi-Farner auf dem Atelierdach / Mitteldeck: Das Haus wurde erbaut im Jahre 1912, als die "Titanic" auf Jungfernfahrt sank!

Meine Frau Regula telefoniert mir ins Grenzland und erzählt mir alles. In meinem Atelier sei ein einziges Riesen-Durcheinander im Schlamm: Bilder, Zeichenmappen, Farben, Dokumente, Illustrationen, Archive, Bücher, Fotos, Arbeitsgeräte... Die ganze Existenzgrundlage im Elend...!

Durch all die Jahre
haben wir manches
Luftschloss erträumt
und zusammen belebt

Regula sagt mir aber auch: "Mach Du Deine Arbeit, wir machen unsere!"
Sie und unsere vier Töchter zeigen in dieser Situation grosse Stärke.
Auch höre ich, viele Freunde seien froh, dass ich nicht dabeigewesen sei:
Sie seien sich einig – ich wäre wohl beim Bilder bergen untergegangen.

Eine grosse Traumblase: Künstlerfreunde vor dem Lokdepot Huttwil, kurz vor dem Aufbruch zur 80tägigen Napf-Kultur-Expedition anno 1998

Unglaublich viele Hilfsbereite kommen: Freunde, Nachbarn, Verwandte & Bekannte:
Sie helfen beim Räumen und retten unsere Familie vor der Verzweiflung...
Sogar ganze Schulklassen stehen hier gemeinsam im Schlamm.
Sieben Mulden füllen sich aus Haus, Atelier, Werkstatt, Waschküche und Schopf!

Sind sie gelandet?
Heben sie wieder ab?
Um dies wahrzunehmen,
bedarf es wohl eher
grosser Kinderaugen
anstelle von digitalen
Aufnahmetechniken...

Während ganzen fünf Monaten mieten wir eine Notwohnung oben im Huttu-Städtli, um wenigstens die Nächte ruhig und sicher verbringen zu können. Noch lange ist in der Lochmühle an richtiges Wohnen nicht zu denken: Die oberen Räume sind mit geborgenen Dingen überfüllt, die unteren feucht&leer..

Zur Weihnachtszeit und bis weit ins neue Jahr laufen die Bachufer-Verbauungen:
Bagger, Pressluftbohrer & Kettensägen dröhnen ums Haus, oft bei Dauerregen & Schlamm.
Nachdem wir das ganze Haus endlich wieder sauber gefegt und geputzt haben,
bekommen wir auch noch die Kündigung – Wir ertragen mehr, als wir für möglich halten.

In unseren Ateliers in der alten Meer-Möbelfabrik entstand unter anderem das Kulturzug~Tagebuch "In 80 Tagen um den Napf"

Dieses mutierte Dia scheint den Abbruch der gefluteten Liegenschaft vorwegzunehmen: Derselbe Schlamm, der zuvor durch dieses Gebäude floss, veränderte auch dieses Dia!

Als Konsequenzen aus dieser Flut müssen mehrere Gebäude am Wasser abgebrochen werden; auch will man weniger Bodenflächen dicht machen... In Seldwyla geht es anders: Hier wird nach der Flut eine gigantische und bewohnbare Staumauer vollendet und ein Riesen-Parkplatz asphaltiert...

Unser Kulturzug nahe am Kantonsgrenzstein in Gondiswil.

Die Verwandlung dieser Bilder geschieht geheimnisvoll - ohne jeden Computer:
Eine wilde Mischung aus Gülle, Oel, Blut, Sand, Kanalisation und Bakterien
dringt in alles ein - auch in die verpackten Diabilder: Sie gären im Stillen...
Die Bergung der Dias geschieht intuitiv ~ Sie werden unser Flut-Geschenk!

"Panta rhei" heisst "alles fliesst"... Fliessmuster zum Asphaltsurfen und Wellenreiten erzählen von einem wieder aufgetauchten Asphalt Kino.

wasserdicht:
www.menel.ch

Wasser netzt, tränkt, nässt, steigt, flutet, strömt, belebt, tötet, ertränkt, reisst mit sich, zieht, gurgelt, sprudelt, fliesst, schlägt, wellt, trägt, spült, rauscht, wäscht aus, unterspült, tost, fällt, tobt, spritzt, zischtet, schäumt, strudelt, dringt ein, weicht auf, tropft, dampft, nebelt, feuchtet, nährt Pilze...

Libellen im Oberaargau

Ein Beitrag zur Kenntnis der regionalen Fauna

Ernst Grütter-Schneider (Text und Bilder)

Die Libellen *(Odonata)* sind weltweit mit über 5500 Arten vertreten; nach Artenzahl eine bescheidene Insektenordnung. Fossile Libellen wurden in über 300 Millionen Jahren alten Gesteinen des Oberen Karbon gefunden. Diese Urlibellen erreichten Flügelspannweiten bis 70 cm. Ihr Bauplan hat sich im Laufe der Jahrmillionen nicht wesentlich verändert. Mit Ausnahme der kalten Regionen rund um die Erdpole sind die Libellen über alle Erdteile verbreitet. In Europa gibt es rund 130, in der Schweiz etwa 75 Arten. Hoess[1] beschreibt für den Kanton Bern insgesamt 58 Arten als in den Jahren zwischen 1970 und 1992 sicher nachgewiesen.
Im Oberaargau konnten in den letzten 30 Jahren 43 Arten als bodenständig festgestellt werden. Das sind doch 60 Prozent der gesamtschweizerisch oder 74 Prozent der im Kanton Bern autochthonen Arten. Die Beobachtungen sind in Feldtagebüchern festgehalten und zudem in der Datenbank des Centre Suisse de Cartographie de la Faune (CSCF) in Neuenburg zu einem grossen Teil abgelegt. Sie werden hier erstmals ausgewertet und damit soweit möglich zugänglich gemacht. Das nun vorliegende Inventar ist das Ergebnis unzähliger Beobachtungsstunden in der Natur. Es ist weder vollständig noch abschliessend. Es gibt nur ein weitgehend persönliches Momentbild der Bestandessituation dieser faszinierenden Insektengruppe wieder.

Biologie (Lebensweise)

Libellen sind farbenprächtige Insekten. Ihre Namen geben oft ihr Aussehen und die Wirkung des fliegenden Tieres auf den Betrachter wieder. So gibt es Prachtlibellen, Azurjungfern, Granataugen, Smaragdlibellen.

Eindrücklich sind auch Namen wie zum Beispiel Binsenjungfern, Königslibellen.

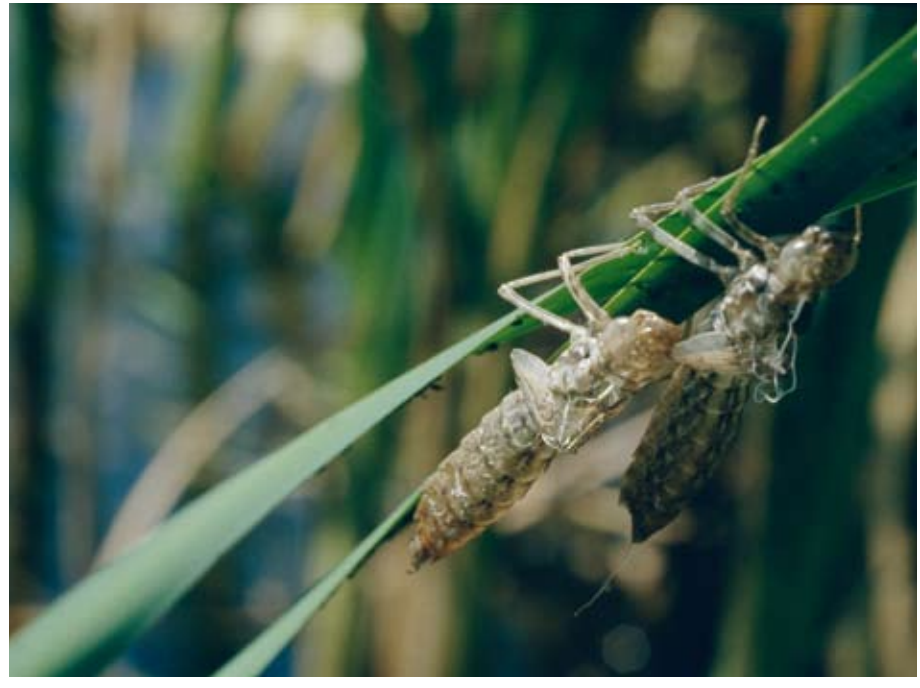
Libellen sind auf Gedeih und Verderb an Feuchtbiotope gebunden. Die längste Zeit ihres Lebens verbringen sie im Wasser. Die Entwicklung vom Ei über die untergetauchte, wasserlebende Larve zum flugfähigen Insekt dauert je nach Art einige Monate bis fünf Jahre. Sie ernähren sich als Lauerjäger räuberisch von verschiedenen Kleintieren. Die Libellen durchlaufen eine unvollständige Verwandlung. Im Gegensatz zu den Schmetterlingen und Käfern gibt es kein Puppenstadium. Aus der Larve wird nach mehrfacher Häutung im Wasser und durch Verwandlung ohne Puppenstadium an Land das flugfähige Tier (Imago). Meist in der Dämmerung oder der Nacht verlässt nämlich die verwandlungsbereite Larve das Wasser, klettert an einem Pflanzenstängel oder Uferstein aus dem Wasser und krallt sich an der Unterlage fest. Der Schlupfprozess aus der Larvenhaut dauert eine bis mehrere Stunden. Dann erhebt sie sich zum ersten Flug, und zurück bleibt die leere Larvenhaut, die sogenannte Exuvie. Diese Exuvien können vom Spezialisten gesammelt und für den Artnachweis an einem Gewässer verwendet werden.

Die Lebensphase des geflügelten Insektes, der Jungfern und Smaragde, dient ausschliesslich der Arterhaltung, also der Partnerfindung, Paarung (Kopula) und der Eiablage der Weibchen. Nach dem Schlüpfen, der Verwandlung, beginnt eine kurze ein bis zwei Wochen dauernde Zeit zur Geschlechtsreife. Für die Partnerfindung gibt es zwei verschiedene Verhalten:

– Die eine Gruppe von Männchen besetzt einen Gewässerabschnitt, wo sich mögliche Eiablageorte für die Weibchen befinden, und verteidigt diesen gegen andere Männchen. Das territoriale Verhalten hat je nach Art eine bestimmte Form. So kann man beispielsweise die Männchen der Gebänderten Prachtlibelle *(Calopteryx splendens)* bei hoher Libellendichte oft bei erbitterten Revierkämpfen beobachten. Erscheint ein Weibchen, wird ein schwirrender Werbeflug vorgetragen, der diesem Paarungssignale übermittelt.
– Die andere Gruppe umfasst Arten, bei welchen die Männchen nicht territorial sind. Sie suchen aktiv nach Weibchen, indem sie an Orte fliegen, wo diese sich üblicherweise aufhalten.

Eine Trennung zwischen den beiden Kategorien kann allerdings nicht in jedem Fall vorgenommen werden. Einzelne Vertreter der zweiten Kate-

Larvenhäute (Exuvien), wie sie Grosslibellen am Höchbach-Weiher, Aarwangen, nach dem Schlüpfen zurückgelassen haben. (Aufnahme 23.6.2008, Nummer im Inventar des Verfassers: EGS 08-25_02)



Larvenhaut einer Kleinlibelle am Höchbach-Weiher, Aarwangen (23.6.2008, EGS 08-23_35)

gorie können bei hoher Populationsdichte auch territoriales Verhalten zeigen.

Die Begattung beginnt mit dem Ergreifen des Weibchens durch das Männchen. Im Sturzflug koppelt sich das Männchen mit den Hinterleibszangen ans Weibchen an. Bei den Kleinlibellen geschieht dies an der Vorderbrust (Prothorax), bei den Grosslibellen am Hinterkopf. Das Paar bildet jetzt ein Tandem. In dieser Stellung krümmt das Männchen seinen Hinterleib nach unten, führt die eigene Geschlechtsöffnung zum Kopulationsapparat und füllt diesen mit seinem Sperma auf. Anschliessend verankert sich das Weibchen mit seiner Geschlechtsöffnung am Kopulationsapparat des Männchens. Dabei entsteht das sogenannte Paarungsrad – eine Kopulationsstellung, die es nur bei den Libellen gibt. Die Tiere sind auch während der Paarung flug- und manövrierfähig. Während der Kopulation überträgt das Männchen sein Sperma auf das Weibchen. Die Spermien gelangen zunächst in einen Vorratsbehälter. Zur Befruchtung kommt es erst bei der Eiablage. Viele Arten, vor allem Grosslibellen, paaren sich mehrfach am Tage mit verschiedenen Partnern. Dabei entfernt das Männchen mit seinem Begattungsorgan jeweils zuerst das Sperma des Vorgängers aus dem weiblichen Genitaltrakt. Der Fachmann spricht dabei von «genetischem Eigennutz».

Oft unmittelbar nach einer Paarung, in etlichen Fällen aber erst später, kommt es zur Eiablage. Dabei verhalten sich die einzelnen Libellenfamilien sehr unterschiedlich. Bei den Prachtlibellen *(Calopterygidae)* zum Beispiel legt das Weibchen die Eier stets alleine ab. Es setzt sich hierzu auf Pflanzen, die über die Wasseroberfläche hinausragen, und sticht mit seinem Legebohrer die Eier ins pflanzliche Gewebe. Vielfach taucht es dazu auch ins Wasser hinab. Das Männchen hält sich während dieser Zeit auf einer Sitzwarte in der Nähe auf. Bei anderen Kleinlibellenarten begleitet das Männchen die Eiablage in tandemartig angekoppelter Haltung aufrecht über dem Weibchen, mit den Flügeln schwirrend, oder in sitzender Haltung auf dem Eiablagesubstrat. Bei den Grosslibellen legt das Weibchen seine Eier meist ohne Begleitung in Pflanzenteile oder ins Gewässerbett ab, es wirft sie im Fluge auf das Wasser, oder es streift sie an der Wasseroberfläche ab.

Bei den Libellen unterscheidet man zwei Hauptgruppen oder Unterordnungen: die Grosslibellen (Anisoptera) und die Kleinlibellen (Zygoptera). Bei jeder Libellenart lässt sich leicht entscheiden, zu welcher der beiden

Gebänderte Prachtlibellen beim Kopula-Vorspiel am Moosbach, Schwarzhäusern (4.7.2008, EGS 08-28_22)

Männchen einer Gebänderten Prachtlibelle, aufgenommen im Naturschutzgebiet Grube, Schwarzhäusern. (17.6.1992, EGS 92-18_09)

Ein Vertreter der Grosslibellen: Männchen einer Gestreiften Quelljungfer, aufgenommen im Flüelisboden-Bachwald, Niederbipp. (21.6.1992, EGS 92-18_14)

Eine Vertreterin der Kleinlibellen: Weibchen einer Helm-Azurjungfer in der Eymatte, Aarwangen (15.6.2003, EGS 03-25_04)

Gemeine Weidenjungfern beim Einstechen der Eier in Weidenrinde. Fotografiert im Naturschutzgebiet Grube, Schwarzhäusern (11.9.1992, EGS 92-45_04)

Gruppen sie gehört. Grosslibellen haben eine kräftige Körpergestalt, Kleinlibellen sind zierlich schlank. Die Flügel sind bei den grossen in der Ruhehaltung mehr oder weniger waagrecht ausgebreitet, bei den kleinen über dem Rücken zusammengeklappt oder nur leicht geöffnet. Der Flug ist reissend schnell bei den Grosslibellen, langsam, flatternd bei den Kleinlibellen.
Die Zweigestreifte Quelljungfer *(Cordulegaster boltonii)*, deren Weibchen wohl die grössten der heimischen Grosslibellen sind, hat eine Flügelspanne von etwa 10 cm und eine Körperlänge von gut 8,5 cm. Die kleinste Libelle in der Schweiz dürfte die Zwerglibelle *(Nehalennia speciosa)* sein. Ihre Flügel messen etwa 2,5 cm, der Körper ist 2 bis 2,5 cm lang.
Bei beiden Unterordnungen unterscheiden sich Männchen und Weibchen farblich recht deutlich (Geschlechtsdimorphismus). Meist sind die Männchen intensiver und bunter an Flügel und Körper gefärbt als die Weibchen.
Übrigens sind Libellen für uns Menschen völlig harmlos. Obwohl sie sich als Räuber von Fluginsekten, Mücken und Fliegen ernähren und die Weibchen zum Teil Legestachel besitzen, haben sie keine stechenden oder andere Organe, die uns verletzen können.

Ökologie (Libellen und Umwelt)

Eine Besonderheit der Libellen liegt darin, dass die Larven im Wasser und die fortpflanzungs- und flugfähigen Tiere an Land beziehungsweise in der Luft leben. Das Fliegen ermöglicht es ihnen, neue, geeignete Habitate zu besiedeln, beziehungsweise sich verschlechternde Orte zu verlassen. Das bedingt allerdings eine Vielzahl bestimmter Faktoren und Aspekte, um den geeigneten und somit nutzbaren Lebensraum zu erkennen. Das trifft sowohl für den Schlupfort selbst, wie für ein anderes, entfernteres Habitat zu. Die in der Schweiz heimischen Arten der Libellen sind ausgesprochene Sonnentiere, die bei trübem Wetter oder bei Nacht an krautigen Pflanzen oder in Bäumen hängen. Vor allem Grosslibellen sieht man bei sonnigem und warmem Wetter dabei oft kilometerweit von Gewässern entfernt auf Waldwegen, Lichtungen oder über Felder und Weiden jagen. Nur die Paarung findet beinahe aus-

In Wiesengräben wie hier im Banfeld, Aarwangen, finden viele Libellen geeignete Lebensräume. (1.8.1999, EGS 99-56_12)

Der Höchbach-Weiher bei Aarwangen steht für ein Stillgewässer, das Libellen Lebensraum bietet. (24.4.2007, EGS 07-08_12)

schliesslich an Gewässern statt. Hier muss sich das Weibchen jedenfalls zur Eiablage einfinden.
Das Überleben von Larven und ausgewachsenen Libellen hängt einerseits vom Fressen, andererseits vom Gefressenwerden durch ihre Feinde ab. Die Hauptfeinde der Libellenlarven sind Fische, seltener am Wasser lebende Vögel. Reife Kleinlibellen werden häufig von Singvögeln gefressen. Grosslibellen können vom geschickten, einheimischen Baumfalken *(Falco subbuteo)* im Fluge erbeutet werden. Die geschlüpften Libellen werden so oder so höchstens zwei bis drei Wochen alt. Eine Ausnahme bildet die Winterlibelle, die überwintert und vom August bis im kommenden Frühling lebt.
Wasser ist kein einheitlicher Lebensraum. Je nach Bewuchs, Strömungsverhältnissen, Temperatur, Gehalt an Sauerstoff und weiteren Faktoren gibt es ganz verschiedene Gewässer, an welche die Libellen in unterschiedlicher Weise angepasst sind. Einige wenige Arten sind wenig wählerisch und können sich in Teichen, Quellwasserweihern, Kleinseen und langsam fliessenden Gräben gleich gut entwickeln. Die meisten der einheimischen Libellen jedoch stellen sehr spezifische Ansprüche an das Fortpflanzungsgewässer, wie sie zum Beispiel nur in verlandeten Weihern, kalkhaltigen Rinnsalen oder klaren Fliessgewässern mit sandigem Grund oder in anderen Wasserbiotopen vorhanden sind. Diese Tatsache ist für den Schutz der Libellen von entscheidender Bedeutung.
Als Lebensräume der Libellen können zusammengefasst genannt werden:
– Quellen und Quellabflüsse
– Bäche und Wassergräben
– Flüsse
– Seen und Seeufer
– Weiher, Teiche und Tümpel
– Moore und Moorgewässer

Gefährdung und gesetzlicher Schutz

Gewässer, ob stehend als Teich oder See, fliessend als Graben oder Fluss, sind im schweizerischen Mittelland in den letzten hundert Jahren tiefgreifend verändert worden. Durch Verbauungen, Begradigungen, Ein-

dolungen, Zuschüttungen und Entwässerungen, Einleitungen von Siedlungs- und Landwirtschaftswässern sind nicht nur Libellenlebensräume, sondern alle Pflanzen und Tiere dieser Biotope beeinträchtigt worden oder ganz verschwunden. Gewässerschutzmassnahmen, zum Beispiel der Bau von Kläranlagen und der heute rücksichtsvollere Umgang mit offenen Gewässern, haben die Bestände dieser Wasserorganismen nun wieder positiv beeinflusst.

Die Gefährdungssituation der Libellen ist in den sogenannten Roten Listen[2] dargestellt. Von den 72 in der Schweiz einheimischen Arten gehören 26 der Roten Liste an (siehe Tabelle). Bei unserer regionalen Artenliste sind die Helm-Azurjungfer und der Zweifleck vom Aussterben bedroht, die Grüne Keiljungfer ist stark gefährdet. Sie gehören damit zu den Arten der Roten Liste. Der Anteil der Arten der Roten Liste in der Schweiz ist mit 36 Prozent frappant höher als im Oberaargau mit 7 Prozent. Im Oberaargau kommen nur 3 der 26 Libellenarten aus der Roten Liste vor, aber 87 Prozent der übrigen gesamtschweizerisch nachgewiesenen Arten. Dieses Ergebnis deutet darauf hin, dass der Oberaargau bereits ein qualitativ stark nivelliertes Artenspektrum beherbergt. Anders gesagt: Die Zahl der Trivialarten mit relativ geringen ökologischen Ansprüchen dominiert die Zahl der Lebensraumspezialisten mit relativ hohen ökologischen Ansprüchen deutlich.

Wir verzichten hier darauf, eine regionale Rote Liste zu erstellen. Die

Gefährdungssituation der Libellen in der Schweiz und im Oberaargau

	Schweiz		Oberaargau		Anteil
Ausgestorben	2	3%			
Vom Aussterben bedroht	12	17%	2	5%	17%
Stark gefährdet	7	10%	1	2%	14%
Verletzlich	5	7%			
Total Rote Liste	26	36%	3	7%	12%
Potentiell gefährdet	12	17%	7	16%	58%
Nicht gefährdet	34	47%	32	74%	94%
Nicht beurteilt			1	2%	
Total übrige	46	64%	40	93%	87%
Total Arten	72	100%	43	100%	60%

Libellenfundorte im Oberaargau		
Anzahl Arten		
1–5	42	61%
6–10	20	29%
mehr als 10	7	10%
	69	100%
Lebensräume		
Quellenbereiche	2	3%
Bäche, Wiesengräben	21	31%
Flüsse, Stauhaltungen	18	26%
Seen	2	3%
Weiher, Teiche, Tümpel	18	26%
Kiesgrubengewässer	5	7%
Moorgewässer	3	4%
	69	100%

Bestandes- oder Gefährdungssituation wird bei den Artmonographien beschrieben.
Neben anderen Organismen werden im Anhang 3 der Verordnung über den Natur- und Heimatschutz des Bundes (NHV) auch 22 Libellenarten als geschützt aufgeführt. Die kantonale Naturschutzverordnung (NSchV) bezeichnet im Anhang 2 alle Libellenarten als geschützt. Ihr Schutz beschränkt sich bei beiden Erlassen weitgehend nur auf den Individualschutz. Der Schutz ihrer Lebensräume wird durch die aufgeführten Arten der Roten Liste weitgehend sichergestellt (NHV, Art. 14, Abs. 3). Im Oberaargau ist sogar eine Art in der Liste der Berner Konvention des Europarates von 1988 enthalten, nämlich die Helm-Azurjungfer. Ein prominentes Schutzobjekt.

Betrachtungsgebiet und Objekte

Die Region Oberaargau umfasst die Ämter Aarwangen, Wangen und die nördlichen Gemeinden des Amtes Trachselwald; also naturräumlich etwa das Einzugsgebiet von Roth, Langeten und Önz sowie den Aareraum, die Bipperebene und den Jurasüdhang; alles zusammen eine Fläche von 345 km^2. Hoess[3] führt in den Fundortlisten insgesamt 69 Orte aus diesem Raume auf. Die Fundortangaben stammen vom Autor, aber auch von Konrad Eigenheer, Brügglen, Thomas Schwaller, Laupersdorf, und weiteren Kollegen. Ihnen sei herzlich gedankt. Die meisten Arten einer Örtlichkeit konnte Schwaller[4] zwischen 1985 bis 1989 im Gebiet des Burgäschisees mit 37 und im Gebiet des Inkwilersees mit 32 feststellen. Diese beiden Kleinseen zählen wir hier vollständig zu unserem Betrachtungsgebiet. Als weitere artenreiche Orte können zum Beispiel der Schmittenweiher, Roggwil, aktuell mit rund 25 sowie die Weiher in der Kiesgrube Iff, Niederbipp, mit 23 Arten erwähnt werden. Die Fundortlisten von Hoess[5] haben folgende Arthäufigkeiten: 42 Orte (61%) 1–5, 20 Orte (29%) 6–10 und 7 Orte (10%) mehr als 10 Arten pro Beobachtungsort. Über die Anzahl Arten pro Fundort und die Lebensräume gibt die Tabelle in der Randspalte Auskunft.
Die hier dargestellten Ergebnisse wurden aus Aufwandgründen nicht mit Daten der letzten Jahre ergänzt. Diese dürften auch kaum zu einem deutlich anderen Bild führen. Hingegen sind die Zahlen der Fundorte seit

Weibchen einer Blauflügel-Prachtlibelle, aufgenommen an der Aare in Schwarzhäusern (17.6.1999, EGS 99-36_17)

dem Inventar von 1994/2000 noch deutlich gestiegen. Die Zahlen geben zudem keinenfalls ein objektives Bild über die Verteilung der Libellenvorkommen im Oberaargau. Sie sind viel mehr ein Spiegel der Aktivitäten von uns Libellenkundlern. So sind beispielsweise alle die kleinen Gartenweiher und Tümpel, die es hier gibt, nicht erfasst. Oder allgemein sind die «guten» Gebiete im Vergleich zu artenarmen, aber vielleicht ebenso spannenden Örtlichkeiten überproportional untersucht. So wurden die Wiesengräben um Aarwangen mit ihren Libellengemeinschaften erst 1997 sozusagen entdeckt. Sie sind ein Biotoptyp, der seine Qualitäten zuvor nicht ohne weiteres zu erkennen gab.

Erhebungsmethodik und Bestandessituation

Libellenimagines lassen sich beim sitzenden, bei einigen Arten auch beim fliegenden Tier auf Art und Geschlecht bestimmen. Weil sie mobil sind, sind Beobachtungs- und Entwicklungsort deshalb oft nicht identisch. Ein sicherer Nachweis über die Bodenständigkeit einer Art an einem Ort ergibt sich bei den Imagines bei der Paarung und/oder Eiablage an einem passenden Gewässer. Praktisch alle Beobachtungen basieren auf solchen Voraussetzungen.
Larven leben meist sehr unauffällig im Wasser und sind deshalb nur aufwändig zu finden. Da sind die Larvenhäute, die die Tiere nach der Verwandlung zurücklassen, ein ideales Nachweismittel ohne ein Nachteil für die Arten zu sein. Diese Methode wurde vor allem bei der Suche nach den sogenannten Flussjungfern an der Aare angewendet. Natürlich setzt die Nachsuche nach den oft versteckt in der Vegetation hängenden Exuvien Erfahrung voraus.
Libellenlebensräume sind im ganzen Oberaargau bekannt. Der höchste Ort bei einem kleinen Weideweiher bei der Vorderen Schmidenmatt liegt auf knapp 1000 m ü.M. Dort konnten noch fünf Arten beobachtet werden. Der ungewöhnlichste Lebensraum ist eine kleine, feuchte Bodenstelle beim Flüelisboden am Jurahang in der Gemeinde Niederbipp. Sie genügte der Gestreiften Quelljungfer *(Cordulegaster bidentata)* als mehrjähriger Larvenentwicklungsort. Im Hügelgebiet sind oft naturnahe Löschwasserweiher Libellenbiotope. Vom Quellrinnsal bis zum Aareflusslauf – Wasserlebensräume sind auch Libellenlebensräume.

Weibchen der Grossen Königslibelle bei der Eiablage in eine Wasserpflanze. Fotografiert im Naturschutzgebiet Grube, Schwarzhäusern (20.6.1998, EGS 98-32_19)

Die Bestandesentwicklung der Kleinodien in den Gewässern des Oberaargaus hat sich in den letzten 30 Jahren je nach Art mehr oder weniger verändert. Neben den jährlichen Bestandesfluktuationen, meist aus meteorologischen Gründen, hat zum Beispiel die Fledermaus-Azurjungfer *(Coenagrion pulchellum)* aus unbekannten Gründen eine deutlich abnehmende Tendenz. Andere, meist wenig anspruchsvolle Arten, scheinen ihre Bestände zu halten. Eine interessante Entwicklung ist bei einzelnen mediterranen Arten zu beobachten. Die Feuerlibelle *(Crocothemis erythraea)* zum Beispiel war früher nur ein seltener, eingewanderter Sommergast. Heute ist sie oft Erstbesiedler neuer Weiheranlagen und kann sich da in Massen entwickeln. Der Bestand dieser Art entwickelt sich offenbar parallel zum langfristigen Anstieg der Temperaturen. Bei den folgenden Artmonographien wird auf spezifische Bestandessituationen hingewiesen, sofern diesbezügliche Aussagen möglich sind.

Dank

Dieser Beitrag soll das Wissen über die faszinierende Tiergruppe der Libellen aus regionaler Sicht dokumentieren, und vielleicht auch dem geneigten Leser etwas Freude für die Geschöpfe fast vor der Haustüre bereiten.
Ich widme diesen Beitrag meiner Familie, besonders meiner Frau Annemarie, zum Dank für die Begleitung und Mithilfe bei unzähligen Exkursionen. Der Dank gilt auch der Redaktion des Jahrbuches für die geduldvolle Unterstützung in vielfacher Hinsicht sowie Thomas Schwaller, Laupersdorf, für das über das Fachliche hinaus reichende Korreferat sowie Hans-Urich Kohler, Köniz, für das zur Verfügungstellen einzelner Bilder seltener Arten.

Roggwil, im Juni 2008 Ernst Grütter-Schneider

Anmerkungen

1 Hoess, R. 1994. Libelleninventar des Kantons Bern. Sonderdruck Jahrb. Naturhist. Mus. Bern 12: 100 pp.
2 Gonseth, Y. und Monnerat, C. 2002. Rote Liste gefährdeter Libellen der Schweiz. CSCF, Neuchâtel & BUWAL, Bern. V*ollzug Umwelt:* 46 p.
3 wie Anm. 1 und Hoess, R. 2000. Libelleninventar des Kantons Bern – Nachtrag. Jahrb. Naturhist. Mus. Bern 13: 27–42.
4 Schwaller, T. 1991. Vergleichende faunistisch-ökologische Untersuchungen an den Libellenzönosen zweier Kleinseen im schweizerischen Mittelland. Sonderdruck Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft des Kt. SO 35: 7–78.
5 wie Anm. 3.

Erläuterungen zum folgenden Inventar

Autochthone Arten sind Arten, die sich in den letzten 30 Jahren im Oberaargau wahrscheinlich oder sicher fortgepflanzt haben. Unter dem Begriff Lebensraum wird immer das Fortpflanzungs- bzw. Entwicklungsgewässer verstanden.
Die Beschreibung des Aussehens ist durchwegs sehr knapp gehalten und kann kein Bestimmungsbuch ersetzen.
Unter dem Bild sind Geschlecht der Libelle (M/W), Aufnahmedatum und -ort, sowie die Dianummer im Archiv von Ernst Grütter (ESG) respektive der Fotograf vermerkt.
Weiterer Fotograf: Hans-Ulrich Kohler, Köniz (HUK).

Weitere Literatur

Wildermuth, H., Y. Gonseth und A. Maibach (Hrsg) 2005: Odonata – Die Libellen der Schweiz. Fauna Helvetica 12, CSCF/SEG, Neuchâtel.

1. Autochthone Arten

1.1. Kleinlibellen (Zygotera)

Gebänderte Prachtlibelle
(*Calopteryx spendens,*
Erstbeschreibung: Harris, 1782)

Aussehen: Das Männchen dieser Art ist unverkennbar. Die Flügel sind mit einer breiten schwarzblau schillernden Binde gezeichnet. Das Weibchen hat diese Binde nicht und wirkt dadurch fast transparent. Der Flug ist schmetterlingsartig, flatternd. Länge 45–50 mm.
Lebensraum: An langsam fliessenden Bächen und Flüssen.
Vorkommen und Bestand: Die grössten Populationen dürften in den Staustufen der Aare der Kraftwerke Bannwil und Wynau leben. Vagabundiert gerne und kann deshalb auch weit vom Geburtsgewässer beobachtet werden. Der Bestand scheint gesichert.

W + M 4.7.2008 Schwarzhäusern, Moosbach EGS 08-28_24

Blauflügel-Prachtlibelle
(*Calopteryx virgo*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Bei der Schwesterart der Gebänderten Prachtlibelle sind Flügel und Körper des Männchens vollständig dunkelblau. Das Weibchen ist bronze-kupferfarbig ohne die markanten Flügel der Männchen. Die Art ist nicht immer deutlich von der Gebänderten Prachtlibelle zu unterscheiden. Länge 45–50 mm.
Lebensraum: Besiedelt Bäche und Gräben mit fliessendem, eher kühlem Wasser. Besonnte Abschnitte mit einzelnen Büscheln von Wasserpflanzen sind am günstigsten.
Vorkommen und Bestand: Besiedelt heute die Önz und ihre Seitengräben fast lückenlos, die Langeten nur punktuell. Von der Roth fehlen Beobachtungen. Vor 25 Jahren war die Art eine Seltenheit, die heutige Verbreitung ist optimal.

M 11.6.2000 Walliswil b.W., Sagibach EGS 00-35_36

Gemeine Weidenjungfer
(*Lestes viridis*, Vander Linden, 1825)

Aussehen: Männchen und Weibchen mit grünschillerndem, teilweise kupfernem Metallglanz. Die Flügel werden im Sitzen schräg abgespreizt. Länge 43–46 mm.
Lebensraum: Stehende oder langsam fliessende Gewässer mit überhängenden Ufergehölzen. Eiablage in Borke junger Äste, wo die Eier überwintern.
Vorkommen und Bestand: Eine Art, die recht spärlich in der Region vertreten ist. Beobachtungen liegen von vier Grubengewässern, dem Schmittenweiher bei Roggwil und von den Naturschutzgebieten Erlimoos, Moossee bei Bleienbach und Mumenthalerweiher vor. Die Art kann jährlich an diesen Stellen festgestellt werden. T. Schwaller stellte die Art auch am Burgäschi- und Inkwilersee fest.

21.6.1980 Oberbipp, NSG Erlimoos EGS 80-23_06

Gemeine Binsenjungfer
(*Lestes sponsa*, Hansemann, 1823)

Aussehen: Männchen mit grünlichem und Weibchen mit bräunlichem Metallschimmer. Der Körper der Männchen ist bei den ersten und den zwei letzten Segmenten hellblau bereift. Sie ist etwas kleiner als die Gemeine Weidenjungfer; Länge 34–36 mm.
Lebensraum: Bevorzugt stehende Gewässer mit Vegetation aus Binsen, Schachtelhalm und Rohrkolben, die sogar austrocknen können.
Vorkommen und Bestand: Bodenständig scheint die Art nur im Naturschutzgebiet Erlimoos bei Oberbipp zu sein. Bei anderen wenigen Beobachtungsorten dürfte sie sich kaum fortpflanzen. Die kleine Population im Erlimoos ist latent vom Verschwinden bedroht. Sie wird in der Roten Liste[2] als potentiell gefährdet eingestuft.

23.6.1990 Oberbipp, NSG Erlimoos EGS 90-40_35

Gemeine Winterlibelle (*Sympecma fusca*, Vander Linden, 1820)

Aussehen: Bei beiden Geschlechtern Körper bleich beige bis braun gefärbt mit dunkelbrauner Binde auf der Brust. Die Flügelpaare dieser zart wirkenden Art werden als Besonderheit in der Ruhehaltung auf einer Körperseite angelegt. Länge 37–39 mm.
Lebensraum: Nährstoffarme Stillgewässer mit Röhrichtvegetation. Oft in der Nähe von Wald. Überwintert als einzige heimische Libellenart als Adulttier.
Vorkommen und Bestand: Die Art ist mehr oder weniger regelmässig in einzelnen Exemplaren nur im Naturschutzgebiet Alte Kiesgrube Schwarzhäusern sowie am Inkwiler- und Burgäschisee zu beobachten.

28.7.2008 Schwarzhäusern, NSG Grube EGS 08-40_32

Federlibelle (*Platycnemis pennipes*, Pallas, 1771)

Aussehen: Die Männchen sind hellblau mit schwarzem Leibesende, die Weibchen von hellbeiger Grundfärbung. Beide Geschlechter besitzen flächig verbreiterte Unterschenkel mit weit abstehenden Randborsten. Länge 32–37 mm.
Lebensraum: Stehende oder langsam fliessende Gewässer mit Ufervegetation.
Vorkommen und Bestand: Fortpflanzungsgewässer in der Region sind mindestens der Burgäschisee, die Aarestaugebiete von Bannwil und Wynau, die Gewässer im Naturschutzgebiet des Moossees und das Sängeli, Bleienbach/Thunstetten. In diesen Räumen kann sie seit jeher recht zahlreich beobachtet werden.

M 22.7.1984 Bleienbach, NSG Moosseeli EGS 84-18_27

Pokal-Azurjungfer
(*Erythromma lindenii*, Selys, 1840)

Aussehen: Hellblau mit schwarzem Mittelstreifen ist die Körperoberseite der Männchen, die der Weibchen ist grünlich gefärbt. Die Augen sind beim Männchen auffallend dunkelblau. Länge etwa 33 mm.
Lebensraum: Bevorzugt vegetationsarme Seen und langsam fliessende Flussabschnitte.
Vorkommen und Bestand: Die Art wurde 1986 von Thomas Schwaller am Burgäschisee erstmals festgestellt. Seit 1997 konnte sie sporadisch an gewissen Aareabschnitten beobachtet werden. Die Art stammt aus dem Mittelmeerraum und ist bei uns ein Neusiedler. Die Rote Liste[2] führt sie in der Kategorie potentiell gefährdet.

M 25.7.1998 Aarwangen, Aare Meiniswil EGS 98-49_20

Helm-Azurjungfer (*Coenagrion mercuriale*, Charpentier, 1840)

Aussehen: Männchen mit relativ ausgedehnter blauer Färbung, zweites Hinterleibssegment nach dem Flügelansatz mit einem schwarzen Fleck in Form eines Merkurhelms. Weibchen mehrheitlich dunkel gefärbt mit blassen blaugrünen Streifen. Länge etwa 30 mm.
Lebensraum: Bei uns in langsam fliessenden, quellnahen Gräben und Bächen mit reichlicher Vegetation.
Vorkommen und Bestand: Die Art wurde erst 1997 durch den Autor in drei Gewässersystemen im Raume Aarwangen gefunden. Hauptsächlich Einzeltiere an weiteren Standorten. Recht robuste Bestände. Die Helm-Azurjungfer wird in der Roten Liste[2] in die Kategorie «Vom Aussterben bedroht» eingestuft. Sie ist das «Flaggschiff» des Naturschutzprogrammes «Smaragd» im Oberaargau.

M 12.7.1995 Roggwil, Brunnmatte EGS 95-26_14

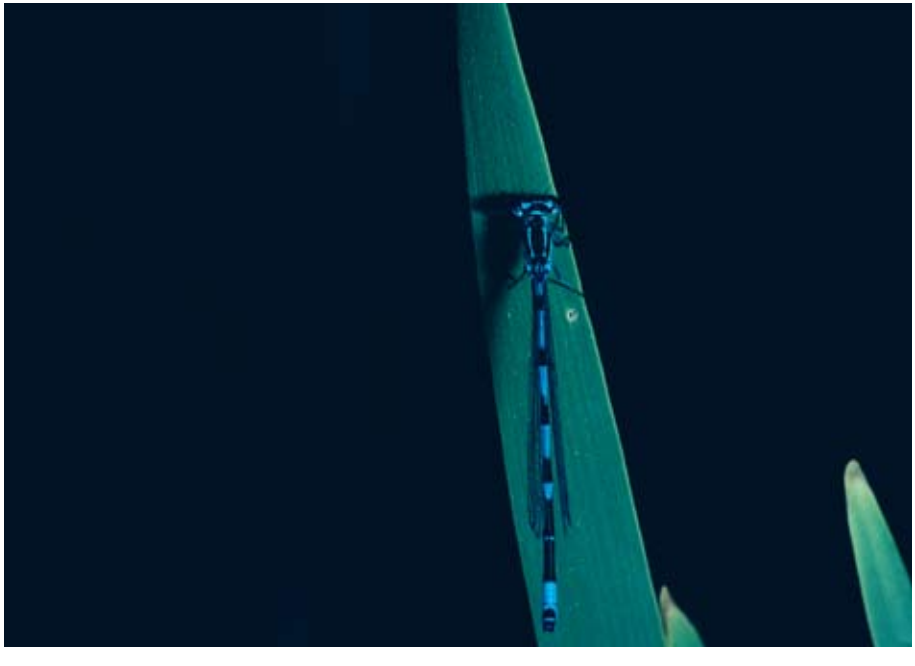
Hufeisen-Azurjungfer
(*Coenagrion puella*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Männchen hellblau mit schwarzem Muster, auf zweitem Hinterleibssegment mit hufeisenförmiger schwarzer Zeichnung. Weibchen mit grünlicher Grundfärbung und ausgedehnter schwarzer Färbung auf der Oberseite des Hinterleibs (wie sie die meisten Weibchen der Azurjungfern haben). Länge ca. 30 mm.
Lebensraum: Besiedelt fast alle Typen stehender Gewässer inklusive Gartenweiher und ist wohl die häufigste Libellenart der Schweiz.
Vorkommen und Bestand: Wegen ihrer Anpassungsfähigkeit an unterschiedliche Gewässerlebensräume ist sie weit verbreitet und häufig.

M 26.5.2000 Oberbipp, NSG Erlimoos EGS 00-35_06

Fledermaus-Azurjungfer (*Coenagrion pulchellum*, Vander Linden 1825)

Aussehen: Die sehr schlanken Männchen mit sattblauer Grundfärbung mit der namensgebenden dunklen Zeichnung, einer fliegenden Fledermaus auf dem zweiten Hinterleibssegment. Die nachfolgenden Segmente sind ebenfalls dunkel. Das Weibchen wirkt kräftiger. Eine typische Azurjungfererscheinung. Länge 29–32 mm.
Lebensraum: Die Art bevorzugt Weiher, Teiche und Kleinseen mit üppig entwickelter aquatischer Vegetation.
Vorkommen und Bestand: Neben dem Burgäschi- und dem Inkwilersee liegen Beobachtungen vom Schmittenweiher bei Roggwil von 1982 und 1983 vor. Dort ist die Art seither verschwunden. Die aktuelle Bestandessituation bei den beiden Kleinseen ist kaum bekannt. Ein Rückgang ist auch aus anderen Regionen bekannt. Die Art wird deshalb als potentiell gefährdet eingestuft.[2]



M 17.6.1984 Inkwil, Inkwilersee EGS 84-14_12

Becher-Azurjungfer (*Enallagma cyathigerum*, Charpentier, 1825)

Aussehen: Männchen mit hellblauer Grundfärbung und sparsamer schwarzer Zeichnung, auf dem zweiten Hinterleibssegment mit einem Muster ähnlich einem gestielten Becher. Weibchen grünlich oder bläulich mit überwiegend schwarzer Hinterleibszeichnung. Länge rund 30 mm.
Lebensraum: Sie lebt an grösseren stehenden Gewässern, Teichen, Seen, aber auch an kleineren Weihern und langsam fliessenden Bächen. Sie zählt zu den Erstbesiedlern neu geschaffener Gewässer, eine Pionierart.
Vorkommen und Bestand: Sie ist in der Region weit verbreitet und ziemlich häufig und kann an allen geeigneten Lebensräumen beobachtet werden.

W + M 29.7.1997 Niederbipp, Grube Iff EGS 07-45_09

Grosses Granatauge (*Erythromma najas*, Hansemann, 1823)

Aussehen: Männchen mit auffällig roten Augen. Brust und Hinterleib sind dunkelbraun und schwarz, mit Ausnahme der zwei letzten hellblauen Segmente. Weibchen mit grünlicher Grundfärbung und schwarzer Hinterleibsoberseite. Die Augen sind blassrot bis braun. Länge 30–36 mm.
Lebensraum: Lebt überwiegend an Stillgewässern, vor allem dort, wo es ausgedehnte Schwimmblattbestände hat.
Vorkommen und Bestand: In der Region sind zehn Gewässer mit dieser Art bekannt. Die 2006 geschaffenen Höchbach-Weiher in Aarwangen wurden bereits im folgenden Jahr besiedelt, nachdem sich aquatische Vegetation entwickelt hatte.

M 26.7.1981 Roggwil, Schmittenweiher EGS 81-38_24

Kleines Granatauge (*Erythromma viridulum*, Charpentier, 1840)

Aussehen: Männchen wie das Grosse Granatauge rote Augen, aber mit einer etwas anderen Zeichnung, einem X-förmigen schwarzen Muster am Abdomenende. Weibchen mit weitgehend gleicher Zeichnung und Färbung wie das Grosse Granatauge. Mit einer Länge von 26–31 mm etwas kleiner als dieses.
Lebensraum: Besiedelt in der Regel kleine bis mittelgrosse Stehgewässer.
Vorkommen und Bestand: Bis jetzt nur an fünf Gewässern festgestellt. Mit Ausnahme von Burgäschi- und Inkwilersee kann die Art nur sporadisch beobachtet werden.

W + M 22.7.1984 Aarwangen, NSG Hüttliweiher EGS 84-19_10

Grosse Pechlibelle (*Ischnura elegans*, Vander Linden, 1820)

Aussehen: Männchen und Weibchen mit mehrheitlich schwarzer Oberseite des Hinterleibs, nur das achte Hinterleibssegment, der Kopf und der Brustteil mit blau gefärbten Abschnitten. Länge 31–34 mm.
Lebensraum: Besiedelt praktisch alle Gewässertypen.
Vorkommen und Bestand: Weit verbreitet. Auch an Gartenweihern anzutreffen und deshalb in ihrem Bestand ungefährdet.

26.5.2000 Oberbipp, NSG Erlimoos EGS 00-35_03

Kleine Pechlibelle (*Ischnura pumilio*, Charpentier, 1825)

Aussehen: Unsere kleinste Libelle mit einer Länge von 25–30 mm. Beide Geschlechter sind sich recht ähnlich und gleichen in der Färbung der grösseren Schwesterart. Das blaue Schlusslicht liegt bei ihr aber im neunten und im Enddrittel des achten Segments.
Lebensraum: Anders als die vorangegangene, verwandte Art ein ausgesprochener Spezialist. Sie ist Erstbesiedler auch kleiner, neuer und vegetationsarmer Tümpel und weiterer frischer Gewässer. Sie erscheint innerhalb kürzester Zeit, wenn derartige Gewässer entstanden sind, verschwindet aber sehr schnell wieder.
Vorkommen und Bestand: Die meisten unserer Kiesgruben erfüllen die Lebensraumansprüche dieser Pionierart. Erscheint aber auch an anderen, neu geschaffenen Gewässern, so auch an Gartenweihern.

29.7.1997 Niederbipp, Grube Iff EGS 97-33_21

Frühe Adonislibelle (*Pyrrhosoma nymphula*, Sulzer, 1776)

Aussehen: Männchen und Weibchen mit blutroter Körperoberseite. In der gleichen Farbe sind die obere Hälfte der Augen und ein Längsstreifen der Brust. Damit eine kaum zu verwechselnde Art. Länge 33–36 mm.
Lebensraum: Vegetationsreiche Kleingewässer und langsam strömende Fliessgewässer.
Vorkommen und Bestand: Eine verbreitete und häufige Art, die oft mit der Hufeisen-Azurjungfer vergesellschaftet vorkommt. So eben auch im Siedlungsraum und seinen sogenannten «Biotopen».

M + W 27.7.1997 Aarwangen, Risenacher EGS 97-32_22

1.2 Grosslibellen (Anisoptera)

Blaugrüne Mosaikjungfer
(*Aeshna cyanea*, Müller, 1764)

Aussehen: Männchen mit grünlichgelben Flecken auf dem Hinterleib mit Ausnahme der drei letzten Segmente, die blaue Muster tragen. Die Weibchen sind den Männchen sehr ähnlich, haben aber durchgehend grünlichgelbe Flecken. Länge 70–80 mm.
Lebensraum: Sehr anpassungsfähig, besiedelt deshalb eine Vielzahl von Gewässertypen. Als einzige Art auch an stark beschatteten Waldweihern.
Vorkommen und Bestand: Die häufigste Grosslibelle an Gartenweihern und sonstigen kleineren stehenden Gewässern. Deshalb verbreitet und häufig zu beobachten.

M 9.8.1981 Schwarzhäusern, NSG Grube EGS 81-44_00

Braune Mosaikjungfer
(*Aeshna grandis*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Männchen und Weibchen mit brauner Grundfärbung. Unterscheiden sich durch blaue bzw. gelbe Seitenflecken auf dem Hinterleib. Die braun getönten Flügel sind auch im Fluge gut erkennbar. Länge 69–76 mm.
Lebensraum: Meist an grösseren naturnahen Weihern und Teichen.
Vorkommen und Bestand: Schmittenweiher, Roggwil, Burgäschi- und Inkwilersee sowie die Gewässer im Naturschutzgebiet Mürgelibrunnen bei Wangenried/Deitingen sind bekannte Fortpflanzungsgewässer. Umherfliegende Tiere wurden auch schon an einem Hochsommertag mitten in Langenthal beobachtet. Eine spärlich verbreitete, aber ungefährdete Art.

26.7.1981 Roggwil, Schmittenweiher EGS 81-39_20

Torf-Mosaikjungfer
(*Aeshna juncea*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Männchen mit blauschwarz, Weibchen mit gelbgrünschwarz geflecktem Hinterleib. Beide mit brauner Brust mit zwei gelben Seitenstreifen. Länge 70–80 mm.
Lebensraum: Vorwiegend in den Alpen an Stehgewässern zuhause. Im Mittelland sporadisch an Moorgewässern.
Vorkommen und Bestand: 1981 Fund einer Larvenhaut am Schmittenweiher, Roggwil. Gelegentliche Beobachtungen umherfliegender Tiere beim Naturschutzgebiet Moossee-Sängeli, Bleienbach/Thunstetten, wo die Art wahrscheinlich auch bodenständig ist.

9.8.2008 Moosalp VS HUK

Herbst-Mosaikjungfer
(*Aeshna mixta*, Latreille, 1805)

Aussehen: In der Färbung beider Geschlechter sehr ähnlich der Torf-Mosaikjungfer, aber deutlich kleiner mit einer Länge von 56–60 mm.
Lebensraum: Vegetationsreiche Weiher und Seen mit Röhrichtgürtel.
V*orkommen und Bestand:* Lebensraumansprüche, die beispielsweise am Burgäschi- und Inkwilersee erfüllt sind. Weitere Beobachtungen liegen von weiteren fünf Orten vor. Dazu gehören zwei verwachsene Grubengewässer in Schwarzhäusern und Niederbipp.

31.8.1997 Niederbipp, Grube Iff EGS 97-51_28

Keilfleck-Mosaikjungfer
(*Anaciaeschna isoceles*, Müller, 1767)

Aussehen: Männchen und Weibchen sind weitgehend gleich, braun gefärbt mit auffallend grünen Augen und transparenten Flügeln. Länge 62–68 mm.
Lebensraum: Besiedelt kleine Seen mit hohem Phosphorgehalt, Teiche und Weiher mit guten Röhrichtbeständen.
Vorkommen und Bestand: Eine grössere Population besiedelt den Inkwilersee mindestens seit den 80er Jahren,[4] eine kleinere seit neuerer Zeit auch den Burgäschisee.
Am 23. Mai und 10. Juni 2008 konnten erstmals mehrere Tiere am Sängeliweiher, Thunstetten, beobachtet werden. Diese Neubesiedlung passt in die bekannten Ausbreitungstendenzen im Mittelland. Vorläufig sind diese drei die einzigen Orte in der Region. Die Art ist damit selten, aber im Bestand nicht gefährdet.

10.6.2008 Thunstetten, NSG Sängeli EGS 08-20_33

Grosse Königslibelle
(*Anax imperator*, Leach, 1815)

Aussehen: Männchen Hinterleib hellblau, beim Weibchen grün, mit einem durchgehenden schwarzen bzw. dunkelbraunen Rückenstreifen. Der Brustteil ist bei beiden grün. Länge 70–84 mm.
Lebensraum: Besiedelt ein breites Spektrum verschiedener stehender Gewässer, von Seen über Teiche bis zu Weihern.
Vorkommen und Bestand: Sie ist die häufigste Art dieser Libellenfamilie und kann überall an Gewässern, auch Gartenweihern, beobachtet werden. Der Bestand ist seit Jahren ziemlich konstant, und deshalb besteht keine Gefährdung.

M 12.6.1980 Langenthal, Hard EGS 80-19_00

Kleine Königslibelle
(*Anax parthenope*, Selys, 1839)

Aussehen: Männchen und Weibchen sind praktisch gleich gefärbt. Brustteil und Hinterleib sind dunkelbräunlich. Zweites und teilweise drittes Hinterleibssegment sind auffallend hellblau. Länge 65–75 mm.
Lebensraum: Grössere mittel bis stark nährstoffreiche Stillgewässer mit Röhricht- und Schwimmblattzonen.
Vorkommen und Bestand: Besiedelt den Burgäschi- und Inkwilersee. Nicht jährliche Beobachtungen liegen vom Aarestau Bannwil, der Kiesgrube Marti, Walliswil b. N. und den Naturschutzgebieten Alte Kiesgrube Schwarzhäusern und Erlimoos bei Oberbipp vor.

28.6.1993 Moosseedorf BE HUK

Kleine Mosaikjungfer
(*Brachytron pratense*, Müller, 1764)

Aussehen: Männchen mit blauem, Weibchen mit gelbgrünem Fleckenmuster auf schwarzem Hinterleib. Brust dunkelbraun mit hellen Längsbinden. Länge 55–65 mm.
Lebensraum: Stehende Gewässer mit ausgedehnten Röhrichtbeständen.
Vorkommen und Bestand: Ist nur am Burgäschi- und Inkwilersee bodenständig.[4] Wurde ausserhalb dieser Gebiete noch nie beobachtet.

M 13.5.2008 Radelfingen b. Aarberg HUK

Gemeine Keiljungfer (*Gomphus vulgatissimus*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Beide Geschlechter wirken mit recht kräftiger Gestalt. Brustteil gelb mit breiten schwarzen Streifen, Hinterleib mit schwarzer Grundfärbung und dünnen gelben Mittelstreifen. Das Hinterleibsende ist für die Familie typischerweise verbreitert. Länge 45–50 mm.
Lebensraum: Bewohnt Flüsse, Kanäle und grössere Bäche sowie Flachwasserbereiche von Seen und Stauseen.
Vorkommen und Bestand: Heute wird dank Abwasserreinigung der gesamte regionale Aarelauf wieder praktisch lückenlos besiedelt. Juvenile Tiere wurden ausnahmsweise am Unterlauf der Önz gefunden. Die Libellen suchen die Gewässer nur zur Eiablage auf. Die Art wird als potentiell gefährdet eingestuft.[2]

24.6.2001 Graben, Önz EGS 01-57_17

Grüne Keiljungfer (*Onychogomphus cecilia*, Geoffroy in Fourcroy, 1785)

Aussehen: Männchen und Weibchen haben einen grünen Kopf und Brustteil mit dünnen schwarzen Streifen. Der Hinterleib ist gelb-schwarz gezeichnet und am Ende deutlich verbreitert. Länge 50–55 mm.
Lebensraum: Entwickelt sich in grösseren Fliessgewässern.
Vorkommen und Bestand: Bei uns ausschliesslich an zwei Stellen der Aare. Konrad Eigenheer gelangen Exuvienfunde, die die Bodenständigkeit belegen. Libellen wurden erstmals im August und September 2000 beobachtet. Die Art scheint sich zu halten. Die Grüne Keiljungfer wird wegen ihrer Seltenheit und Spezialisierung in der Roten Liste[2] als stark gefährdet aufgeführt.

23.8.2000 Wynau, Aare EGS 00-54_11

Gestreifte Quelljungfer (*Cordulegaster bidentata*, Selys, 1834)

Aussehen: Beide Geschlechter erscheinen als grosse, weitgehend schwarze Tiere mit schmalen gelben Binden. Länge 76–85 mm.
Lebensraum: Kleine, meist bewaldete Quellbäche und kleinste Rinnsale.
Vorkommen und Bestand: Der ungewöhnliche Lebensraum und die Entwicklungsdauer der Larve von bis zu fünf Jahren machen Nachweise dieser Art zur Glückssache.
Libellen wurden 1984 und 1987 im Wald zwischen Langenthal und Roggwil und 1992 bei einer kleinen Nassstelle am Jura bei Niederbipp auf 910 m ü.M. gefunden. Sie wird als potentiell gefährdet in der Roten Liste[2] aufgeführt.

1.7.1984 Roggwil, Ziegelwald EGS 84-15_18

Zweigestreifte Quelljungfer (*Cordulegaster boltonii*, Donovan, 1807)

Aussehen: Diese Art kann von der obigen nicht ohne Weiteres unterschieden werden. Die gelben Binden auf dem schwarzen Körper sind zahlreicher und wechseln zwischen schmalen und breiten.
Länge 72–84 mm.
Lebensraum: Meist gut besonnte kleine Bäche und Gräben.
Vorkommen und Bestand: Die Territorien besetzenden Männchen kann man im Sommer an etlichen Gräben im Önz-, Langeten- und Rothtal beobachten. Die Bestände schwanken bei einer Entwicklungsdauer von drei bis vier Jahren jährlich je nach Reproduktionsrate.

25.7.1999 Bleienbach, Altache EGS 99-49_20

Gemeine Smaragdlibelle
(*Cordulia aenea*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Beide Geschlechter haben eine ähnliche Färbung. Ihr Körper glänzt metallisch dunkelgrün bis kupfern. Die Augen leuchten smaragdgrün. Länge 50–55 mm.
Lebensraum: Bewohnt grössere, stehende Gewässer mit Röhricht und Unterwasserpflanzen.
Vorkommen und Bestand: Beide Kleinseen an der Grenze zum Kanton Solothurn, der Schmittenweiher, Roggwil, die stark verlandeten Grubengewässer in Niederbipp und im Naturschutzgebiet bei Schwarzhäusern sowie beim Moossee-Sängeli sind der Lebensraum dieser Art. Ungewöhnliche Bestandesschwankungen sind nicht erkennbar.

25.5.1985 Roggwil, Schmittenweiher EGS 85-08_35

Zweifleck (*Epitheca bimaculata*, Charpentier, 1825)

Aussehen: Beide Geschlechter sehen sich ähnlich. Brauner Grundton mit breitem gezackten Mittelstreifen auf dem Hinterleib. Länge 55–65 mm.
Lebensraum: Grössere Seen.
Vorkommen und Bestand: Ein Libellenfund 1983 im Naturschutzgebiet Mürgelibrunnen bei Wangenried/Deitingen, sowie zwei Exuvienfunde 1989 am Burgäschisee durch Thomas Schwaller. Die Art ist gesamtschweizerisch sehr selten, und diese Feststellungen sind eine absolute Ausnahme.

W 26.5.1993 Bonfol JU HUK

Glänzende Smaragdlibelle (*Somatochlora metallica*, Vander Linden, 1825)

Aussehen: Männchen und Weibchen unterscheiden sich kaum. Brustteil und Hinterleib mit grünem Metallglanz. Die Art ist nicht leicht von der Gemeinen Smaragdlibelle zu unterscheiden. Länge 55–60 mm.
Lebensraum: Grössere Weiher und Teiche, die oft in Waldnähe liegen.
Vorkommen und Bestand: Die Art lebt in unserer Region an den gleichen Orten wie die Gemeine Smaragdlibelle.

5.7.1984 Roggwil, Schmittenweiher EGS 84-16_15

Feuerlibelle (*Crocothemis erythraea*, Brulle, 1832)

Aussehen: Männchen am gesamten Körper leuchtend rot. Weibchen mit gelbbraunem Körper.
Länge 38–45 mm.
Lebensraum: Warme Flachwasser an verschiedenartigen Stehgewässern mit relativ viel Unterwasservegetation.
Vorkommen und Bestand: Gehörte lange zu den seltenen Einwanderern aus dem Mittelmeergebiet. Wurde 1986 am Burgäschisee bodenständig beobachtet,[4] und ab 1994 an weiteren Orten der Region mit deutlich steigender Tendenz festgestellt. Zum Beispiel am 16. Juni 2005 mit Dutzenden von Exuvien an einem Weiher in der Brunnmatte, Roggwil.

M 24.6.2008 Aarwangen, Höchbach-Weiher EGS 08-24_31

Plattbauch
(*Libellula depressa*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Männchen mit braunem Brustteil und sehr breitem, hellblauem Hinterleib. Weibchen in Körperform den Männchen ähnlich, doch der Hinterleib ist hellbraun. Hinterflügel bei beiden mit grossem, schwarzem Basalfleck.
Länge 39–49 mm.
Lebensraum: An frisch angelegten Gewässern, eine Pionierart.
Vorkommen und Bestand: Oft an Gartenweihern, in Kiesgruben und auch an geräumten Wassergräben. Als Erstbesiedler sehr mobil und kann verbreitet beobachtet werden. Als Warten bevorzugen die Männchen einzelstehende Äste oder Halme am Ufer.

W 8.6.1981 Niederönz, Eichwald-Grube EGS 81-21_00

Spitzenfleck
(*Libellula fulva*, Müller, 1764)

Aussehen: Männchen mit brauner Brust. Hinterleib blau bereift und am Ende dunkel, Augen blau. Weibchen insgesamt von brauner Färbung. Flügelspitzen und Hinterflügelbasis geschwärzt. Länge 42–45 mm.
Lebensraum: Relativ grosse stehende Gewässer mit gut ausgebildeter Unterwasservegetation und einem Röhrichtsaum.
Vorkommen und Bestand: Bekannte Vorkommen sind am Burgäschi- und vor allem mindestens seit den 1950er Jahren am Inkwilersee sowie beim Naturschutzgebiet Moossee-Sängeli mit seinen Gräben. Ausserhalb dieser Gebiete liegen nur wenige Beobachtungen vor. Die Art ist nicht gefährdet.[2]

22.6.1980 Bleienbach, NSG Moosseeli EGS 80-23_00

Vierfleck (*Libellula quadrimaculata*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Beide Geschlechter sehen sich sehr ähnlich, von brauner Färbung. Nur bei dieser Art haben die Flügel zum dunkeln Flügelmal im Endbereich einen zusätzlichen schwarzen Fleck in der Mitte des Vorderrandes (Name). Länge 40–50 mm.
Lebensraum: Vegetationsreiche Weiher und Teiche.
Vorkommen und Bestand: Die geringe Spezialisierung macht sie zur verbreitet vorkommenden Art.
An Gartenteichen verdrängt sie zum Beispiel den Plattbauch nach ein paar Jahren. Profitiert also davon, dass Gewässer mit Nährstoffen angereichert werden und verlanden.

22.7.1981 Roggwil, Schmittenweiher EGS 81-36_00

Südlicher Blaupfeil (*Orthetrum brunneum*, Fonscolombe, 1837)

Aussehen: Ganzer Körper der Männchen mit blauer Bereifung, was sie fast unverwechselbar macht. Weibchen gräulich gefärbt mit schmalem Mittelstreifen auf dem Hinterleib. Länge 41–46 mm.
Lebensraum: Weitgehend Pionierart in Kiesgruben und frisch gestalteten Gewässern. Auch an Wiesengräben nach Unterhaltsarbeiten.
Vorkommen und Bestand: Fast alle Beobachtungsorte sind von Kiesgruben und Wiesengräben in der Region. An solchen Orten ist sie regelmässig festzustellen. Vorläufig scheint die Art den Bestand halten zu können.

M 29.7.1997 Niederbipp, Grube Iff EGS 97-43_25

Grosser Blaupfeil (*Orthetrum cancellatum*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Brust und Kopf der Männchen dunkelbraun, Hinterleib blau bereift. Weibchen mit gelbem Körper, Hinterleib mit seitlichen, schwarzen Längsstreifen. Länge 45–50 mm.
Lebensraum: An kleineren und grösseren stehenden Gewässern mit ausgedehnten vegetationsfreien Bereichen.
Vorkommen und Bestand: Burgäschi- und Inkwilersee dürften regional die grössten Populationen haben. An etwa sechs weiteren Orten ist die Art heimisch. Männchen können gelegentlich weit entfernt von Gewässern angetroffen werden.

M 8.6.1988 Schwarzhäusern, NSG Grube EGS 88-33_31

Kleiner Blaupfeil (*Orthetrum coerulescens,* Fabricius, 1798)

Aussehen: Beim Männchen Brustteil und Kopf dunkelbraun, Hinterleib blau bereift. Weibchenkörper grünlich braun mit zentralem dunklem Mittelstreifen auf dem Hinterleib. Länge 40–45 mm.
Lebensraum: Bei uns fast ausschliesslich an Wiesengräben, ausnahmsweise an kleineren Weihern.
Vorkommen und Bestand: Die Art wurde 1997 an mehreren Wiesengräben in der Gemeinde Aarwangen entdeckt. Ihre Bodenständigkeit ist durch Exuvienfunde und Schlupfbeobachtungen belegt. Sie wird seither jährlich in unterschiedlicher Dichte beobachtet. Die Orte sind fast alle in der Gemeinde Aarwangen. Die Rote Liste[2] führt sie mit dem Status potentiell gefährdet. Beobachtungen von Einzeltieren gelangen am Mürgelibrunnen und am Inkwilersee.

W 4.7.1999 Aarwangen, Banfeld EGS 99-42_36

Schwarze Heidelibelle
(*Sympetrum danae*, Sulzer, 1776)

Aussehen: Ganzer Körper der reifen Männchen schwarz, Brustteil mit hellen Seitenstreifen. Weibchen gelbbraun mit schwarzen Seitenbinden an der Brust. Länge 29–35 mm.
Lebensraum: Besiedelt ein weites Spektrum von Gewässertypen. Sie müssen allerdings sonnenexponiert sein und Sumpfzonen mit Kleinröhrichten haben.
Vorkommen und Bestand: Festgestellt am Burgäschisee, im Erlimoos, Oberbipp, und im Naturschutzgebiet Alte Kiesgrube, Schwarzhäusern. Meist Einzeltiere und nicht jährlich. Die Art ist deshalb selten und die Rote Liste[2] führt sie als potentiell gefährdet.

M 24.8.1997 Schwarzhäusern, NSG Grube EGS 97-50_03

Frühe Heidelibelle (*Sympetrum fonscolombii*, Selys, 1840)

Aussehen: Diese und die folgenden drei Heidelibellenarten können für die Artdiagnose dem Ungeübten Schwierigkeiten bereiten. Die Männchen haben alle einen roten Hinterleib, und die Weibchen sind meist von gelbbrauner Grundfärbung. Länge 38–40 mm.
Lebensraum: Meist an Kiesgrubengewässern anzutreffen.
Vorkommen und Bestand: Als weit umherziehend oder aus dem Süden einfliegend, können Einzeltiere da und dort beobachtet werden.
Im Naturschutzgebiet Alte Kiesgrube, Schwarzhäusern, wurde 1995 und 2001 eine grosse Zahl von frisch geschlüpften Libellen beobachtet, deren Larven sich dort entwickelt hatten, ebenso am Inkwiler- und Burgäschisee.

W 9.6.1993 Bannwil, NSG Vogelraupfi EGS 93-19_34

Blutrote Heidelibelle (*Sympetrum sanguineum*, Müller, 1764)

Aussehen: Bei den Männchen sind der ganze Körper und die Augen rot. Die Weibchen sind gelbbraun bis rötlich. Länge 34–36 mm.
Lebensraum: Unterschiedliche stehende Gewässer oder sogar langsam fliessende Wiesengräben.
Vorkommen und Bestand: Praktisch an allen Gewässern festzustellen. Bei uns die häufigste Art dieser Gattung.

M 11.9.1992 Oberbipp, NSG Erlimoos EGS 92-44_32

Grosse Heidelibelle (*Sympetrum striolatum*, Charpentier, 1840)

Aussehen: Männchen mit brauner Brust und deutlichem gelben Seitenstreifen, sonst rot. Die Weibchen können nur in der Hand an der Gestalt der Legeröhre und der schwarzen Querbinde auf der Stirne sicher bestimmt werden. Länge 38–43 mm.
Lebensraum: Verschiedene Gewässertypen von pflanzenreichen Teichen bis neu entstandenen Kiesgrubenweihern.
Vorkommen und Bestand: Als recht wanderfreudige Art verbreitet anzutreffen. Der Nachweis der Bodenständigkeit wird durch Eiablagebeobachtungen möglich.

M 15.10.1989 Schwarzhäusern, NSG Grube EGS 89-51_08

Gemeine Heidelibelle (*Sympetrum vulgatum*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Unterscheidet sich nur an der Ausdehnung der schwarzen Querbinde auf der Stirne von der Grossen Heidelibelle.
Länge 35–40 mm.
Lebensraum: Bevorzugt pflanzenreiche Weiher, aber auch ganz unterschiedliche stehende Gewässer.
Vorkommen und Bestand: Dürfte nicht so häufig und verbreitet sein wie die anderen Heidelibellenarten, obwohl der Name es vermuten liesse. Es sind in der Region sechs Beobachtungsorte bekannt.

M 20.9.1998 Niederbipp, Grube Iff EGS 98-62_32

2. Gastarten
(Autochthonie ungewiss)

Östlicher Blaupfeil (*Orthetrum albistylum*, Selys, 1848)

Aussehen: Mehrheitlich blaubereift sind die Männchen dieser Grosslibellenart. Sie haben den arttypischen, weissen Hinterleibsanhänger.
Länge 47–56 mm.
Lebensraum: Weiher in Kies- oder Lehmgruben und andere offene Gewässer.
Vorkommen und Bestand: Am 6. Juli 2001 konnte ein Männchen dieser Art im Naturschutzgebiet Alte Kiesgrube, Schwarzhäusern, beobachtet werden. Ein weiteres Männchen am 26. Juli 2007 an einem Regenwassertümpel am Nordufer des Inkwilersees. Die einzigen Beobachtungen dieser wanderfreudigen Art, die im Oberaargau vorläufig als Gast bezeichnet werden kann.

M 6.7.2001 Schwarzhäusern, NSG Grube EGS 01-63_38

Kleine Zangenlibelle (*Onychogomphus forcipatus*, Linnaeus, 1758)

Aussehen: Eine Grosslibelle, die gelb-schwarz gemustert ist und grünliche Augen hat. Ist auch an der grossen dunkelbraunen Zange am Hinterleibsende bestimmbar.
Länge 46–50 mm.
Lebensraum: Mittelgrosse Flüsse und Bäche mit rascher Strömung.
Vorkommen und Bestand: Am 19. August 2000 konnte ein Tier am Aareufer, unterhalb des Kraftwerkes Wynau, gesehen werden. Vorläufig einzige Beobachtung. Eine dauerhafte Besiedlung freifliessender Gewässerabschnitte in unserer Region kann nicht ausgeschlossen werden.
Nachtrag: René Hoess, Bern, konnte im Sommer 2008 einzelne Tiere dieser Art an vier Stellen der Aare bei Bannwil und Wynau beobachten. Die erwartete Besiedlung scheint im Gange zu sein.

M 21.8.1993 Rüdlingen SH HUK

Potentielle Arten

Südliche Binsenjungfer (*Lestes barbarus*, Fabricius, 1798)

Aussehen: Eine zierliche Kleinlibellenart, bei der beide Geschlechter einen bräunlich bis grünlichen Metallschimmer des Körpers haben.
Länge 40–44 mm.
Ein sporadischer Einwanderer, der sich punktuell im Mittelland fortpflanzen konnte. Das kann durchaus auch in unserer Region möglich werden.

M 17.9.2004 Eriskirchen D HUK

Westliche Keiljungfer
(*Gomphus pulchellus*, Selys, 1840)

Aussehen: Von gelber Grundfärbung mit schwarzen Streifen. Länge dieser Grosslibelle 45–48 mm.
Die Art ist in Ausbreitung begriffen. Die Lebensräume, die sie beansprucht, sind auch bei uns vorhanden. Mit dem Erscheinen dieser in der Schweiz immer noch seltenen Art kann gerechnet werden. Kam Ende der 1880er Jahre noch zahlreich am Burgäschisee vor.

M 7.6.1993 Moosseedorf BE HUK

Südliche Heidelibelle (*Sympetrum meridionale*, Selys, 1841)

Aussehen: Mit dem für diese Gattung der Grosslibellen typischen Geschlechtsdimorphismus. Männchen mit weitgehend roter, Weibchen mit gelbbrauner Färbung. Länge 35–40 mm.
Eine seltene Wanderart und ein sporadischer Vermehrungsgast. Beobachtungen bei uns sind möglich.

M 27.8.2008 Chavornay VD HUK

Echinococcus multilocularis ante portas

Der gefährliche Fuchsbandwurm vor den Toren Langenthals

Sarah Heldner

Sarah Heldner hat den vorliegenden Beitrag 2006 als Maturaarbeit am Gymnasium Oberaargau und zugleich als Wettbewerbsarbeit am 40. nationalen Wettbewerb «Schweizer Jugend forscht» geschrieben. Sie wird hier leicht gekürzt wiedergegeben.
In einer neuen gesamtschweizerischen Untersuchung der Vetsuisse-Fakultät der Universität Zürich (Medienmitteilung der Universität Zürich vom 9. 5. 2007) ist eine bedeutende Zunahme der Krankheitsfälle durch den Fuchsbandwurm beim Menschen festgestellt worden: Während in den 90er Jahren rund 1,0 Personen pro Million Einwohner und Jahr erkrankten, sind es zwischen 2001 und 2005 schon 2,6 Neuerkrankungen pro Jahr. Das Risiko ist also nach wie vor klein, aber zunehmend. Es kann durch die im Beitrag beschriebenen Verhaltensregeln deutlich in Schach gehalten werden.

1. Einleitung und Zielsetzungen

Der Fuchs kann Träger von Krankheitserregern sein, die auf andere Tiere oder den Menschen übertragbar sind. Das bekannteste Beispiel hierfür ist sicher das Tollwutvirus. Zu diesen Krankheitserregern gehört aber auch der sogenannte «gefährliche Fuchsbandwurm» *(Echinococcus multilocularis)*. *E. multilocularis* ist eine der 15 Bandwurmarten, die den Fuchs befallen können. Für den Menschen ist von diesen aber nur der Fuchsbandwurm gefährlich: Er kann eine schwere, krebsähnliche Lebererkrankung, die sogenannte Alveoläre Echinococcose, auslösen.
Für meine Maturaarbeit stellte ich mir daher die folgenden Fragen:
Sind Füchse im Raum Langenthal Träger des Fuchsbandwurmes?
Sind auch Schweine und Schafe der Region Langenthal, die wie wir Menschen sogenannte Fehlzwischenwirte des Fuchsbandwurmes sein können, befallen?
Um die erste Frage zu beantworten, habe ich vier Gebiete im Raum Langenthal ausgewählt: In diesen Gebieten sammelte ich während eines Monates (9. Juli bis 9. August 2005) Fuchslosungen (Fuchskot). Die gefundenen Fuchslosungen habe ich am Institut für Parasitologie der Universität Zürich zuerst mittels des Koproantigen-ELISA-Tests auf Antigene von *E. multilocularis* untersucht. Taeniiden-Eier, die aus den Koproantigen-ELISA-positiven Fuchslosungen isoliert wurden, habe ich danach mittels Polymerase-Kettenreaktion (PCR) als *E.-multilocularis*-Eier identifiziert (Taeniiden oder Taeniidae sind eine Familie der Bandwürmer).
Um meine zweite Frage zu beantworten, habe ich im Schlachthaus Langenthal Schweine- und auch Schafslebern mit krankhaften Veränderungen abgeholt. Verdächtige Zysten habe ich mittels PCR auf Fuchsbandwurm-DNA untersucht.

Das Ziel meiner Arbeit war also einerseits herauszufinden, ob und auch wie oft Füchse im Raum Langenthal in ihrem Kot Antigene und infektiöse Eier von *E. multilocularis* ausscheiden. Andererseits sollte auch untersucht werden, ob Schweine und Schafe der Region Langenthal von *E. multilocularis* befallen sind.

2. Theoretische Grundlagen

2.1 Biologie des Fuchsbandwurmes (Echinococcus multilocularis)

Fuchsbandwürmer sind Plattwürmer (Stamm: *Plathelminthes*). Sie gehören zur Klasse der Bandwürmer *(Cestodes)*, zur Ordnung der höheren Bandwürmer *(Cyclophillidae)* und als Echinococcus-Gattung *(Echinococcus)* zur Familie der Taeniiden *(Taeniidae)*.

Die erwachsenen, zwei bis vier Millimeter grossen Bandwürmer von *E. multilocularis* sind Dünndarmparasiten des Fuchses (Abb. 1,1), selten des Hundes (1a) und der Katze (1b). Fuchsbandwürmer bestehen typischerweise aus fünf Gliedern (Proglottiden) und besitzen einen Kopf mit Hakenkranz und Saugnäpfen (Scolex). In den reifen Endproglottiden enthält der sackförmige Uterus bis zu 200 Eier. Im Kot von Endwirten werden Bandwurmglieder mit Eiern (2) oder freie Bandwurmeier, die bereits im Darm aus den reifen Endproglottiden freigesetzt wurden (3), ausgeschieden. Die Eier, welche einen Durchmesser von ca. 25–40 Mikrometer aufweisen, sind fast kugelig und haben eine radiär gestreifte Hülle. Sie enthalten eine Hakenlarve, eine sogenannte Onkosphäre.

Die Eier von *E. multilocularis* sind gegenüber Umwelteinflüssen sehr resistent und können unter günstigen Bedingungen (feuchte Umgebung und niedrige Temperaturen) bis zu ca. einem Jahr infektiös bleiben.[1] Die Infektion von natürlichen Zwischenwirten (Nagetiere wie Feldmaus, Schermaus und Bisamratte u.a., (4), oder Fehlwirten, Mensch, (4a), verschiedene Affenarten, Haus- und Wildschwein, Hunde) erfolgt durch die Aufnahme von *Echinococcus*-Eiern mit der Nahrung. Im Magen des Zwischen- oder Fehlwirtes wird die dicke, aus Keratin bestehende Eischale durch den Magensaft aufgelöst. Dadurch wird die von einer schützenden Lipidmembran umgebene Onkosphäre freigesetzt. Die Lipidmembran wird im Dünndarm durch Gallensalze aufgelöst. Durch diese Vorgänge

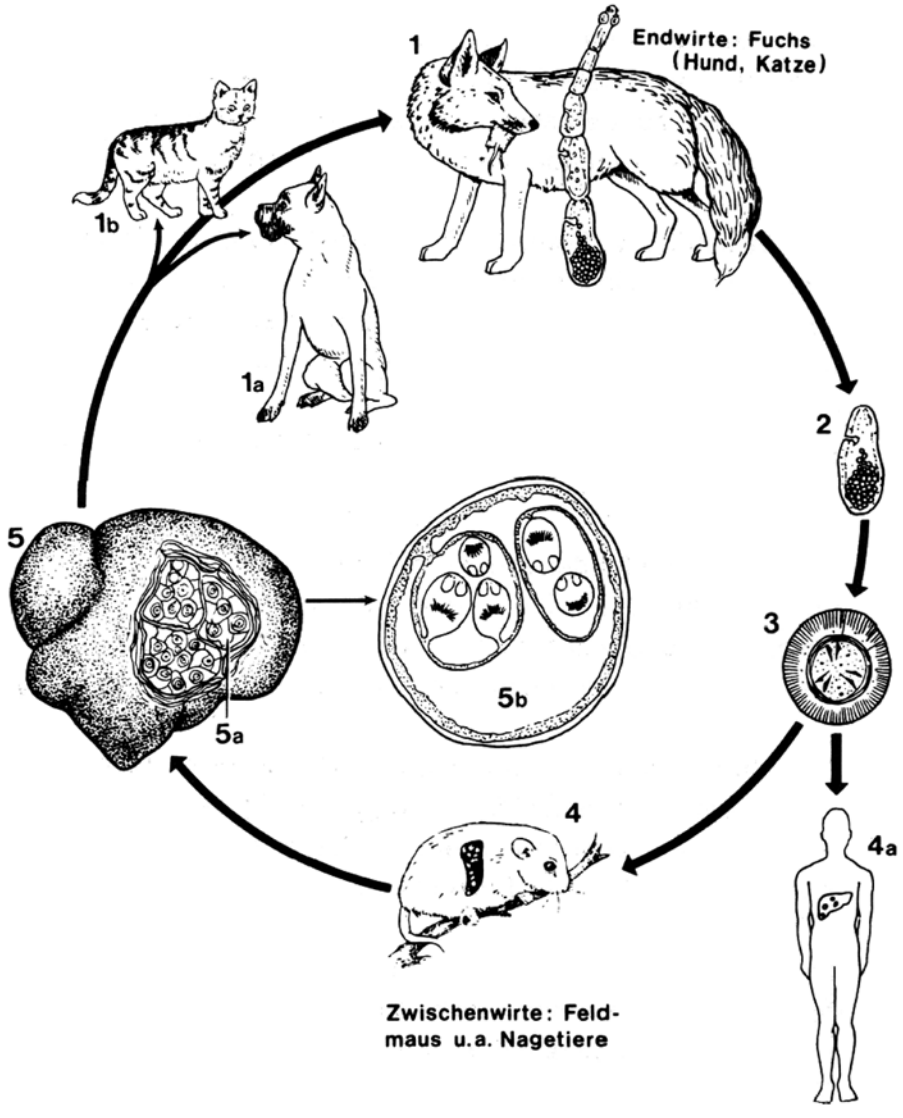


Abb. 1: Schematische Darstellung des Fuchsbandwurm-Zyklus (Institut für Parasitologie der Universität Zürich)

stimuliert, dringt die Onkosphäre mittels amöbenartigen Bewegungen und unter Zuhilfenahme von Embryonalhäkchen sowie proteinverdauenden Enzymen in das Darmgewebe ein. Anschliessend gelangt die Hakenlarve auf dem Blutweg passiv in die Leber. Aus der Onkosphäre entsteht am Ort der endgültigen Lokalisation zunächst ein Bläschen, das von Binde- und Granulationsgewebe umschlossen wird. Die Wand dieses Einzelbläschens besteht aus einer inneren zellulären Keimschicht und

einer äusseren azellulären Kutikularschicht. Im Verlauf von 40 bis 60 Tagen nach der Infektion entwickeln sich in den Brutkapseln, die an der Keimschicht entstanden sind, Protoskolizes (Kopfanlagen, Vorläufer der erwachsenen Bandwürmer, 5a/5b). Durch exogene Sprossung wachsen solche Einzelbläschen infiltrativ in das umgebende Wirtsgewebe ein und verbinden sich miteinander zu einem Konglomerat von alveolären, d.h. mit Hohlräumen versehenen, Strukturen. Dieses Konglomerat wird in seiner Gesamtheit als Finne (= Metazestode) bezeichnet. Werden Zwischenwirte, die Finnen mit Protoskolizes enthalten, von einem Endwirt verzehrt, so entwickelt sich in dessen Dünndarm eine neue Bandwurmgeneration. Diese kann bereits nach 26 bis 28 Tagen infektionstüchtige Eier produzieren und lebt durchschnittlich zwei bis fünf Monate im Dünndarm ihres Wirtes.

Eine Infektion mit *E. multilocularis* verläuft bei Endwirten typischerweise ohne Beschwerden. Die meisten natürlichen Zwischenwirte und Fehlwirte hingegen sterben an der Infektion, wenn sie nicht vorgängig gefressen werden.[2] Eine Infektion des Menschen mit *E. multilocularis* kann zu einer schweren Erkrankung, der Alveolären Echinococcose, führen.

2.2 Alveoläre Echinococcose beim Menschen

Pathogenese und Krankheitsbild: Der Mensch infiziert sich durch unbeabsichtigte Aufnahme von Fuchsbandwurmeiern mit der Nahrung. Für die Übertragung auf den Menschen kommen verschiedene Wege in Betracht. Es ist jedoch noch nicht bekannt, welche die wichtigsten sind:[3]

– «… die Kontamination der Hände mit Eiern von *E. multilocularis* beim Berühren von Endwirten (Fuchs, Hund, Katze), an denen solche Eier haften, oder bei Arbeiten mit Erde oder Pflanzen, die durch Kot von Endwirten kontaminiert sind;
– die Aufnahme kontaminierter Nahrungsmittel (Wildbeeren, Gemüse, Fallobst usw.) oder kontaminierten Trinkwassers.»[4]

Nach der Aufnahme treten unmittelbar keine Krankheitssymptome auf. Die Infektion kann unter Umständen spontan abheilen oder aber nach einer langen Inkubationszeit von 5 bis 15 Jahren zu einer progressiven Phase führen. In dieser treten Symptome auf, sobald die invasiv und tumorähnlich wachsende Finne grössere Teile der Leber infiltriert hat oder wichtige Funktionen beeinträchtigt. Die Symptome der progressiven Phase umfassen Unterleibsschmerzen, Gelbsucht, Lebervergrösse-

Abb. 2: Fuchs.
Foto Daniel Hegglin, swild.ch

rung, gelegentlich auch Fieber und Anämie, Gewichtsverlust und Pleuraschmerzen.[5]

Das noch weiter fortgeschrittene Stadium der Krankheit ist durch eine schwere Leberdysfunktion charakterisiert. Zudem kann es auch zur Bildung von Metastasen in Organen des Unterleibs, Lunge, Gehirn und Knochen kommen.[6]

Der Krankheitsverlauf ist schleichend-chronisch mit einer Dauer von einigen Wochen bis mehreren Jahren. Die Sterblichkeitsrate ist bei unbehandelten Patienten sehr hoch und kann über 94 Prozent betragen.

Diagnose und Therapie: Bildgebende Verfahren wie Ultrasonographie, Computertomographie und Thoraxröntgen führen häufig zu einer Verdachtsdiagnose, die dann durch gezielte serologische Untersuchungen (Antikörpernachweis mittels ELISA u.a.) bestätigt werden kann. Die Diagnose kann zusätzlich durch die Identifikation des Parasiten in chirurgisch entferntem Probenmaterial (histologische Untersuchung, ELISA-Koproantigennachweis oder PCR, vgl. Kapitel 2.3) weiter bekräftigt werden.

Die totale Entfernung des Parasiten durch radikale Operation bietet recht gute Heilungschancen, ist aber nur in 20 bis 40 Prozent der Fälle

möglich. Da wegen des infiltrativen Wachstums der Finne von *E. multilocularis* nie mit Sicherheit festgestellt werden kann, ob alle Teile des Parasiten entfernt worden sind, muss auch nach vermeintlicher Radikaloperation eine Chemotherapie mit Albendazol oder Mebendazol von mindestens zwei Jahren und eine Überwachung des Patienten bis zu zehn Jahren angeschlossen werden. Eine Lebertransplantation wird in den seltensten Fällen durchgeführt und birgt ein relativ hohes Risiko für eine postoperative Metastasenbildung. Dies ist auf Parasitenreste zurückzuführen, die nicht entfernt werden konnten und unter Immunsuppression weiterwuchern. In inoperablen Fällen ist eine lebenslange Dauerchemotherapie notwendig.[7] Eine Schweizer Studie hat gezeigt, dass diese aufwändige Therapie bei den meisten Patienten zu einer signifikanten Lebensverlängerung führt.[8]

Epidemiologie: *E. multilocularis* ist in der nördlichen Hemisphäre weit verbreitet, mit Endemiegebieten in Europa, Asien (Türkei, Iran, Russland und angrenzende Staaten bis Japan) und Nordamerika (Alaska, Kanada, nördliche und zentrale Staaten der USA). Auch in der Schweiz hat der Parasit eine weite Verbreitung; in verschiedenen Regionen sind 3 bis über 50 Prozent der Füchse befallen.[9]

Trotz des häufigen Vorkommens und der weiten Verbreitung von *E. multilocularis* bei Füchsen ist die Inzidenz (Häufigkeit von Neuerkrankungen innerhalb eines bestimmten Zeitraums) der Alveolären Echinococcose des Menschen derzeit gering. Die in der Schweiz ermittelten landesweiten Inzidenzen schwankten im Zeitraum von 1956–1992 zwischen 0,10 und 0,18 neuen Fällen pro 100 000 Einwohner und Jahr. Es wird deshalb davon ausgegangen, dass das Infektionsrisiko für Menschen durch noch unbekannte Faktoren limitiert ist.[10]

Ausserdem besitzen Menschen eine relativ hohe, angeborene Widerstandsfähigkeit gegenüber Eiern von *E. multilocularis*: Finnen wachsen langsam, und nur bei zehn Prozent aller Betroffenen kommt es zur Bildung von Protoskolizes.[11]

Dennoch ist nicht auszuschliessen, dass die wachsenden Fuchspopulationen, die unter anderem auf die Einführung der Tollwutimpfung zurückzuführen sind, die vermehrte Besiedlung von Städten mit Füchsen[12] und andere Faktoren in Zukunft zu einer Steigerung der Inzidenz führen könnten!

Bekämpfung und Prophylaxe: Zur medikamentösen Behandlung von

Abb. 3: Fuchsbandwürmer.
Foto Institut für Parasitologie der Universität Zürich

E. multilocularis in Fuchspopulationen werden derzeit Versuche unternommen. Verschiedene Studien in der Schweiz und in Deutschland[13] haben gezeigt, dass durch solche Behandlungen das Vorkommen von *E. multilocularis* bei Füchsen stark reduziert werden kann. Zurzeit steht aber noch kein etabliertes und standardisiertes Verfahren zur Verfügung.

Zur persönlichen Vorsorge werden in Endemiegebieten besondere Vorsichtsmassnahmen beim Umgang mit potenziell infizierten Füchsen und anderen Endwirten (Hunde, Katzen) empfohlen. Hunde und Katzen (insbesondere Mäusefänger) müssen regelmässig entwurmt werden. Weiter wird empfohlen, in Bodennähe wachsende Waldfrüchte (Beeren, Pilze usw.), Fallobst sowie Gemüse, Salat, Beeren usw. aus Freilandkulturen vor dem Verzehr gründlich zu waschen oder wenn möglich sogar zu kochen. (Tiefgefrieren bei –20 °C tötet Fuchsbandwurmeier nicht ab, sie verlieren erst bei –80 °C ihre Lebensfähigkeit.) Ebenfalls schützen kann man sich durch gründliches Waschen der Hände nach Erdarbeiten (z.B. Wald-, Feld- und Gartenarbeiten).

Personen, die Kontakt mit infizierten Füchsen, Hunden oder Katzen hatten, häufig mit Füchsen umgehen (z.B. bei der Jagd, der Fallwild- und Kadaververwertung) oder einem anderen Infektionsrisiko ausgesetzt waren oder sind, können vorsorgliche Blutuntersuchungen auf Antikörper gegen *E. multilocularis* durchführen lassen. Diese haben zum Ziel, eine eventuell erfolgte Infektion mit Eiern des Fuchsbandwurmes frühzeitig zu erkennen oder auszuschliessen.[14]

2.3 Nachweismethoden von E. multilocularis in Kot- und Gewebeproben

Sandwich ELISA: Der Enzyme-linked Immunosorbent Assay (ELISA) ist ein immunologisches Nachweisverfahren, das auf einer enzymatischen Farbreaktion basiert. Mit Hilfe des ELISA können verschiedenste molekulare Substanzen (z.B. Viren, Proteine, Hormone) in einer Probe nachgewiesen werden.

Die Sandwich-ELISA-Technik verwendet zwei Antikörper, die beide hochspezifisch an den nachzuweisenden Stoff (Antigen) binden. Der erste Antikörper (coating Antikörper) wird an eine feste Phase (meist eine spezielle 96-well-Mikrotiter-Platte) gebunden. Anschliessend wird die Probe mit den nachzuweisenden Antigenen in die Vertiefungen (wells) pipettiert. Nach einer Inkubationszeit wird die Platte gewaschen, so dass alle ungebundenen Bestandteile entfernt werden. Zurück bleibt nur das an den primären Antikörper gebundene Antigen. In einem nächsten Schritt bindet der sekundäre Antikörper (detection Antikörper) an einem anderen Epitop des Antigens. Ein dritter Antikörper, an dessen Ende ein Enzym (z.B. alkalische Phosphatase) gebunden ist, wird zugegeben; er bindet am detection Antikörper.

Somit entsteht ein Antikörper-Antigen-Antikörper-Antikörper-Enzym-Komplex. Anschliessend wird ein Farbsubstrat (z.B. para-nitro phenyl phosphat (pNPP)) zugegeben. Dieses wird durch das an den detection Antikörper gebundene Enzym zum sichtbaren Farbstoff verändert. Die Stärke dieser Farbreaktion ist mittels eines Photometers messbar. Ihre Intensität ist proportional zur Antigenkonzentration in der Probe.[15]

PCR und Gelelektrophorese: Die Polymerase-Kettenreaktion (englisch Polymerase Chain Reaction, PCR) ist eine Methode, welche die Vervielfältigung eines kurzen, genau definierten DNA-Abschnittes ermöglicht. Sie zählt zu den heute meistgebrauchten Methoden in Forschungs-

Abb. 4: Fuchskot. Bild Buchverlag GmbH & Co KG, München (aus: P. Bang, P. Dahlström: Tierspuren; Fährten, Frassspuren, Losungen, Gewölle und andere, München 2005)

und Diagnoselaboratorien. Die Polymerase-Kettenreaktion, die auf dem Prinzip der natürlichen Replikation basiert, läuft in drei Schritten ab:
Denaturierung der DNA: Durch das Erhitzen der DNA auf eine Temperatur von 90 bis 100 °C werden die Wasserstoffbrückenbindungen zwischen den einzelnen Basen aufgebrochen und es entstehen je zwei DNA-Einzelstränge.
Hybridisierung: Das Reaktionsgemisch wird auf eine Temperatur zwischen 40 bis 65 °C abgekühlt. Die beiden Primer (kurze, synthetisch hergestellte, einzelsträngige DNA-Sequenzen von 20–30 Basen) lagern sich an der DNA an. Die Basensequenzen der Primer sind so gewählt, dass sie komplementär zu den DNA-Sequenzen passen, die den zu vermehrenden DNA-Bereich begrenzen.
Polymerisation: Bei einer Temperatur von 72 °C synthetisiert die Taq-Polymerase (rekombinante, hitzestabile DNA-Polymerase aus dem Bakterium Thermus aquaticus) die komplementären Stränge, und es entsteht DNA.
Durch mehrfaches Wiederholen dieser Reaktionsschritte (sogenannte Zyklen) wird die Zielsequenz exponentiell vervielfacht und kann anschliessend nachgewiesen werden. Dies geschieht bei der konventionellen PCR mit Hilfe der Gelelektrophorese: Die Gelelektrophorese ist ein Verfahren zur Auftrennung verschiedener DNA-Fragmente. Es beruht darauf, dass DNA entsprechend ihrer Ladung und ihrer Grösse in einem elektrischen Feld gerichtet wird und unterschiedlich schnell zum Pluspol wandert. Als Medium dient ein Gel aus einer polymerisierbaren Substanz (z.B. Agarose), das in einer Pufferlösung liegt und an das eine elektrische Spannung angelegt wird. Das Gel wirkt nun wie ein Molekularsieb, wobei grosse Moleküle langsam, kleine Moleküle hingegen schnell wandern. Die dadurch entstehenden Banden werden durch Färbung oder Markierungsverfahren sichtbar gemacht.[16]

3. Material und Methode

3.1 Feldarbeit

Während eines Monates (9. Juli bis 9. August 2005) habe ich im Raum Langenthal Fuchslosungen gesammelt. Schafs- und Schweinelebern mit krankhaften Veränderungen wurden im Zeitraum vom 27. Juni bis am

9. August im Schlachthaus Langenthal aussortiert und eingefroren. In den folgenden zwei Kapiteln ist erklärt, wie beim Sammeln der Fuchslosungen vorgegangen wurde:

Im Raum Langenthal habe ich vier je rund einen Quadratkilometer grosse Untersuchungsgebiete ausgewählt, die jeweils mindestens einen bewohnten Fuchsbau umfassten. Die verschiedenen Gebiete, deren Standorte und die Lage der Fuchsbauten sind in Abb. 5 dargestellt.

Bei den Bauten und ihrer unmittelbaren Umgebung habe ich regelmässig nach Fuchslosungen gesucht. Speziell gut habe ich nebst den Fuchsbauten Standorte abgesucht, wo nach Literaturangaben[17] und Erfahrungsberichten zufolge häufig Fuchslosungen gefunden werden: Der Fuchs benutzt seine stark riechende Losung zum Markieren seines Gebietes. Deshalb ist sie oft erhöht angebracht, beispielsweise auf einem Baumstumpf, einem Stein, einem Erdhügel oder einem Strassenrandstein, von wo sich der Duft leicht ausbreiten kann. Fuchskot liegt häufig auch an Strassen- und Waldrändern, auf frisch gemähten Wiesen, auf Feldwegen, bei Feuerstellen und unter Fruchtbäumen.

Die Losungen habe ich auf Grund folgender Kriterien als Fuchskot identifiziert: Grösse, Gestalt, typischer Geruch und Vorhandensein bestimmter Nahrungsreste, wie beispielsweise Fruchtkerne, Federn oder Haare. In der Literatur[18] wird Fuchskot folgendermassen beschrieben:

«Die Losung des Fuchses ist wurstförmig, meist 8 bis 10 cm lang und etwa 2 cm dick, in der Regel an dem einen Ende schraubenförmig zugespitzt. Manchmal fällt sie in mehreren Stücken (d.h. Kot wird in Stücken abgesetzt; Anmerkung S. Heldner), dann ist es nur das letzte Stück, das eine Spitze hat. Die Farbe wechselt zwischen Schwarz und Grau, im Spätherbst aber, wenn das Tier viele Beeren verzehrt, wird die Losung deren Farbe haben. Der Inhalt besteht aus Haaren, Federn und Knochenstücken kleiner Nager und Vögel. Im Sommerhalbjahr ist es ausserdem üblich, dass die Losung Chitinstücke von Insekten, besonders Deckflügel von Käfern, und Reste verschiedener Beeren und anderer Früchte enthält.»

Aufgrund dieser Kriterien habe ich in einer Skala von 1 (sicher) bis 3 (unsicher) angegeben, wie sicher ich war, dass es sich um Fuchskot handelte. Ebenfalls in einer Skala von 1 bis 3 wurde das Alter der Losung beurteilt. Dieses wurde aufgrund ihrer Gestalt, Feuchtigkeit (das Wetter berücksichtigend) und aufgrund von Zersetzungsanzeichen festgelegt. Der

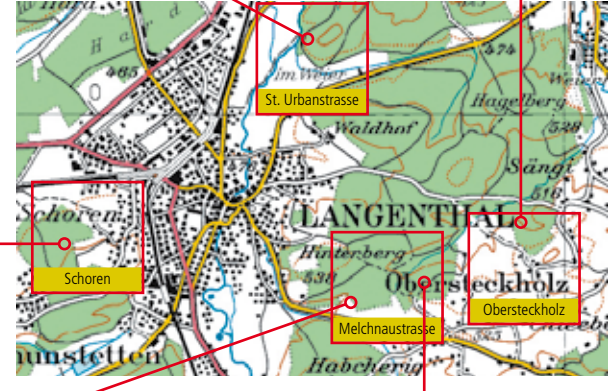
Abb. 5: Die vier Sammelgebiete, die Fuchsbauten sowie deren Standorte. Fotos Verfasserin. Karte reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA071518).

1 Fuchsbau Bohärdli (627 450/230 825)
2 Fuchsbau Bruggerwald (629 500/228 875)
3 Fuchsbau Bammertswald (624 800/228 800)
4 Fuchsbau Längmoos (627 825/228 100)
5 Fuchsbau Furenwald (628 600/228 225)

1

2

3



4

5

Standort der gefundenen Fuchslosung wurde auf 25 m genau bestimmt. Eier von *E. multilocularis* sind ein potenzielles Infektionsrisiko. Deshalb habe ich beim Sammeln der Losungen besondere Schutzmassnahmen getroffen: Ich trug Handschuhe und verwendete spezielle Sammelröhrchen (Abb. 7 und 8). Den Fuchskot füllte ich mit Hilfe des am Deckel befestigten Löffelchens in das Sammelröhrchen. Dabei musste ich darauf achten, dass der Rand des Röhrchens nicht mit Kot kontaminiert wurde. Das Sammelröhrchen versah ich mit einem Erkennungscode und verpackte es in einen Plastiksack. Die Proben lagerte ich bei –20 °C. Ich musste sie aber vor den ersten Untersuchungen mindestens fünf Tage bei –80 °C tieffrieren, da Eier von *E. multilocularis* ihre Lebensfähigkeit erst bei dieser Temperatur vollständig verlieren.[19]

3.2 Laborarbeit

Für den Nachweis von *E. multilocularis* in Kotproben habe ich drei Nachweisverfahren miteinander kombiniert: Alle Fuchslosungen habe ich zuerst mittels des ELISA-Koproantigentests untersucht. Dieses Verfahren dient dem Nachweis von Antigenen des *E. multilocularis*. Aus den Proben, die beim ELISA-Koproantigentest positiv ausgefallen sind, habe ich durch ein Siebverfahren Taeniiden-Eier isoliert. Fuchsbandwurmeier lassen sich morphologisch nicht von Eiern der Taenia-Arten (Familie: Taeniidae, Gattung: Taenia) unterscheiden. Aus diesem Grund wurden Proben, in denen Taeniiden-Eier aufgefunden worden sind, mittels der Polymerase-Kettenreaktion weiteruntersucht.
Abb. 6 zeigt eine Übersicht der durchgeführten Tests zum Nachweis von *E. multilocularis* in Kotproben.

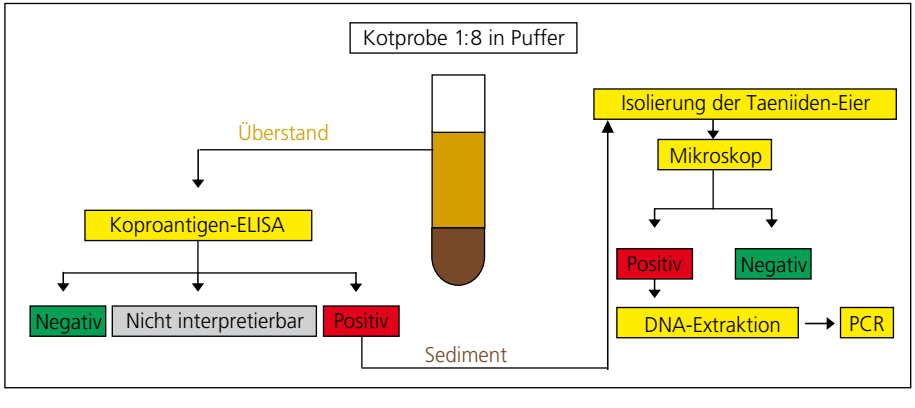


Abb. 6: Kombination der verschiedenen Nachweismethoden für *E. multilocularis* in Kotproben (Schema Verfasserin; nach Alexander Mathys, Peter Deplazes [2002], vgl. Literaturverzeichnis Nr. 14)

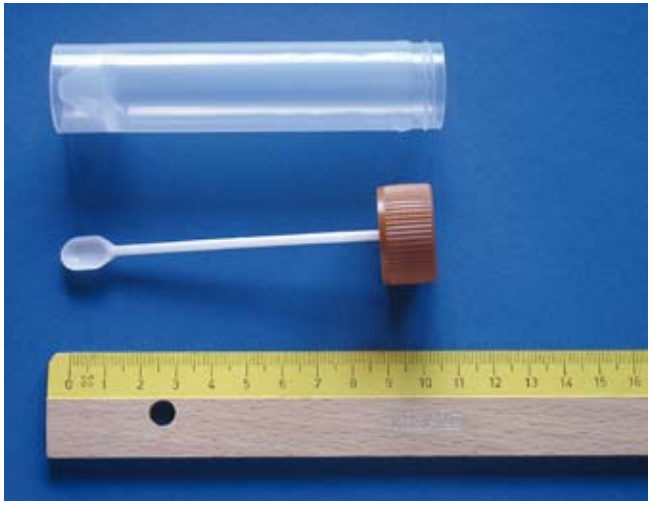


Abb. 7 und 8: Sammelröhrchen (links), Einsammeln der Losung. Fotos Verfasserin

Da Schafe und Schweine Fehlwirte von *E. multilocularis* sein könnten, habe ich verdächtige Leberzysten herausgeschnitten und anschliessend mittels der PCR untersucht.
Alle Untersuchungen wurden nach Protokollen des Instituts für Parasitologie der Universität Zürich durchgeführt.

4. Resultate

4.1 Fuchslosungen

Insgesamt habe ich in den vier Untersuchungsgebieten 92 Fuchslosungen gesammelt: Mit Abstand am meisten Losungen fand ich in den Gebieten Obersteckholz (49) und Melchnaustrasse (35). Im Gebiet St. Urbanstrasse fand ich sieben Kotproben, im Schoren trotz langer Suche nur eine.
In 28 der 92 Losungen (30,4%) konnte ich mittels des ELISA-Koproantigentests Antigene von *E. multilocularis* nachweisen. 47 Proben fielen negativ aus, 17 waren nicht interpretierbar.
Die positiven Koproantigennachweise beschränkten sich auf die drei Gebiete Melchnaustrasse (28,6%), Obersteckholz (24,5%) und St. Urbanstrasse (85,7%).
Abb. 9 zeigt die prozentualen Anteile positiver Losungen in den einzelnen Gebieten sowie die 95-Prozent-Konfidenzintervalle. Ein 95-Prozent-

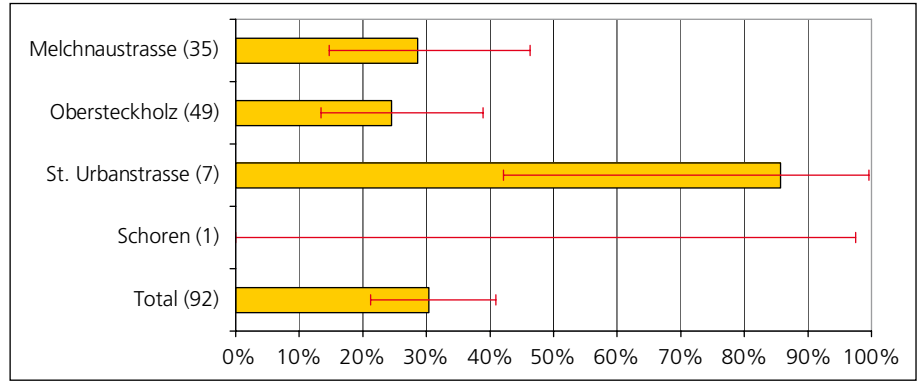


Abb. 9: Prozentuale Häufigkeit und 95%-Konfidenzintervalle von *E. multilocularis* in Fuchslosungen im Koproantigen-ELISA-Test; in Klammer ist die Anzahl der untersuchten Fuchslosungen aufgeführt

Konfidenzintervall gibt den Bereich an, in dem der wahre Messwert, der sich theoretisch nur durch die Untersuchung aller vorhandenen Proben ermitteln liesse, mit einer Wahrscheinlichkeit von 95 Prozent liegt.
Aus 16 der 28 Proben, die beim ELISA-Koproantigentest positiv ausgefallen sind, konnte ich Taeniiden-Eier isolieren. In 13 dieser Proben konnte ich die aufgefundenen Taeniiden-Eier mittels der PCR als *E. multilocularis*-Eier identifizieren. Zwei Proben waren negativ, eine blieb trotz Wiederholung des PCR-Nachweisverfahrens nicht interpretierbar (Abb. 10).
Die detaillierten Zahlen, Daten und Resultate sind in der Tab. 1 aufgelistet. Die Standorte der gefundenen Fuchslosungen sowie deren genaue Untersuchungsresultate sind in der Abb. 11 auf Seite 167 dargestellt. Tab. 2 auf Seite 165 zeigt die Einteilung der gefundenen Fuchslosungen in drei Risikozonen.

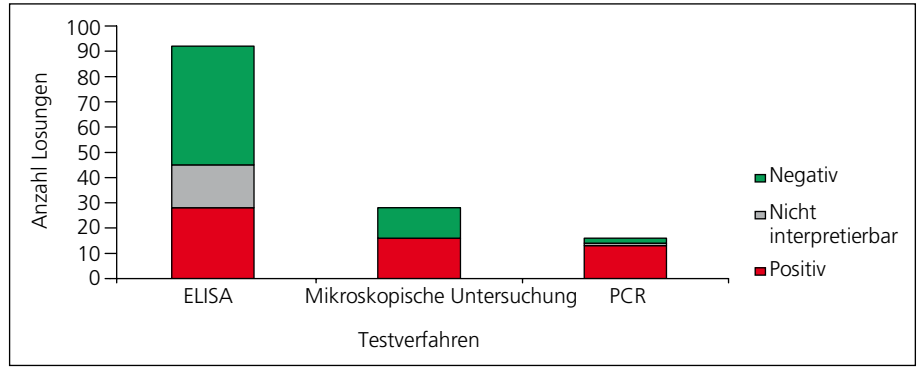


Abb. 10: Anzahl Fuchslosungen, die in den drei Testverfahren ein positives, ein negatives oder ein nicht interpretierbares Testergebnis ergaben. Nur Koproantigen-ELISA-positive Fuchslosungen wurden auf Taeniiden-Eier untersucht. Die gefundenen Taeniiden-Eier wurden zusätzlich mit einer PCR getestet.

4.2 Schweine- und Schafslebern:
Insgesamt wurden in der Zeitspanne vom 27. Juni bis am 9. August 2005 im Schlachthaus Langenthal 315 Schweine und 157 Schafe geschlachtet.
Aus fünf von zehn Schweinelebern und aus zwei von drei Schafslebern mit krankhaften Veränderungen habe ich verdächtige Zysten herausgeschnitten und mittels PCR untersucht. Sowohl in den verdächtigen Schweine- als auch in den verdächtigen Schafsleberzysten konnte ich aber keine *E. multilocularis*-DNA nachweisen.

5. Diskussion

5.1 Fuchslosungen
28 der 92 untersuchten Fuchslosungen sind im Koproantigen-ELISA-Test positiv, 47 negativ ausgefallen. 17 der 92 untersuchten Kotproben waren im Koproantigen-ELISA-Test nicht interpretierbar: Eine Probe gilt als nicht interpretierbar, wenn die nachgewiesene unspezifische Antigen-

Tabelle 1: Gebiete mit deren Untersuchungsresultaten in Zahlen; in Klammer ist die Anzahl untersuchter Fuchslosungen aufgeführt

Gebiet	ELISA (92)			Mik. Untersuchung (28)		PCR (16)		
	pos.	neg.	n.i.	pos.	neg.	pos.	neg.	n.i.
Melchnaustrasse (35)								
– Fuchsbau Furenwald (20)	3	8	9	2	1	2	0	0
– Fuchsbau Längmoos (0)	0	0	0	0	0	0	0	0
– Sonst (15)	7	7	1	3	4	3	0	0
Obersteckholz (49)								
– Fuchsbau Bruggerwald (10)	1	7	2	0	1	0	0	0
– Sonst (39)	11	24	4	5	6	2	2	1
Schoren (1)								
– Fuchsbau Bammertswald (0)	0	0	0	0	0	0	0	0
– Sonst (1)	0	1	0	0	0	0	0	0
St. Urbanstrasse (7)								
– Fuchsbau Bohärdli (0)	0	0	0	0	0	0	0	0
– Sonst (7)	6	0	1	6	0	6	0	0
Total (92)	28	47	17	16	12	13	2	1

konzentration mehr als einen Drittel der nachgewiesenen spezifischen Antigenkonzentration beträgt. In der Probe im Kontrollstreifen (Ktr) könnte eine Reaktion zwischen den *E. multilocularis* unspezifischen Antikörpern und bestimmten in der Kotprobe enthaltenen Stoffen (Antigenen) stattgefunden haben. Gleichzeitig wäre es aber auch möglich, dass sich in der Testprobe eine Reaktion zwischen den spezifischen Antikörpern und den in der Probe enthaltenen Antigenen von *E. multilocularis* ereignet hätte.

In der vorliegenden Arbeit konnte ich folgende interessante Korrelation zwischen Alter der Losung und Interpretierbarkeit beim Koproantigen-ELISA-Test feststellen: Bei allen nicht interpretierbaren Proben handelte es sich ausschliesslich um Losungen, deren relatives Alter beim Sammelzeitpunkt als «nicht mehr frisch» oder «alt» beurteilt wurde.

Ähnliche Beobachtungen wurden auch am Institut für Parasitologie der Universität Zürich gemacht. Vermehrtes Bakterien- und Pilzwachstum sowie auch gewisse Enzymaktivitäten und andere Veränderungen in den alternden Losungen können dafür verantwortlich sein, dass diese im Koproantigentest nicht mehr interpretierbar sind. 11 dieser 17 nicht interpretierbaren Losungen fand ich bei den Fuchsbauten «Furenwald» und «Bruggerwald». Insgesamt führten also 11 von 30 (36,7%) Losungen, die in unmittelbarer Nähe von Fuchsbauten gefunden wurden, zu einem nicht interpretierbaren Resultat. Es ist anzunehmen, dass die Losungen, die ich bei diesen zwei Bauten fand, vorwiegend von Jungfüchsen stammten, die sich noch oft in der Nähe des Baus aufhielten. Durchaus denkbar wäre es, dass in diesem speziellen Fall nebst dem Alter der Kotprobe auch die andere Ernährungsweise der Jungfüchse zu einem nicht interpretierbaren Ergebnis geführt haben.

Nicht aus allen Proben, die im ELISA-Test positiv waren, konnte ich Taeniiden-Eier isolieren. Dies könnte verschiedene biologische, aber auch verfahrenstechnische Gründe haben:

Der Fuchs, in dessen Kot keine Taeniiden-Eier aufgefunden wurden, hatte sich erst kürzlich mit *E. multilocularis* infiziert. Die Fuchsbandwürmer, die in seinem Dünndarm heranwuchsen, waren noch nicht geschlechtsreif und konnten noch keine Eier ausscheiden. Antigene von *E. multilocularis* waren im Kot des Fuchses aber bereits nachweisbar.

Der Endwirt war schon seit längerer Zeit mit *E. multilocularis* infiziert: Die Fuchsbandwürmer in seinem Dünndarm konnten bereits keine Eier

Tabelle 2: Risikozonen (A, B, C) und dort gefundene Fuchslosungen

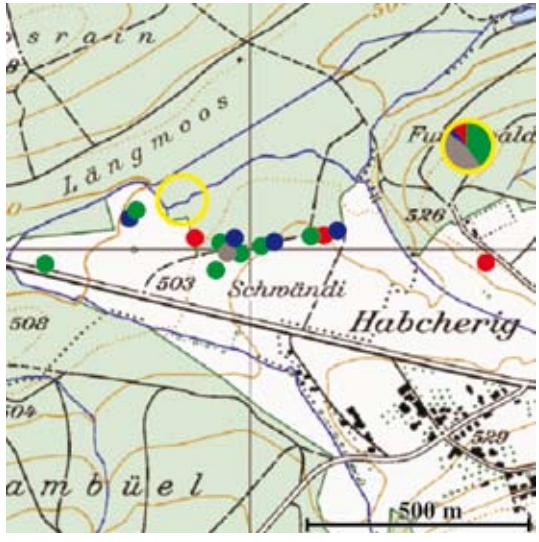
Gebiet	Zone	Fuchslosungen Total	ELISA positiv	– ELISA positiv – Taeniiden-Eier	– ELISA positiv – Taeniiden-Eier – PCR positiv
Melchnau-strasse	A	1	1	1	1
	B	14	6	2	2
	C	20	3	2	2
Obersteck-holz	A	23	9	5	2
	B	16	2	0	0
	C	10	1	0	0
Schoren	A	0	0	0	0
	B	1	0	0	0
	C	0	0	0	0
St. Urban-strasse	A	0	0	0	0
	B	7	6	6	6
	C	0	0	0	0
Total	A	24	10	6	3
	B	38	14	8	8
	C	30	4	2	2

Zone A: Zone, in der Menschen leicht und öfters in Kontakt mit infektiösen Eiern von *E. multilocularis* kommen könnten: Im Umkreis von ca. 50 m eines Wohn- oder Arbeitsgebäudes, bei öffentlichen Gebäuden und Plätzen, in unmittelbarer Nähe einer Feuerstelle oder eines Kinderspielplatzes (Sandkästen!), bei Fruchtbäumen und Freilandkulturen.

Zone B: Zone, die für Menschen gut zugänglich ist und in der diese ihre Freizeit verbringen können: Feld- und Waldwege, Gewässer, Felder etc. Vor allem Hunde, die in Kontakt mit infektiösen Eiern kommen und diese verschleppen, können das Infektionsrisiko für Menschen erhöhen.

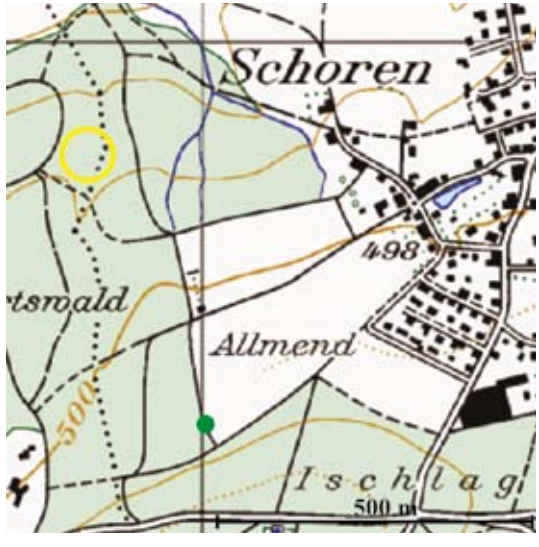
Zone C: Zone, die für Menschen und auch für Hunde nicht gut oder schwer zugänglich ist (z.B. nicht erschlossener Waldabschnitt).

mehr produzieren und waren am Absterben. Antigene waren aber im Kot des Wirtes noch nachweisbar.
Im Kot vorhandene Taeniiden-Eier konnten mit dem Siebverfahren nicht isoliert werden; sie wurden beispielsweise ausgewaschen oder nicht vom Sieb gelöst, da der Wasserstrahl zu schwach war.
In 14,1 Prozent der gesammelten Losungen konnte Fuchsbandwurm-DNA, die aus den Taeniiden-Eiern extrahiert wurde, nachgewiesen werden. 13 der 92 Fuchslosungen beinhalteten also zum Sammelzeitpunkt potenziell infektiöse Fuchsbandwurmeier.
In zwei der untersuchten Proben konnte keine Fuchsbandwurm-DNA nachgewiesen werden. Bei den aufgefundenen Taeniiden-Eiern handelte es sich also entweder nicht um Eier von *E. multilocularis* oder es gelang nicht, diese in die PCR-Röhrchen zu transferieren.
Fuchslosungen mit potenziell infektiösen Eiern fand ich in den drei Gebieten Melchnaustrasse, St. Urbanstrasse und Obersteckholz. Die beiden Gebiete Melchnaustrasse und St. Urbanstrasse sind Naherholungsgebiete der Stadt Langenthal, die sowohl Wald als auch Weiden, Felder und Wiesen umfassen. Täglich werden diese Gebiete von jungen und älteren Menschen für sportliche Freizeitaktivitäten wie Jogging, Fahrradfahren und Spazieren (mit dem Hund) genutzt.
Im Unterschied zu diesen beiden Gebieten beinhaltet das Untersuchungsgebiet Obersteckholz nebst Wald- und Landwirtschaftsflächen auch Wohnzonen. Knapp die Hälfte aller gefundenen Kotproben (46,9%; 23/49) in diesem Gebiet war in die Risikozone A einzuteilen: Fuchslosungen fand ich dort teilweise in unmittelbarer Nähe von Wohngebäuden, Bauernhöfen und öffentlichen Plätzen (Schule Obersteckholz). In diesem Gebiet scheinen Füchse ganz klar regelmässig in Siedlungsgebiete vorzudringen. Grundsätzlich muss davon ausgegangen werden, dass alle Fuchslosungen im Siedlungsraum, aber auch in Naherholungsgebieten (Risikozone B), ein potenzielles Risiko darstellen.
Fuchslosungen, die in der Risikozone C abgesetzt werden, ist hingegen keine grosse Bedeutung beizumessen.
In Schoren, dem vierten Untersuchungsgebiet, konnte ich *E. multilocularis* nicht nachweisen. Dies bedeutet aber nicht, dass der Schoren ein fuchsbandwurmfreies Gebiet ist: Trotz langer Suche konnte ich nur eine Fuchslosung finden. Somit ist klar, dass dieses Resultat nicht aussagekräftig ist.



Melchnaustrasse

Obersteckholz



Schoren

St. Urbanstrasse

Abb. 11: Diese Abbildung zeigt die genauen Resultate der einzelnen Losungen und deren Standorte in den vier Untersuchungsgebieten. Die Losungen bei den Bauten sind nicht einzeln eingezeichnet, sondern prozentual angegeben. Karte reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA071518)

Testresultate der Fuchslosungen: ● ELISA negativ; ● ELISA nicht interpretierbar; ● ELISA positiv, keine Taeniiden-Eier; ● ELISA positiv, Taeniiden-Eier, PCR positiv; ● ELISA positiv, Taeniiden-Eier, PCR negativ; ● ELISA positiv, Taeniiden-Eier, PCR nicht interpretierbar; ○ Fuchsbau

In weiterführenden Arbeiten wäre es interessant, die Korrelation zwischen Jungfuchslosungen und Nichtinterpretierbarkeit beim Koproantigen-ELISA-Test weiter zu überprüfen. Falls sich zeigen würde, dass sich der ELISA-Test für Jungfuchslosungen nicht eignet, könnten diese direkt mittels PCR auf *E. multilocularis*-DNA untersucht werden.
Ebenfalls interessant wäre es, in zukünftigen Arbeiten Fuchslosungen über eine längere Zeitspanne zu sammeln, so dass auch Aussagen zu saisonalen Schwankungen des Vorkommens von *E. multilocularis* in Kotproben gemacht werden könnten. In einer Studie im Raum Zürich[20] wurde beispielsweise die interessante Feststellung gemacht, dass Fuchslosungen, die im Winter gesammelt wurden, prozentual mehr Koproantigen-ELISA-positive Resultate zu verzeichnen hatten als solche, die während den übrigen Jahreszeiten gesammelt wurden.
Um genauere Angaben zum Vorkommen von *E. multilocularis* bei Füchsen machen zu können, wäre eine engere Zusammenarbeit mit dem Wildhüter erforderlich: Die Populationsgrösse in den Untersuchungsgebieten müsste bekannt sein, und es müsste auch verhindert werden, dass mehrere Losungen, die vom selben Fuchs stammen, gesammelt werden. Theoretisch wäre es auch möglich, Fuchslosungen verschiedener Füchse nachträglich mittels eines DNA-Fingerprints voneinander zu unterscheiden. Voraussetzung wäre aber sicher eine aufwändige Methodenevaluation. Wahrscheinlich wäre man bei dieser aufwändigen und teuren Methode auch auf frische Losungen angewiesen. Viel einfacher liesse sich das Vorkommen von *E. multilocularis* durch die Untersuchung des Darminhaltes erlegter oder tot aufgefundener Füchse ermitteln.[21]
Am meisten Sinn macht aber weiterhin sicher die Bestimmung der Anzahl positiver Fuchslosungen und deren Standorte. Diese Losungen stellen infektiöse Einheiten dar und sind aus epidemiologischer Sichtweise von grösserer Bedeutung als die Anzahl infizierter Füchse.

5.2 Schweine- und Schafslebern

Die Schweinelebern stammten vorwiegend von Mastschweinen der näheren Umgebung Langenthals, die nach einer Lebensdauer von nur vier bis fünf Monaten geschlachtet wurden. Grösstenteils wurden diese Mastschweine nicht im Freien gehalten. Diese Schweine hätten sich also praktisch nur durch Futter, das mit Fuchsbandwurmeiern kontaminiert

war, infizieren können. Das Futter wird aber oft unter hohen Temperaturen aufbereitet, was zum Absterben der infektiösen Eier führt.
Somit hätte nur unaufbereitetes, mit Eiern von *E. multilocularis* kontaminiertes Futter als Infektionsquelle dienen können. Zudem war die Zeitspanne, in der eine Infektion hätte erfolgen können, durch die gegebene Lebensdauer ziemlich gering gehalten. Unter diesen Umständen war und ist eine Infektion mit *E. multilocularis* eher unwahrscheinlich.
Schafe werden in der Literatur[22] nicht als Fehlwirte des Fuchsbandwurmes erwähnt; Untersuchungen und Studien fehlen jedoch.
In zukünftigen Arbeiten wäre es sicher sinnvoll und interessant, Leberzysten von Freilandschweinen und Schafen, die aus einem Gebiet mit infizierten Füchsen stammen, auf *E. multilocularis* zu untersuchen.

6. Fazit und Ausblick

Die Untersuchungen meiner Maturaarbeit haben gezeigt, dass Füchse in der Region Langenthal Endwirte des Fuchsbandwurmes sind und dass sie in ihrem Kot potenziell infektiöse Eier von *E. multilocularis* ausscheiden. Fuchslosungen mit potenziell infektiösen Eiern fand ich teilweise auch in Gebieten, in denen sich Menschen regelmässig aufhalten (Naherholungsgebiete, Feuerstellen, Wohnzonen).
Diese Resultate zeigen, dass die Gefahr, die von Füchsen im Raum Langenthal ausgeht, nicht unterschätzt werden darf. Es scheint mir aber auch wichtig, dass keine Panik gemacht wird: Die Alveoläre Echinococcose ist zwar eine sehr schwere, glücklicherweise aber auch eine sehr seltene Erkrankung. Dennoch ist es sicher sinnvoll und empfehlenswert, gewisse Vorsichts- und Schutzmassnahmen zu treffen (vgl. Kapitel 2.2).
Im Grenzraum zwischen urbaner und ländlicher Zone (also beispielsweise in Naherholungsbieten) gelangen am meisten infektiöse Eier in die Umwelt: Hohe Fuchsdichten überschneiden sich mit geeigneten Habitaten für Zwischenwirte. Bei stark ansteigendem Infektionsrisiko und steigenden Infektionsraten müssten verschiedene Massnahmen in Erwägung gezogen werden:[23]
Eine grossflächige und anhaltende Eliminierung des Parasiten durch eine kostspielige und aufwändige, medikamentöse Behandlung der Füchse mit Antihelminthika (z.B. Praziquantel) wäre nur schwer durchführbar.

Womöglich liesse sich aber der Infektionsdruck in einem begrenzten Gebiet mit stark erhöhtem Risiko gezielt verringern.
Auch eine Dezimierung der Fuchsbestände durch die Jagd und im Rahmen der geltenden Tierschutzgesetzgebung wäre kaum möglich. Jagdliche Eingriffe liessen sich im Siedlungsraum nur schwer verwirklichen und würden sicher kaum auf Akzeptanz stossen: Trotz Fuchsbandwurm wird die Nachbarschaft von Füchsen im Siedlungsraum und auch in Naherholungsgebieten oft als sehr positiv wahrgenommen.
Eine Dezimierung der Zwischenwirte (Nager) wäre sehr schwer realisierbar.
Besonders wichtig ist es sicher, die Situation zu überwachen und mögliche Massnahmen rechtzeitig zu prüfen, so dass diese bei einem signifikanten Anstieg der Infektionsraten sofort und gezielt getroffen werden könnten.

Literatur

1 P. Bang, P. Dahlström (1977, 3. Auflage): Tierspuren – Tiere erkennen an Fährten, Frasszeichen, Bauten und Nestern (München) BLV Verlagsgesellschaft GmbH.
2 P. Bang, P. Dahlström (2005, 2. durchgesehene Auflage): Tierspuren; Fährten, Frassspuren, Losungen, Gewölle und andere (München) BLV Buchverlag GmbH & Co. KG.
3 Neil A. Campell, Jane B. Reece (2003, 6. Auflage): Biologie (Heidelberg/Berlin) Spektrum Akademischer Verlag GmbH.
4 Peter Deplazes, Peter Alther, Isabelle Tanner, R. C. Andrew Thomson, Johannes Eckert (Vol. 85. No. 1, February 1999): Echinococcus multilocularis coproantigen detection by enzyme-linked immunosorbent assay in fox, dog, and cat populations, The journal of parasitology, p. 115–121.
5 Peter Deplazes, Daniel Hegglin, Sandra Gloor, Thomas Roming (Vol. 20 No. 2, February 2004): Wilderness in the city: the urbanization of Echinococcus multilocularis, TRENDS in Parasitology, p. 77–84.
6 Peter Deplazes, Daniel Hegglin (März 2004): Der Fuchsbandwurm im urbanen Raum, BVET- Magazin, S. 12–14.
7 J. Eckert, P. Deplazes (März 1997): Der gefährliche Fuchsbandwurm, Wildbiologie, S. 1–12.
8 Johannes Eckert, Peter Deplazes (January 2004): Biological, Epidemiological, and Clinical Aspects of Echinococcosis, a Zoonosis of Increasing Concern, clinical microbiology reviews, p. 107–135.
9 Roland Frank, Ulrich Sommermann, Gerhart Ströhla (1997): Natura; Genetik und Immunologie (Stuttgart) Ernst Klett Verlag GmbH.

10 Daniel Hegglin, Peter Deplazes (März 2004): Der kleine Fuchsbandwurm im Siedlungsraum, Wildbiologie, S. 1–12.
11 H. Hof, R. L. Müller, R. Dörries (2000): Mikrobiologie (Stuttgart) George Thieme Verlag.
12 Ifik (2001): Echinococcus granulosus/E. multilocularis (Cestoda, Helmintha) (Bern) Ifik.
13 Fritz H. Kayser, Kurt A. Bienz, Johannes Eckert, Rolf M. Zinknagel (2001, 10. überarbeitete Auflage): Medizinische Mikrobiologie; Verstehen–Lernen–Nachschlagen (Stuttgart) George Thieme Verlag.
14 Alexander Mathis, Peter Deplazes (2002): Role of PCR-DNA detection of Echinococcus multilocularis, NATO Sciences Series: Life and Behavioural Sciences, p. 195–204.
15 C. Stieger, D. Hegglin, G. Schwarzenbach, A. Mathis, P. Deplazes (2002): Spatial and temporal aspects of urban transmission of Echinococcus multilocularis, Parasitology, p. 631–640.
16 Ulrich Weber (2001): Biologie Oberstufe; Gesamtband (Berlin) Cornelsen Verlag.
17 Merk- und Informationsblätter des Instituts für Parasitologie der Universität Zürich.
18 Promega (2005): Life Science Catalog.
19 Microsoft Encarta 2002.
20 http://gis.swissinfo.org (1.10.2005).
21 http://de.wikipedia.org/wiki/ELISA (1.10.2005).
22 Selbst erstellte Fotos und Darstellungen.

Anmerkungen

1 Literatur Nr. 8.
2 wie Anm. 1.
3 Literatur Nr. 8, 13.
4 Literatur Nr. 13, S. 599.
5 wie Anm. 1.
6 wie Anm. 3.
7 wie Anm. 3.
8 wie Anm. 1.
9 Literatur Nr. 17.
10 wie Anm. 1.
11 Literatur Nr. 13.
12 Literatur Nr. 5, 6, 10.
13 Literatur Nr. 5.
14 Literatur Nr. 8, 17.
15 Literatur 18, 21.
16 Literatur 3, 9, 16.
17 Literatur 1, 2.

18 Literatur 2, S. 187.
19 wie Anm. 1.
20 Literatur Nr. 15.
21 wie Anm. 1.
22 wie Anm. 3.
23 Literatur Nr. 5, 8, 10.

Wegmarken an einem frühmittelalterlichen Gotthardweg?

Martinskirchen im Oberaargau

Rolf Peter Tanner

Ähnlich wie bei Ortsnamen ist es immer wieder unternommen worden, anhand der Patrozinien etwas über die Entstehungszeit der Trägerkirche auszusagen. Ein Patrozinium ist die Schutzherrschaft eines Patrons, meist eines Heiligen, der eine Kirche unterstellt wurde. Genauso wie bei den Ortsnamen ist jedoch eine solche Einordnung mit vielen Unsicherheiten behaftet. Dennoch gilt das Martinspatrozinium – bezogen auf den Heiligen Martin von Tours – als Indiz für «das Vorrücken christlich-fränkischer Reichskultur» im 6. und 7. Jahrhundert.[1] Ein blosses Abstellen auf den Kirchenpatron alleine kann jedoch kaum als Datierungsgrundlage dienen; der Beizug von weiteren Indizien ist hier gefordert. Bei den drei oberaargauischen Martinskirchen ist dies dank der Quellenlage und der archäologischen Untersuchungen glücklicherweise gut möglich: In *Seeberg* sind kürzlich archäologische Ausgrabungen getätigt worden, die den Platz bis ins frühe Mittelalter als Kirchenstandort belegen, dasselbe gilt für *Herzogenbuchsee*, wobei an beiden Plätzen antike Vorgängerbauten aufgedeckt worden sind. Die ältesten archäologischen Funde in der Martinskirche in *Rohrbach* werden zwar erst ins 8. Jahrhundert datiert, dafür ist sie eine der am frühesten quellenmässig fassbaren Kirchen der Region.[2]
Im Folgenden soll es nun darum gehen, zwei dieser Kirchen (Herzogenbuchsee und Rohrbach) in einen Kontext mit weiteren Gotteshäusern zu stellen, die dem Heiligen Martin geweiht waren bzw. noch sind, nämlich mit den Kirchen von Montignez (JU), Mont-Repais (heute besser bekannt unter dem Namen La Caquerelle am Übergang von Les Rangiers), Grandval, Zuchwil, Zell (LU) und Malters (s. auch Abbildung 2 auf Seite 177). Zunächst ist jedoch ein kurzer Überblick über die Rolle des Kirchenbaus in Mitteleuropa und damit auch in unserer Region während des Frühmittelalters angebracht.

Der Kirchenbau als Mittel der herrschaftlichen Durchdringung im frühen Mittelalter

Mit dem Zusammenbruch des weströmischen Imperiums war die Antike entgegen viel geäusserten Aussagen noch nicht zu Ende. Zunächst einmal lebte das Reich in seiner östlichen Hälfte fort, zum anderen verstanden sich sowohl die fränkischen wie später die deutschen Herrscher immer auch als Nachfolger der römischen Cäsaren christlicher Ausprägung. Durch den allmählichen Zerfall staatlicher Autorität sowie – primär in den Randgebieten des ehemaligen Reiches – der antiken Zivilisation,[3] blieb die Kirche die einzige Institution, die den Gedanken der Einheit des Imperiums hochhielt. Aus diesem Grund erhielten Kirchenbauten und Klöster neben der sakralen Bedeutung auch eine Funktion als «point fort» der dahinschwindenden Staatsmacht. Durch ihre universelle Bedeutung in einem christlich gewordenen Abendland war die Kirche wie keine andere Gewalt prädestiniert, universell verstandenes Symbol des christlich-römischen Imperiums zu sein. Anstelle von Burgen oder Befestigungen waren geistliche Einrichtungen durch ihre sakrale Überhöhung geradezu unantastbar. Denn Erstere konnten nur so stark wie ihre Mauern sein. Zudem konnte sie sich jeder Mächtige im Reich errichten. So entstanden in wieder kolonisiertem Land oder in Regionen, in die das Frankenreich neu vordrang, allenthalben Kirchen und Klöster als Keimzellen ortsfester Siedlungen, aber auch als Wegmarken und Wegsicherung.[4]

Diese Kolonisation bestand gemäss Küster im Aufgeben der prähistorischen[5] Wanderwirtschaft zu Gunsten einer ortsfesten Siedelweise, wobei er davon ausgeht, dass sich diese prähistorische Wanderwirtschaft zuvor auch wieder in den von den Römern aufgegebenen Gebieten ausgebreitet hatte. «Ausserhalb der Mediterraneis [des Mittelmeerraumes] erstarkte die Zivilisation zuerst vor allem wieder im westeuropäischen Frankenreich. Kolonisierende Bestrebungen, deren Ziel es war, der Zivilisation zur Ausbreitung zu verhelfen und staatlich kalkulierbare Verhältnisse zu schaffen, gingen von dort nach Osten aus. Dabei wurden aber nicht, wie immer zu lesen ist, zuerst von Menschen verlassene Landschaften wieder urbar gemacht, indem man sie – vor allem während der so genannten Rodungsperioden – vom Wald entblösste, sondern es kam zur Überführung eines Systems mit nicht völlig ortsfesten

Abbildung 1: Die Martinskirche von Seeberg befindet sich auf einem Hügel und ist von weit her sichtbar. Unter dem aktuellen spätgotischen Bau befinden sich Reste verschiedener Kirchenbauten zurück bis in die merowingische Epoche. Foto Hanspeter Bärtschi

Siedlungen vorgeschichtlicher Prägung in ein System mittelalterlicher, ortsfester Dörfer. Über deren Existenz berichten frühe schriftliche Quellen, sie wurden verschenkt, gekauft, besetzt, aber nicht, wie man immer wieder meint, im eigentlichen Sinn gegründet, sondern nur aus dem Zustand des von Zeit zu Zeit stattfindenden Lokalitätenwechsels in eine fixierte Lage überführt.»[6]

Martinskirchen zwischen Ajoie und Innerschweiz

Die Kirchen von Herzogenbuchsee und Rohrbach sind eingangs bereits in den historischen Kontext eingebettet worden. Aber auch für die übrigen im Umkreis des Oberaargaus erwähnten Martinskirchen lässt sich ein hohes Alter zumindest vermuten. In der Kirche von Montignez ist im Chor ein merowingischer Sarkophag entdeckt worden, was für diese Kirche ein Indiz für einen frühmittelalterlichen Vorgängerbau bildet.[7] Die Martinskirche auf dem Mont-Repais, ursprünglich die Pfarrkirche der Region, ist im Dreissigjährigen Krieg zerstört worden. Ihre Lage am antiken Weg aus dem Mittelland zur Burgunderpforte dürfte aber auf ein ebenfalls hohes Alter hindeuten[8], das für die Martinskirche von Grandval durch die Ersterwähnung bereits im Jahr 962 gesichert sein dürfte, ebenso für Zuchwil, wo die heutige Kirche aus dem 20. Jahrhundert

neben einem Vorgänger aus dem 16. Jahrhundert auch einen aus dem Frühmittelalter aufweist.[9] Auf der anderen Seite weisen Glauser und Siegrist sowohl der Kirche von Zell wie von Malters ebenfalls ein hohes Alter zu. So wird Zell 965 in einer Schenkung durch Kaiser Otto I. an das Kloster Disentis erwähnt.[10] Die Kirche in Malters bezeichnen die Autoren «als eine Frühkirche des Raumes von Luzern».[11] Somit besteht die Möglichkeit, dass alle diese Kirchen in den Kontext der fränkischen Kolonisation im Sinne von Küster gehören, wobei die Zeitstellung nicht präzise festgelegt werden kann.

In einer Studie zur Verkehrsgeschichte des ehemaligen Fürstbistums Basel[12] sind unter anderem auch die Patrozinien der Kirchen im dortigen Untersuchungsgebiet und in der weiteren Umgebung erfasst worden (s. Abbildung 2. Die Zahlen bezeichnen die acht erwähnten Martinskirchen).

Beachtenswert ist bei allen als merowingisch eingestuften Patrozinien (neben Martinus auch Petrus, Remigius und Stephanus), dass die meisten dieser Kirchen in Verbindung mit Verkehrsachsen zu bringen sind. So muss auffallen, dass an der alten Königsstrasse («via regia») von Solothurn gegen Luzern über Derendingen–Oberönz–Linden–Huttwil–Willisau[13] fünf der eingangs erwähnten Martinuskirchen (Zuchwil, Herzogenbuchsee, Rohrbach, Zell und Malters) und eine Peterskirche (Willisau) liegen. Bei genauer Betrachtung der Karte wird sichtbar, dass auch nordwestlich von Solothurn die weiteren oben erwähnten Martinskirchen (Grandval, Mont-Repais und Montignez) in einer Linie liegen. Die kürzeste Verbindung dorthin verläuft über den Weissenstein und durch die Klus von Moutier. Der Weg über den Weissenstein ist auffälligerweise bis ins 18. Jahrhundert auf vielen alten Karten prominent verzeichnet. Gerade Solothurn musste ein ausgeprägtes Interesse an diesem Übergang haben, da es über keine direkte Kluspassage in den Jura verfügte wie zum Beispiel Biel oder Neuenburg. Für das späte Mittelalter und die Frühneuzeit finden sich zahlreiche Hinweise für die Bedeutung, die der Stand Solothurn dem «Weg über den Jurten» beimass.[14]

Was den allmählichen Niedergang der Verbindung über den Weissenstein bis zum 18. Jahrhundert bewirkt hat, ist nicht direkt fassbar. Eine Rolle wird sicherlich die immer stärkere Hinwendung des Verkehrs auf zweiachsige Wagen gespielt haben. Trotz des Ausbaus des Weges zu einer Kunststrasse dürften die Fuhrleute andere, leichter befahrbare

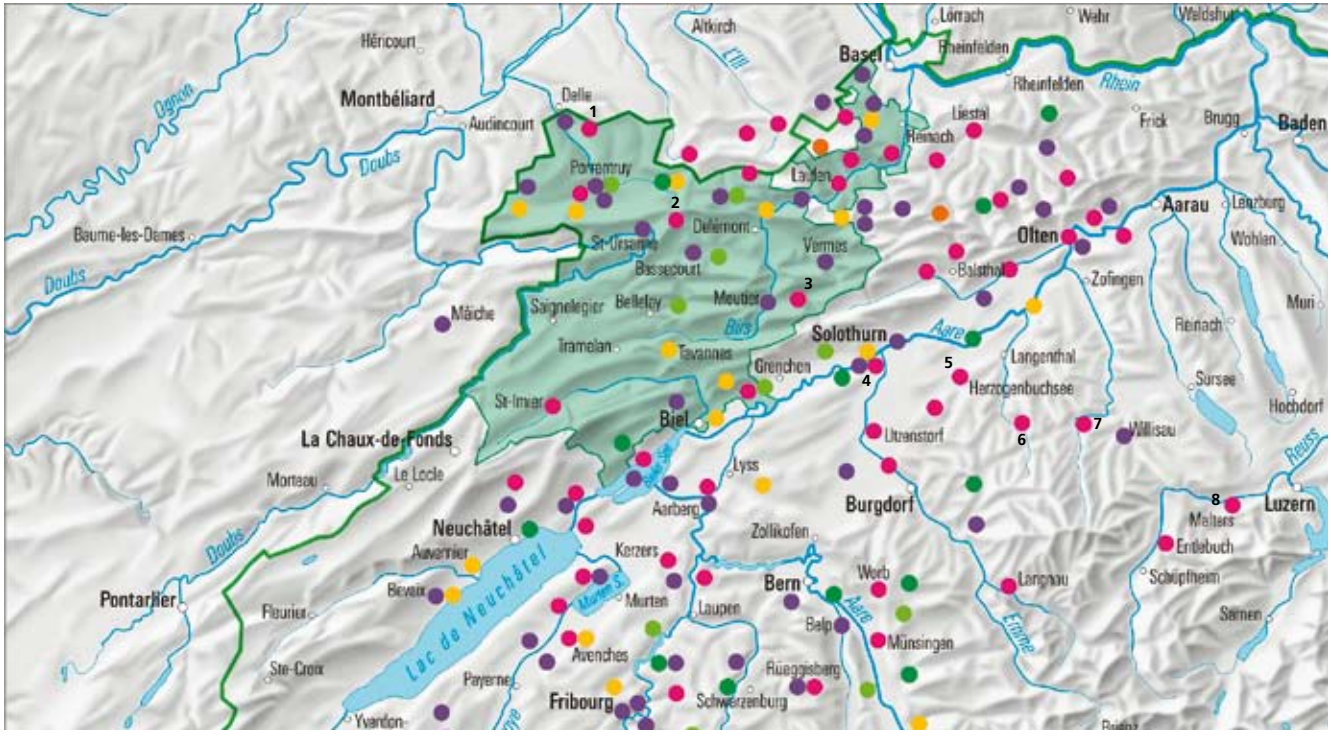


Abbildung 2: Patrozinien, die der merowingischen Periode zugerechnet werden. Karte: Tanner 2007, S. 128. © 2008 swisstopo. Kartographie Andreas Brodbeck, 2006.

1 Montignez, 2 Mont-Repais, 3 Grandval, 4 Zuchwil, 5 Herzogenbuchsee, 6 Rohrbach, 7 Zell (LU), 8 Malters.

- Petrus
- Martinus
- Remigius
- Stephanus
- Germanus (von Auxerre)
- Michael
- Fürstbistum Basel

Strassen bevorzugt haben. Die Vorzüge des Weissensteinweges lagen hingegen in seiner direkten Linienführung. Das würde bedeuten, dass zu Zeiten, als Güter in hohem Masse nicht auf Wagen, sondern auf menschlichen oder tierischen Rücken befördert wurden, die Strecke eine grössere Bedeutung gehabt haben könnte. Die Ausrichtung des Weges am Weissenstein von Nordwest nach Südost legt zudem eine Fortsetzung in derselben Richtung nach der Innerschweiz nahe. Diese «via regia» von Solothurn nach Luzern, die ja heute ebenfalls unbedeutend bzw. sogar nur noch in Teilen überhaupt als Strasse oder Weg erhalten ist, ist zumindest für das hohe und späte Mittelalter gesichert.[15] Selbst Karten aus dem 18. Jahrhundert verzeichnen eine solche Verbindung noch (Abbildung 3, S. 179); die Aufreihung der Martinskirchen an dieser Strecke ist nun aber ein starkes Indiz für ein viel höheres Alter.

Daneben kann auch eine Parallelstrecke zur Weissensteinstrasse von Gänsbrunnen durch das Thal zur Klus von Balsthal ins Auge gefasst werden, die jedoch in der Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert in der Verkehrsbedeutung hinter dieser zurücklag, wie verschiedene Karten aus dieser

Zeit nahe legen.[16] Bereits 968 besass die Propstei Moutier Güter in Laupersdorf (ebenfalls eine Martinskirche) und Matzendorf sowie die Kirche in Oensingen[17] (eine Peterskirche). Zudem lag die Landgrafschaft des Buchsgaus seit 1080 in den Händen des Bischofs von Basel; er sollte sie erst im 15. Jahrhundert endgültig verlieren.[18] So wird eine Linienführung durch das Thal mit einer Fortsetzung über einen Aareübergang (z.B. in Aarwangen) und weiter durch das heutige Grenzgebiet von Luzern und Bern gegen die Innerschweiz denkbar.[19] Noch 500 Jahre später hatte diese Linienführung Bestand. Der Kleine Rat in Luzern beauftragte nämlich 1805 seine Finanz- und Staatswirtschaftskammer, in Unterhandlungen mit den Ständen Bern und Solothurn zu treten betreffend einer neuen «Handlungs und Verkehrs Strasse» über St. Urban und «… durch den Canton Bern und Solothurn … nach dem französischen Porontruy und Münsterthale …».[20] Produkt dieser Unternehmung ist unter anderem die heutige Hauptstrasse von Zell (LU) nach St. Urban.[21]

Wenn nun das Martinspatrozinium bereits im frühen Mittelalter in Mode war und eine Verbindung aus der Ajoie nach Luzern anhand einer Kette von Kirchen mit diesem Patron postuliert werden soll, muss die Verkehrsbedeutung, die eine solche Strasse gehabt haben muss, begründet werden. Im Allgemeinen geht die Forschung davon aus, dass der Weg über den Gotthard – und dahin würde diese Verbindung ja wohl zielen – im frühen und hohen Mittelalter kaum begehbar war. Erst im 13. Jahrhundert soll die Schöllenenschlucht passierbar gemacht worden sein. Es gibt jedoch Indizien dafür, dass bei der so genannten Eröffnung des Gotthards im 13. Jahrhundert kein physisches Hindernis (Schöllenenschlucht), sondern ein politisches beseitigt wurde. Es ist leicht einsehbar, dass weder der Bischof von Chur noch der Abt von Disentis, noch die lokalen Herrschaftsträger im Oberwallis ein Interesse daran gehabt haben dürften, dass der Gotthardverkehr gefördert wurde, da er ihre Zölle an den benachbarten Passrouten konkurrenzierte (Septimer, Splügen, Lukmanier und Simplon). Aktenkundig ist in diesem Zusammenhang eine kriegerische Auseinandersetzung König Rudolfs von Habsburg mit ebendiesen Zollherren am Ende des 13. Jahrhunderts. Genau zu diesem Zeitpunkt steigt der Gotthard zu einer der Haupttransversalen durch die Alpen auf. Damit könnte der vielbeschworene Durchbruch am Gotthard lediglich eine Neueröffnung einer früher bereits viel begangenen Route gewesen sein. Die Vergabung des «pagellus Uroniae» (Uri) an die Fraumünster-

Abbildung 3: Die Karte von Hauman von 1777 mit dem Weg über den Weissenstein und den Fortsetzungsmöglichkeiten ab Solothurn, unter anderen die direkte Fortsetzung nach Luzern. Die schwarzen Pfeile bezeichnen den Übergang über den Weissenstein und die «via regia» zwischen Thörigen und Huttwil. Karte: Hauman J. E. 1777, Carte de la république des Suisses… Universitätsbibliothek Bern, Ryh 3203: 47.

abtei in Zürich im Jahr 853 durch Ludwig den Deutschen, die Reste einer Kirche aus dem 9. Jahrhundert auf der Passhöhe am Gotthard und weitere Indizien, die hier nicht ausgeführt werden können, sprechen jedenfalls dafür.[22] Damit wird eine frühmittelalterliche Strassenverbindung aus dem Inneren Frankreichs über die Ajoie und durch den Jura zum Gotthard zumindest denkbar. Diese lässt sich zudem in Zusammenhang mit der gleichzeitig aufkommenden monastischen Bewegung bringen, die gerade im Jura und in den Gebieten nordwestlich davon sehr ausgeprägt war (Klöster Luxeuil, St-Ursanne, Moutier-Grandval etc.).

Der oberaargauische Adel zwischen Burgund und dem Gotthard

Unter diesen Voraussetzungen ist es interessant, sich mit den Aktivitäten des mittelalterlichen Adels zwischen Jura und Innerschweiz etwas genauer auseinanderzusetzen, auch wenn dies zunächst als etwas entfernt

vom eigentlichen Thema erscheinen mag. Für den Raum zwischen (Klein-)Burgund und der nachmaligen Innerschweiz von Bedeutung waren zunächst die Freiherren von Langenstein in Melchnau, die Stifter des Klosters St. Urban. Sie erscheinen 1191 erstmals in den Urkunden, als ein Ulricus de Langastein seiner Kirche in Kleinroth[23] ein Gut in Wolhusen vermachte.[24] Bereits in dieser ersten Erwähnung wird die Beziehung des Geschlechtes zur Innerschweiz deutlich. Zweitens sind natürlich die Erben der Langensteiner, die Freiherren von Grünenberg zu nennen, die in Uri präsent waren[25], sowie die Freiherren von Utzingen, die im 13. Jahrhundert auf der Gutenburg bei Lotzwil sassen, gleichzeitig aber ebenfalls in Uri begütert waren und sich wohl nach Utzingen in Uri nannten.[26] Mit den Freiherren von Hasenburg (Asuel/JU am Übergang des Mont-Repais), deren eine Zweig im frühen 14. Jahrhundert die Stadt Willisau gegründet hat, kann eine Klammer bis in den freigrafschaftlich-burgundischen Raum geschaffen werden. Die Vorfahren der Asuel wiederum waren die Herren von Montfaucon bei Besançon.[27] Interessant mag auch der Umstand sein, dass schon im 12. Jahrhundert die Grafen von Fenis, die Vorfahren der Grafen von Neuenburg, altererbte Güter in Huttwil ihrem Hauskloster St. Johannsen bei Erlach schenkten, das dieses durch zwei Meierhöfe verwalten liess. Ebenso verfuhren die Feniser mit Gütern in Geiss bei Menznau.[28]

In diesem Zusammenhang muss auf die sogenannte «Verpflanzungspolitik» von Adelsgeschlechtern durch die Zähringer nach der Innerschweiz eingegangen werden.[29] In neueren Publikationen ist zwar darauf hingewiesen worden, dass diese Herrschaftsverlagerungen bereits in die Zeit um 1100, wenn nicht sogar ins erste Jahrtausend zurückreichen.[30] Man kann in diesem Zusammenhang vermuten, «die herrschaftliche Erschliessung der Innerschweiz aus Westen, aus dem mittleren und oberen Aareraum, habe schon im 10. Jahrhundert begonnen, als das Königreich Hochburgund seinen Einfluss bis weit nach Nordosten in Richtung Zürich hatte ausdehnen können».[31] Gesichert hingegen bleibt, dass sogenannter (klein-)burgundischer Adel in der Innerschweiz begütert war.

Wenn man die Lage der Sitze der genannten Geschlechter im burgundischen Raum auf ihre Verkehrslage hin untersucht, stellt man fest, dass sie allesamt an geopolitischen Schlüsselstellen liegen. Als Beispiele mögen dienen: Radelfingen und Seedorf in der Nähe des entscheidenden

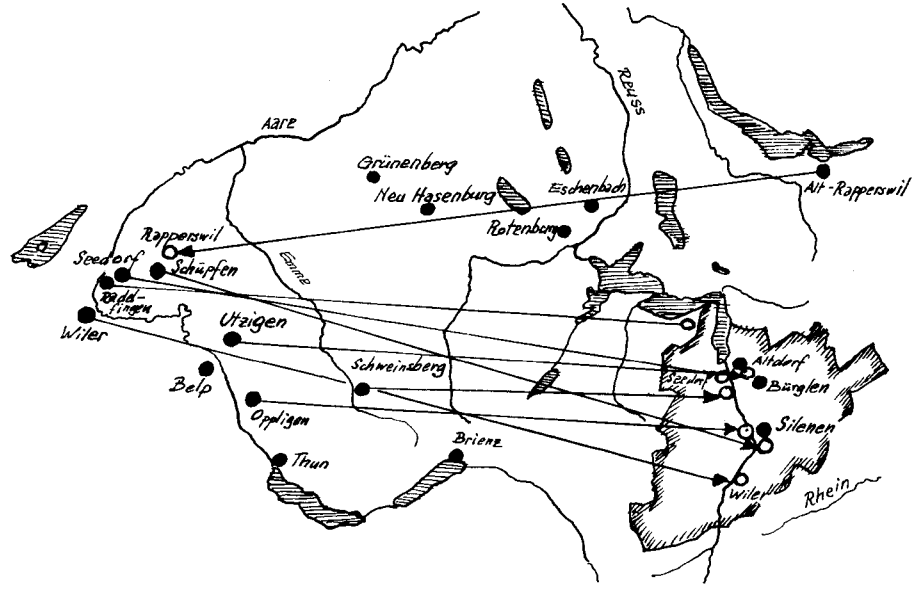


Abbildung 4: Verbindungen burgundischer Adelsgeschlechter mit dem Gebiet von Uri. Karte: Grosjean 1982: Die Schweiz, geopolitische Dynamik und Verkehr, S. 27. In: Geographica Bernensia U3. Bern, nach Kläui 1959, S. 95.

● Kleinburgundischer Adel mit Besitz in Uri

●⟶○ Übernahme von Orts- und Adelsnamen

Brückenüberganges von Aarberg, Schweinsberg an der Kreuzung einer Strasse von Luzern nach Bern[32] und einer postulierten Höhenroute aus dem Raum Herzogenbuchsee ins Oberland,[33] Oppligen, das an der direkten Verbindung des zähringischen Sitzes Burgdorf nach dem Oberland liegt usw. Bei Betrachtung der kartographischen Darstellung von Kläuis Zusammenstellung scheinen sich zwei Achsen abzuzeichnen (Abbildung 4): eine aus dem kleinburgundischen Raum ins Oberland und eine zweite gegen die Innerschweiz. Interessant ist, dass beiderorts am Oberlauf der Täler sich zwei reichsunmittelbare Territorien befanden, die auch naturräumlich viele Analogien aufweisen und deren Vogtei die Zähringer innehatten: die Länder Hasli und Uri. Dass die kleinburgundischen Adligen ihre Besitzungen nicht aufgaben, lässt vermuten, dass die beiden Übergangslinien über Grimsel–Griess und über den Gotthard wahrscheinlich als gleichwertig betrachtet wurden.

Wenn nun also diese «Verpflanzungspolitik» unter Umständen bereits ins erste Jahrtausend zurückreicht (s. oben), dann würde dies folgerichtig bedeuten, dass die Verbindungswege zwischen dem Jura und der Innerschweiz nicht erst in zähringischer, sondern schon in der hochburgundischen und sogar in der karolingischen Epoche eine gewichtige Rolle gespielt haben könnten. Obwohl quellenmässig schwierig zu belegen, gibt es doch einige Indizien für diese Hypothese. Das Patrozinium

der oben erwähnten langensteinischen Kirche in Kleinroth südlich von St. Urban war höchstwahrscheinlich Ulrich.[34] Ulrich könnte auch ein Leitname der Langensteiner gewesen sein;[35] einer der Stifter des Klosters St. Urban hiess so. Dar Name taucht ebenso bei den Erben und Nachfolgern der Langensteiner, bei den Grünenbergern, mehrmals auf.[36] Besteht hier eine Parallele oder sogar eine Beziehung zu den Fenisern, bei denen Ulrich ebenfalls ein Leitname war?[37] Damit wäre ein weiteres Indiz für Verbindungen der Feniser ins zentrale Mittelland und in die Innerschweiz gegeben.[38]

Auf die Beziehungen der Langensteiner in den Raum Luzern ist bereits oben hingewiesen worden. Dies ist umso mehr von Interesse, als auch eine Verwandtschaftsbeziehung zwischen den Fenisern und der Familie des unglücklichen Gegenkönigs Rudolfs von Rheinfelden angenommen worden ist.[39] May bringt Indizien für eine Hypothese, die Rheinfelder liessen sich ihrerseits auf die Sippe der Adalgoze oder Adalgozinger zurückführen, die seit dem späten 8. Jahrhundert (neben dem Gebiet des damaligen Thurgaus) im Oberaargau fassbar sind mit einem vermuteten Herrschaftszentrum in Herzogenbuchsee.[40] Im Gegensatz zu Flatt, der eine Enteignung der Adalgoze durch die Könige von Hochburgund und die Belehnung der Rheinfelder postuliert,[41] denkt May eher an eine politische Umorientierung der Oberaargauer Adelsgruppe während des hochburgundischen Vorstosses nach Westen im 10. Jahrhundert.[42] Im Zusammenhang mit der Herkunft der Langensteiner sind Mutmassungen interessant, die dieses Geschlecht ebenfalls in die Nähe des hochburgundischen Königshauses rücken.[43] Gehört es damit ebenfalls zu den Abkömmlingen der Adalgozinger? Diese waren unter anderem im Raum zwischen Herzogenbuchsee und Huttwil begütert, wie die vier Urkunden ihrer Schenkungen an die Martinskirche Rohrbach bzw. an das Kloster St. Gallen bestätigen, die sie zwischen den Jahren 795 und 886 tätigten.

Diese Besitzungen folgen genau der alten «via regia» von Luzern nach Solothurn. May zweifelt zwar daran, dass diese Route bereits in dieser frühen Zeit von Bedeutung war.[44] Die oben erwähnten Indizien für eine Gotthardpolitik der fränkischen Herrscher relativieren diese Ansicht jedoch. Wenn in die Argumentation einbezogen wird, dass Kirchengründungen ein wichtiges Element der Kolonisation darstellten, und dass die Rohrbacher Martinskirche zusammen mit anderen Kirchenbauten im

Langetental nach archäologischen Untersuchungen mindestens ins achte Jahrhundert zurückreicht,[45] kann man in Anlehnung an die Thesen von Küster[46] annehmen, dass mit dem Kirchenbau auch die mehr oder weniger ortsfeste Besiedlung ins Langetental vorstiess. Dies könnte sehr wohl als ein Hinweis auf eine gezielte merowingisch-karolingische Kolonisationspolitik entlang einer Verkehrsachse angesehen werden.

Als Schlussfolgerung bleibt, dass der Ursprung der genannten Adelsgeschlechter zwar im Dunkeln bleibt. Es gibt jedoch einige Hinweise, dass sie alle miteinander verwandt waren oder sogar aus einer einzigen Familie abstammen. Nämlich den Adalgozingern, die gerade dadurch ins Licht der Geschichte rücken, dass sie Güter an ein Reichskloster tradieren, die sich entlang eines für die spätere Zeit unbestrittenen Strassenzuges aufreihen. Die Bedeutung dieses Strassenzuges im Kontext einer möglichen fränkischen Gotthardpolitik und der Rolle als verkehrs- bzw. geopolitisches Bindeglied vom Gotthard nach Burgund wird wahrscheinlich noch unterschätzt. Auch die «Verpflanzungspolitik» von Adelsgeschlechtern – ob zähringisch, rheinfeldisch oder sogar hochburgundisch ist hier irrelevant – weist auf eine Klammer zwischen der Westschweiz und der Innerschweiz mit möglichem Ziel am Gotthard hin.

Wenn nun aber diese «via regia» von Solothurn nach Luzern so weit zurückreicht, so kann auch angenommen werden, dass als logische Fortsetzung nach Nordwesten eine Route über den Weissenstein geführt haben mag. Gestützt werden kann diese Hypothese unter anderem durch die Kirchenpatrozinien.

Anmerkungen

1 Jäggi C. 1996: Vom römischen Pantheon zur christlichen Kirche: 107. In: Furger A. (Hrsg.): Die Schweiz zwischen Antike und Mittelalter. Zürich.

2 Für Seeberg s. Gutscher D., Eggenberger P. 2000: Archäologische Grabungen in der Kirche Seeberg. In: Jahrbuch des Oberaargaus: 223 ff. Langenthal. In Herzogenbuchsee wird die Kirche 886 implizit erwähnt, s. dazu Flatt K. H. 1969: Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau: 11, 15. Langenthal. Die Kirche Rohrbach wird bereits 795 in der sattsam bekannten St. Galler Urkunde erwähnt, s. dazu Eggenberger P. et al. 1989: Rohrbach, reformierte Pfarrkirche. In: Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Bern. Für alle zusammenfassend s. Kuert S. 2001: Kirchen im Oberaargau. Herzogenbuchsee.

3 Zivilisation im Sinne von ortsfester Stadtkultur im Gegensatz zu nicht ortsfester Wechselwirtschaft, wie sie ausserhalb des römischen Reiches seit dem Neolithikum bestanden hat (s. Küster H. 1995: Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa: passim. München.).
4 Zur Rolle von kirchlichen Bauten bei der Kolonisation s. Küster 1995: 176. Er schreibt dort: «Entscheidend war die Gründung von Kirchen, die als dörfliche Kristallisationspunkte nicht mehr aufgegeben und verlassen werden durften.»
5 Küster bezeichnet alle Kulturformen ausserhalb einer ortsfesten Siedelweise und einer Schriftkultur als prähistorisch.
6 Küster H. 1998: Geschichte des Waldes: 110 f. München. Die eigentliche «Verdorfung» ist ein Prozess, der sich sogar erst im Hochmittelalter abspielt. S. dazu z.B. Schreg R. 2006: Die Archäologie des mittelalterlichen Dorfes in Süddeutschland. In: Siedlungsforschung 24. Bonn.
7 Historisches Lexikon der Schweiz (Internetversion): Stichwort Montignez.
8 Tanner R. P. 2007: Geopolitische Dynamik und Verkehr im Fürstbistum Basel von der Antike bis zum Eisenbahnbau: 128 ff. Geographica Bernensia G 76. Bern.
9 Historisches Lexikon der Schweiz (Internetversion): Stichwörter Grandval und Zuchwil.
10 Glauser F., Siegrist J. J. 1977: Die Luzerner Pfarreien und Landvogteien: 182 f. In: Luzerner Historische Veröffentlichungen 7. Luzern. Diese Ersterwähnung bzw. die Identifikation des Ortsnamens Zella mit Zell (LU) wurde jedoch verschiedentlich bestritten. Der Umstand, dass das Kloster Disentis den Kirchensatz von Zell bis ins 14. Jahrhundert besass und man den weiteren Verlauf der Handänderungen verfolgen kann, gibt der Identifikation aber eine gute Basis. Die Autoren vermuten die Gründung der Kirche erst durch das Kloster Disentis, begründen diese Annahme jedoch nicht, so dass zumindest nicht ausgeschlossen werden kann, dass die Kirche noch älter ist.
11 Glauser, Siegrist 1977: 152.
12 Tanner 2007.
13 Tanner R.P. 1997: Der Oberaargau als Transitland zwischen Lombardei und Nordwesteuropa?: passim. In: Jahrbuch des Oberaargaus. Langenthal.
14 Tanner 2007: 209 ff.
15 Tanner 1997.
16 Erst mit den Karten des 19. Jahrhunderts wird die Strasse von Gänsbrunnen nach Balsthal gleichwertig oder sogar höherwertig als die Weissensteinstrasse dargestellt (Tanner 2007: 155 ff. sowie 189 ff.).
17 Flatt 1969: 14.
18 Rébétez J.-C. 2002: L'intégration du chapitre et de la prévoté de Moutier-Grandval dans la seigneurie épiscopale: 136. In: La donation de 999 et l'histoire médiévale de l'ancien Évêché de Bâle. Porrentruy.
19 Man denke nur an die zahlreichen Hohlwegspuren zwischen Langenthal und Zell (LU). Gerade die auffällige Position der Burgstellen Langenstein und Grünenberg inmitten dieser Wegspuren sprechen für die Wichtigkeit dieser Verbindung. S. dazu Tanner R. P. 1986: Historische Verkehrswege zwischen Langeten und

Roth. In: Jahrbuch des Oberaargaus. Langenthal, und Tanner R. P. 1992: IVS Dokumentation 1128 Langenthal: BE 615 und BE 615 (passim). Lizentiatsarbeit unpubliziert.

20 Staatsarchiv Luzern, Akten 27/159 C-1. Porrentruy und Moutier gehörten während der Mediationszeit zu Frankreich.

21 Tanner 1992: LU 303 (1 f.).

22 S. dazu Tanner 2007: 33 ff. Aktuell ist in einem Projekt des Schweizerischen Nationalfonds unter Philippe Della Casa (Universität Zürich) der Nachweis gelungen, dass der Gotthardpass sogar schon zur Bronzezeit ein Handelsweg war. «Die Siedlungen Mött Chiaslasc in Airolo-Madrano im Süden des Gotthardgebiets und Flüeli in Amsteg im Norden verstärken unsere Annahme, dass der mittelalterliche Verlauf der Gotthardpassstrasse bereits in der Bronzezeit bestanden hat.» Schweizerischer Nationalfonds 2008: Horizonte 77: 16. Bern.

23 Gemeinde Untersteckholz zwischen Melchnau und St. Urban.

24 Jufer M. 1994: Die Freiherren von Langenstein-Grünenberg: 110. In: Jahrbuch des Oberaargaus. Langenthal.

25 Flatt 1969: 26, Jufer 1994: 133.

26 Flatt 1969: 204 ff.

27 Bickel A. 1982: Willisau: Geschichte von Stadt und Umland bis 1500: 146 ff. Luzerner historische Veröffentlichungen 15. Luzern.

28 Flatt 1969: 24.

29 S. Kläui P. 1959: Zähringische Politik zwischen Alpen und Jura: passim. In: Alemannisches Jahrbuch. Lahr.

30 Meyer W. 1990: 1291 – Die Geschichte: 142 f. Zürich.

31 Meyer 1990: 46.

32 Man kann davon ausgehen, dass beide Orte auch in vorstädtischer Zeit eine Bedeutung als Seehauptort bzw. Brückenort hatten.

33 IVS-Dokumentation 1128 1992: BE 602. Bern. Die Route weist unter anderem das gewaltige Wegbündel von Bollodingen auf.

34 Goll J. 1994: St. Urban. Baugeschichte und Baugestalt des mittelalterlichen Klosters: 170, Anm. 467. Archäologische Schriften Luzern 4/1994. Luzern.

35 Da nur gerade eine oder höchstens zwei Generationen dieses Geschlechts greifbar sind, kann dies nur vermutet werden.

36 Jufer 1994: Stammtafel. Der Name erscheint dort fünfmal.

37 Moser A. 1998: Der Amtsbezirk Erlach, der Amtsbezirk Nidau 1. Teil: 43. Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Landband II. Basel.

38 Gemäss Goll (1994: 170, Anm. 467) war Ulrich zu dieser Zeit ein beliebter Name beim Adel. D.h., auch dieses Indiz bleibt schwach.

39 Stettler B. 1964: Studien zur Geschichte des obern Aareraumes im Früh- und Hochmittelalter: 165, Anm. 222. In: Beiträge zur Thunergeschichte 2. Thun.; Flatt 1969: 15 f., May U. 1976: Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Siedlungs-, Personen- und Besitzgeschichte anhand der St. Galler Urkunden: 132 ff. In: Geist und Werk der Zeiten 46. Bern. Flatt erwähnt die Gemengelage der Huttwiler Güter der Feniser und der Rheinfelder und schliesst daraus auf eine Verwandt-

schaft, da offenbar beide Familien die Sippe der Adalgozinger, die vorher im Raum begütert waren (s. unten), beerbt hätten.

40 May 1976: 131 ff.

41 Flatt 1969: 17.

42 May 1976: 133 f.

43 Lang B. 1975: Untersuchungen über die Herkunft des welfischen Königshauses von Hochburgund sowie der Freiherren von Langenstein und Grünenberg als dessen Nachkommen, zitiert in Jufer 1994: 112.

44 May 1976: 99. Er bezieht sich hier auf ein Referat von Robert Kappeler, das dieser 1962 vor der Jahrbuchvereinigung Oberaargau gehalten hat.

45 Eggenberger P., Rast M. 1984: Archäologische Ausgrabungen in der Pfarrkirche von Rohrbach: 248. In: Jahrbuch des Oberaargaus. Langenthal sowie Kuert S. 1994: 1200 Jahre Madiswil: 42. Langenthal.

46 Küster 1995: 176.

Eine «glückliche» Hinrichtung in Wangen am 12. November 1765

Hans Locher

Vor einiger Zeit hatte mir Familie Gygax-Aeschbacher im Ober-Schnerzenbach, Gemeinde Ochlenberg, eine Tasche voller Dokumente aus dem 18. Jahrhundert ausgehändigt. Dabei erzählte sie mir, dass sie einen Schrank, hergestellt im Jahre 1780 und seither im Familienbesitz, auffrischen lassen wollte. Der beigezogene Restaurateur entdeckte im wertvollen Möbelstück ein Geheimfach, das niemandem der Besitzerfamilie bekannt war. Darin befanden sich die erwähnten Schriftstücke. Nun war das Interesse geweckt, zu erfahren, welche Inhalte die alten Dokumente bargen. Ich wurde gebeten, bei der Aufdeckung der unbekannten Sachverhalte behilflich zu sein.
Unter den zur Verfügung stehenden Schriftstücken befanden sich 31 quittierte Rechnungen aus dem Jahre 1765, die sich alle auf das gleiche Ereignis bezogen. Eine der Zahlungsforderungen stammte von Landvogt Hackbrett zu Aarwangen. Dem Conto entnahm ich:

Nov. 11.	*Der Maleficantin den Lebens-Abspruch ertheilen, für daherige Vacationen in Wangen*	*5 Kr. 15 Bz.*
Nov. 12.	*Das Bluth-Gericht zu authorisieren und der Execution beiwohnen*	*5 Kr. 15 Bz.*
Nov. 12.	*Die Scharpf-Richterlich glückliche Vollziehung der Hochoberkeitl.n Todes-Urtheil an Meghhl.rn einzuberichten*	*15 Bz.*

Damit stellten sich Fragen über Fragen, die ich in der folgenden Arbeit zu beantworten versuchte. Dazu verwendete ich die obgenannten Quellen, vor allem aber die im Staatsarchiv Bern aufbewahrten Dokumente zum gesuchten Sachverhalt und verschiedene Grundlagen zur Gemeinde Seeberg, denn bald einmal hatte ich festgestellt, dass die gefundenen

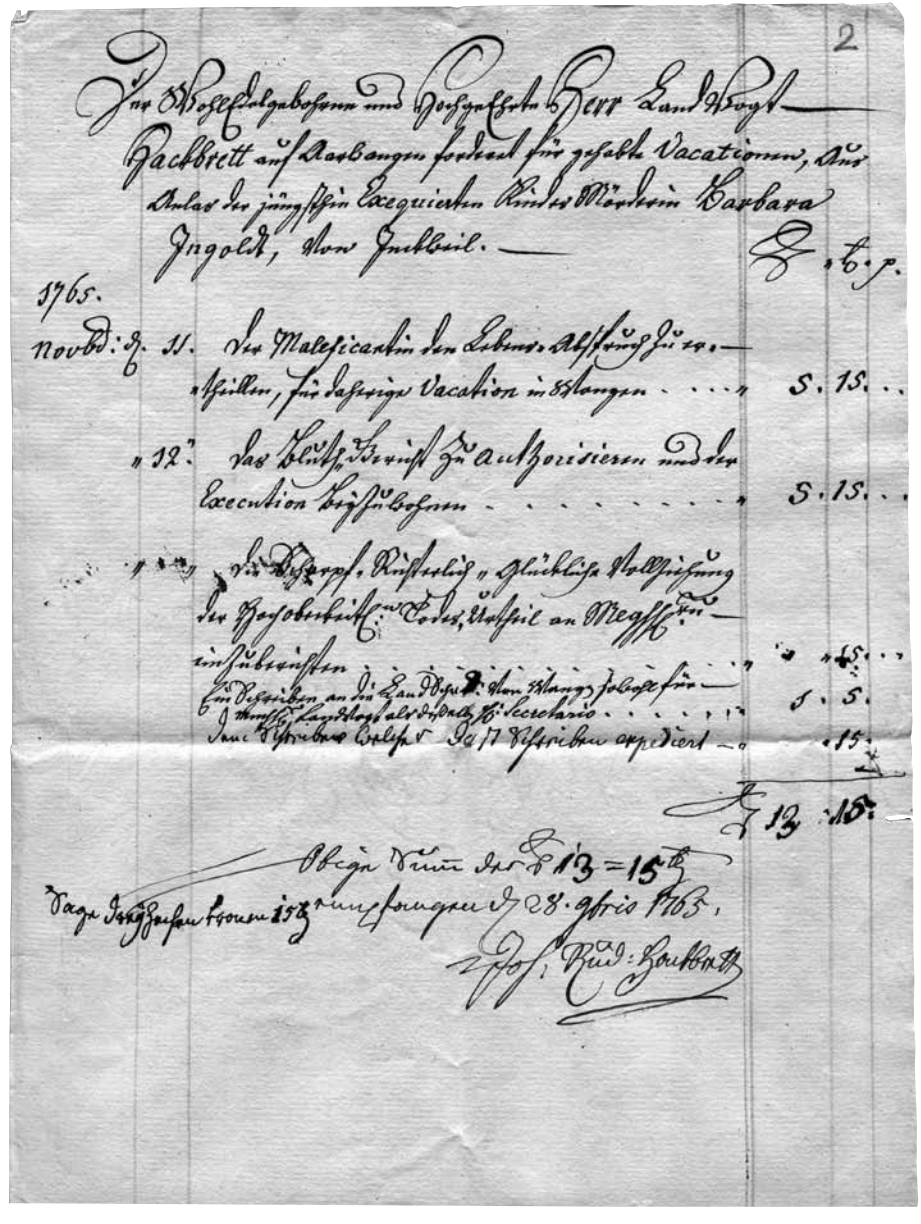
Geheimschubladen mit den unbekannten Dokumenten aus dem Jahre 1765.
Foto Daniel Schärer

Schriften Menschen betrafen, die in der Kirchgemeinde Seeberg gewohnt hatten.
Zu Beginn der Arbeit war es mir ein Anliegen, einen möglichst guten Einblick in die Lebensumstände der betroffenen Personen zu erhalten. Leider waren die vorhandenen Quellen nicht sehr ergiebig. Trotzdem hoffe ich, dass der erste Abschnitt zum besseren Verständnis des aufwühlenden Geschehens beitragen möge.

Die Bewohner des Weilers Loch

Im Weiler Loch, gelegen zwischen der Hochschwand (Oschwand) und Juchten im Gebiet der Kirchgemeinde Seeberg, gab es im 18. Jahrhundert drei grössere Höfe. Alle waren im Besitz von Leuten mit dem Familiennamen Bögli. Die beiden unteren, nahe beisammen liegenden Güter wurden von den Brüdern Andreas und Hans Bögli bewirtschaftet. Der kleinere Betrieb gehörte dem ledigen Andreas. Dieser hatte den verheirateten Knecht Hans Schneeberger von Ochlenberg angestellt. Dessen Frau besorgte den Haushalt für die beiden Männer.
Der andere, umfangreichere Hof war um 1750 im Besitz von Hans Bögli. Dieser war seit drei Jahren mit Anna Kaderli von Utzenstorf verheiratet.

Kostenforderung des Landvogts Hackbrett zu Aarwangen für seine Bemühungen anlässlich der Hinrichtung in Wangen um 1765



2

Ihr Wohlfelgebohrn und Hochgeachter Herr Landvogt Hackbrett auf Aarbangen fordert für gehabte Vacationen, auf Anlas der jüngsthin Exequierten Kindes-Mörderin Barbara Ingold, laut Inhalt. —

1765.

Novbr: d. 11. Der Maleficantin den Lebens-Abstrafungs-Urtheilen, für dasjenige Vacation in Wangen . . . . 5. 15. . .

„ 12. Das Blutschwerdt zu authorisieren und der Execution beizuwohnen . . . . . 5. 15. . .

„ 13. Die Oberpol. Rechtliche „ Glückliche Vollziehung der Hochobrkeitl. Todes-Urtheil an Meggi. — einzubringen . . . . 5. 5. . .

Ein Schreiben an die Landvogtl. Wangen gelegt für — 5. 5.

Dem Herrn Landvogt als dieselbe Secretario . . . . . 5. 5.

Dem Schreiber Belohnung da 17 Schreiben expediert — „ 15.

13. 15.

Obige Summe der 13 = 15 ℔

Dage Dessen Frouen 15 ℔ empfangen d. 28. April 1765.

Joh. Rud. Hackbrett

Leider war das erstgeborene Kind Hans schon bald nach der Geburt gestorben. In den Jahren von 1750 bis 1759 wurden den Eheleuten die Kinder Anna, Hans-Jakob, Verena, Barbara und Elisabeth geschenkt. Das Familienglück wurde jäh unterbrochen durch den Tod der allseits beliebten Frau im Oktober 1759. Sie hatte die Folgen der schweren Geburt nicht überstanden. Auch um die kleine Elisabeth stand es schlecht. Sie wurde am Tag der Beerdigung ihrer Mutter getauft, denn man befürchtete das Schlimmste. Ein Verwandter von Hans Bögli sorgte dafür, dass die ledige Schwester seiner Ehefrau die vielfältigen Aufgaben der Verstorbenen übernahm. Es war dies die noch junge Barbara Ingold von Inkwil. Sie musste ihre Pflichten sehr ernst genommen haben. Jedenfalls gelang es ihr, das jüngste Mädchen am Leben zu erhalten. Der reiche Hans Bögli hatte Glück mit seiner Magd. Er konnte sie selbständig wirtschaften lassen. Aber auch der Knecht Andreas Friedli von Juchten und der Köhler Urs Suter aus Deitingen arbeiteten tüchtig auf dem Betrieb mit. So blieb dem beliebten Bauer auch Zeit, verschiedene Ehrenämter zu versehen. Vor allem amtete er als angesehener Chorrichter der Kirchgemeinde Seeberg.

Aus Emanuel Friedli: Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, Band Aarwangen, 1925

Das Unheil naht

Anfang Februar 1765 kündigte Barbara Ingold hinter dem Ofen ihrem Arbeitgeber an, dass sie schwanger sei. Hans Bögli wusste genau, dass er der Vater dieses werdenden Kindes sein könnte, stritt das aber ab mit dem Hinweis, dass noch andere Männer unter dem gleichen Dach schliefen. Ihm war als Chorrichter bewusst, welche Schande über sein Haus hereinzubrechen drohte. Eine Heirat kam für den verwitweten Mann nicht in Frage, denn dies hätte weit unter seiner Würde gestanden und wäre als Untreue gegenüber seiner verstorbenen Frau nicht gebilligt worden. Also musste die Angelegenheit unter allen Umständen unbemerkt bleiben. Nur so könnte er seine Ehre nach aussen wahren.

Noch schlimmer stand die Sache für Barbara Ingold. Ihr unerwünschtes Kind konnte sie auf die Dauer nicht verbergen. Den Namen des Vaters verschweigen und dafür Geld annehmen, war für sie keine Lösung. Wollte Bögli seinen bisherigen guten Ruf behalten, musste er seine Magd verstossen. Wo diese auch hinkäme, würde ihr sittliche Verdorbenheit vorgehalten und sie würde gemieden. Der werdenden Mutter war klar, dass sie kaum mehr einen anständigen Arbeitsplatz finden konnte. Niemand wollte eine ehrlose Person unter seinem Dach haben und, nach damaliger Ansicht, selber an der Seele Schaden nehmen.

Im 18. Jahrhundert war die grosse Not der ledigen Mütter eine Folge der übertrieben strengen Sittengesetze. Die Obrigkeit Berns fühlte sich verpflichtet, über die Sittlichkeit ihres Volkes zu wachen. Diese Aufgabe hatte vor allem die Kirche zu übernehmen. Oft wurden auch geringe Übertretungen der zum Teil kleinlichen Vorschriften dem Sittengericht der Kirchgemeinde gemeldet und danach von den Chorrichtern streng bestraft. Dazu gehörten zum Beispiel Verbote zu rauchen, zu trinken, zu tanzen usw. Die Leute fühlten sich überfordert. Heuchelei, Unehrlichkeit, Bespitzelungen und Denunziationen waren die Folgen davon. Grobe sittliche Verfehlungen wurden zur Abschreckung hart geahndet. Hinrichtungen, deren Begründungen in den Folgen des ausserehelichen Geschlechtsverkehrs zu finden waren, wurden im Staate Bern bis 1827 durchgeführt. In Wangen fand die letzte Enthauptung wegen Kindstötung durch eine ledige Mutter am 20. April 1822 statt.

Welches Schicksal wartete der geplagten Barbara Ingold unter den vor-

genannten Umständen und in fast aussichtsloser Lage? Gerade weil sie eine tüchtige, verehrte, aber halt nur als Magd tätige Person war, mussten sie die damaligen Gegebenheiten besonders hart treffen. In der von Angst und Verzweiflung geprägten Situation hoffte die Schwangere auf eine Totgeburt. Diese könnte am ehesten verheimlicht werden.

Etwas stimmte nicht

Im Sommer 1765 entdeckten Schneebergers, die Familie des Knechtes bei Andreas Bögli, dass die Magd des Nachbarn ein Kind erwartete. Wer wohl der Vater sein könnte? Am 29. September, einem Sonntag, gebar Barbara in aller Heimlichkeit ein gesundes Mädchen. Schon am folgenden Tag bemerkte Frau Schneeberger die geschehene Niederkunft im Nachbarhaus. Vom Neugeborenen fehlte aber jede Spur. Das Ehepaar Schneeberger ahnte Schlimmes. Die beiden entschieden sich, den Vorfall dem Pfarrer zu melden. So konnten sie einer eventuellen Anschuldigung wegen Hehlerei vorbeugen. Hans Schneeberger entschloss sich, nicht den zuständigen Pfarrer Spengler in Seeberg aufzusuchen, sondern den ihm von der Unterweisung her bekannten Geistlichen von Herzogenbuchsee. Trotz schlechtem Wetter marschierte er am 1. Oktober nach Buchsi, wo er nur den Vikar Gysi antraf. Diesem erzählte er, was er zu wissen glaubte. Der eifrige Geistliche meldete das Gehörte unverzüglich dem Landvogt von Graffenried in Wangen.

Die rasche Abklärung

Nachdem der Landvogt nach Anhörung des Vikars überzeugt war, dass eine Kindstötung vorliegen könnte, handelte er rasch:
3. Oktober. Auf Befehl des Landvogts mussten Gerichtsweibel Samuel Rikli, die beiden Gerichtssässen Sollberger und Christen und Tagwächter Spar von Herzogenbuchsee den Hans Bögli, die Magd Barbara Ingold und den Knecht Andreas Friedli im Loch verhaften und ins Schloss Wangen bringen.
4. Oktober. Gerichtssäss Sollberger führte das Ehepaar Schneeberger, Andreas Bögli und Köhler Suter zur Befragung nach Wangen. In der

Die beiden unteren Höfe im «Loch». Foto Urs Zaugg (2008)

Zwischenzeit verhörte der Landvogt die Inhaftierten mehrmals. Diese stritten zunächst jegliche Schuldzuweisung ab. Barbara bekannte sich schliesslich zu einer Totgeburt, wollte aber nicht verraten, wo das Neugeborene versteckt wurde.

5. Oktober. Landvogt von Graffenried beorderte die Gerichtssässen Tschumi und Christen sowie den Tagwächter Spar nach Loch, wo sie unter Mithilfe von Hans Schneeberger das tote Kind suchen mussten. Am Nachmittag hatten sie Erfolg. Tschumi brachte den kleinen Leichnam nach Wangen. Nachdem er dort eingetroffen war, wurden sofort Dr. Kopp, Chirurgo Howald und zwei Hebammen ins Schloss geholt mit dem Auftrag, den Leichnam zu visitieren. Die Untersuchung ergab, dass es sich um eine fertig ausgetragene Leibesfrucht handelte, die gesund auf die Welt gekommen war, danach aber getötet wurde.

An diesem Tag fanden auch zwei Konfrontationen statt zwischen Barbara Ingold und Hans Bögli. Dieser stritt jeden fleischlichen Umgang mit der Ingold ab und beteuerte, nichts von der Schwangerschaft gewusst zu haben. Das glaubte aber der Landvogt dem fünffachen Vater nicht. Barbara äusserte sich nicht zu den gehörten Behauptungen. Wahrscheinlich hatte der reiche Bauer ihr Schweigegeld versprochen.

6. Oktober. Schneebergers erhielten vom Landschreiber die Nachricht von der Tötung des Kindes. Sie waren erleichtert, ihre Vermutung als Wahrheit bestätigt zu erhalten. Den Sachverhalt meldete Hans sofort dem Vikar Gysi. Dem Bögli wurde nun das tote Kind gezeigt, um ihn vom begangenen Mord zu überzeugen. Er stritt dies nicht ab, hielt aber fest, dass er damit nichts zu tun hatte. Die letztgenannte Äusserung bestätigte seine Magd. Bögli gab nun seine mögliche Vaterschaft zu.

Köhler Suter wurde nochmals zu einem Verhör aufgeboten, weil die Angeklagte bezeugt hatte, nur Bögli käme als Vater ihres Kindes in Frage. Von den beiden im gleichen Haushalt lebenden Männern sei sie nie belästigt worden. Als ihr das tote Mädchen vorgezeigt wurde, gestand die Mutter, sie habe das Neugeborene in ihrer Verzweiflung und grossen Not gewürgt und so den Tod herbeigeführt. Darauf gestand auch Bögli, dass er oft und viel die Ingold beschlafen hatte. Damit waren auch die Aussagen von Friedli und Suter und deren Unschuld mit grosser Sicherheit bestätigt.

7. Oktober. Die Pfarrherren von Thunstetten, Bleienbach, Lotzwil, Aarwangen, Niederbipp, Langenthal, Ursenbach, Walterswil, Koppigen, Seeberg, Wangen und Herzogenbuchsee sowie der dortige Vikar wurden auf diesen Tag nach Wangen aufgeboten. Nicht alle konnten erscheinen. Der Landvogt eröffnete den Anwesenden die geschehene Kindstötung. Sobald das Urteil der Hohen Kriminalkommission vorläge, das könnte etwa in einem Monat der Fall sein, würde die Sünderin nach geltendem Recht hingerichtet. Die Pfarrherren besprachen nun, wie die vorgeschriebene täglich zweimalige Unterweisung der Mörderin, deren Betreuung und Begleitung bis zur Hinrichtung zu geschehen hatte.

10. Oktober. Im Ratsmanual der Stadt Bern wurde eingeschrieben, dass der Landvogt von Wangen eine Criminal-Procedur eingesandt hatte. Mittels Zedel wurde die Kriminalkommission freundlich gebeten, den Fall der Kindsmörderin Barbara Ingold von Inkwil, und Hans Bögli, Chor-

Franz Ludwig von Graffenried, 1762–1768 Landvogt zu Wangen, Hüftbild, Künstler unbekannt. Foto Burgerbibliothek Bern

richter von Loch, zu prüfen und ihr Gutachten dem Hohen Rat zu unterbreiten.
12. Oktober. Der Leichnam ihres Kindes wurde der an Leib und Seele leidenden Täterin nochmals gezeigt und dann zum Begräbnis freigegeben. Der Sigrist von Wangen läutete zu Ehren des bedauernswerten Kindes die Totenglocke und bestattete hernach den Leichnam.
13. Oktober. Das Kindlein kam nicht zur Ruhe. Es musste auf Befehl des Landvogtes nochmals ausgegraben werden, weil wahrscheinlich die Spuren der Erdrosselung genauer beschrieben werden mussten. Gleichentags, es war wieder ein Sonntag, wurde das Kind zur endgültigen Ruhe gebettet.
Erstaunlich ist, wie die Abklärungen sich zeitlich rasch folgten, trotz der langen Wege, die von den Beauftragten zu Fuss oder mit dem Pferd zurückgelegt werden mussten. Heute wäre es auch kaum mehr möglich, aussenstehende Leute so kurzfristig einzusetzen.

Das bange Warten

Die fortan nur noch als Mörderin genannte Barbara Ingold erkrankte. Sie wurde deshalb von den beiden Frauen Maria und Verena Schorer von Wangen gewartet. Dr. Kopp von Wiedlisbach und Schärer Howald von Wangen besuchten die Kranke mehrmals und versorgten sie mit Medikamenten. Die Sünderin wurde auch täglich zweimal von verschiedenen Geistlichen unterwiesen. Hans Bögli und Andreas Friedli blieben inhaftiert. Für den Knecht wurde vom Rat zu Bern eine Freilassungsorder erwartet. Am Montag, den 30. Oktober, erhielt der Landvogt das erhoffte Schreiben. Der Hohe Rat befand, dass keine Ursache bestände, Andreas Friedli länger in Haft zu halten, da weder Verdacht noch Belästigung bei ihm anständen und er nichts mit dem Kindsmord zu tun hatte. Also sei er sofort auf freien Fuss zu setzen. Der Landvogt tat dies noch am gleichen Tag und händigte dem Mann ein so genanntes *Ehrbewahrnuss* aus. Das war eine Bestätigung der schuldlos durchgestandenen Gefangenschaft. Im Verlaufe des Oktobers 1765 wurde der ganze Besitz von Hans Bögli durch Amtsleute inventarisiert. Daraus ergab sich, dass dem Angeklagten bei einem Schuldspruch viele Kosten der Procedur überwälzt werden konnten.

Unterschiedlich harte Urteile

Am 4. November behandelte die *Criminal-Commission* von Bern den Fall Ingold-Bögli anhand des vorliegenden Untersuchungsberichtes von Landvogt von Graffenried. Barbara Ingold wurden mehrere Verfehlungen zur Last gelegt. Die schlimmste war, dass die Übeltäterin ihr lebendgeborenes Mädchen sofort erdrosselt und dies zuerst abgestritten hatte. Die Kommission fällte deshalb folgendes Urteil:
Da nun die Barb. Ingold sich des Mordes ihres Kindes auf eine solche strafbare Weise schuldig gemacht, so können wir mitauch das Richterliche Schwärt zu ergreifen des Kinds vergossene Blut an der Mutter zu rächen und diese Blutschuld zu tilgen. Es ist demnach unser Wille und Befehl, dass nachdeme die Barb. Ingold in Sachen ihres Heils sorgfältig und gründl. wird unterweisen, sie nach üblichen Formalitäten dem Scharpfrichter übergeben, gebunden, auf die Richtstatt geführt und alda nach beschehner Empfehlung ihrer teuren Seele in die Hände ihres erbarmenden Erlösers, mit dem Schwärt vom Leben zum Tod hingerichtet, der entseelte Körper dann an dem verschmähten Orth verscharret wird, ihr Guthaben, wenn sie jeh solches besitzen thäte, uns anheim gefallen sein solle. Welch gerechtes Urtheil Ihr an dieser Armensünderin vollziehen lassen werdet.
Danach wurden auch die Verfehlungen des Hans Bögli angehört, wie sie im vorliegenden Bericht aufgezeichnet waren. Die Kommissionsmitglieder stellten fest, dass der Chorrichter Bögli unverantwortlich gehandelt hatte. Die Leugnung des häufigen fleischlichen Umganges mit der Ingold und von der Schwangerschaft nichts gewusst zu haben, seien ein Anteil zur unseligen Tat der jungen Frau. Als Christ und ehrwürdiger Chorrichter wäre es seine Pflicht gewesen, sich von Anfang an als Vater des Kindes zu bekennen. Er hätte dadurch wohl seine eigene Schande aufgedeckt, aber auch den Tod zweier Menschen verhütet. Das Urteil lautete für Bögli:
Da aber seine betrübliche Nachlässigkeit und Stillschweigen ihn allerdings strafbar macht, ist unser Wille, dass derselbe zu Abtrag aller dieser Procedur halb ergangene Kosten verfelt, ausserdem seine aufgehabten Ehrenstellen von nun an entsteht und auf zwei Jahre lang aus unserm Immediat-Landen bannisiert sein solle. Vor der Antretung der Bannisation aber werdet Ihr diesen Bögli vor dem Chorgericht seiner Gemeinde

und unter Eurem Crosidio, eine auf den Umstand passende Censur auf die kräftigste Weise ertheilen und sonst alles auf obigem Fuss exequiren wissen.

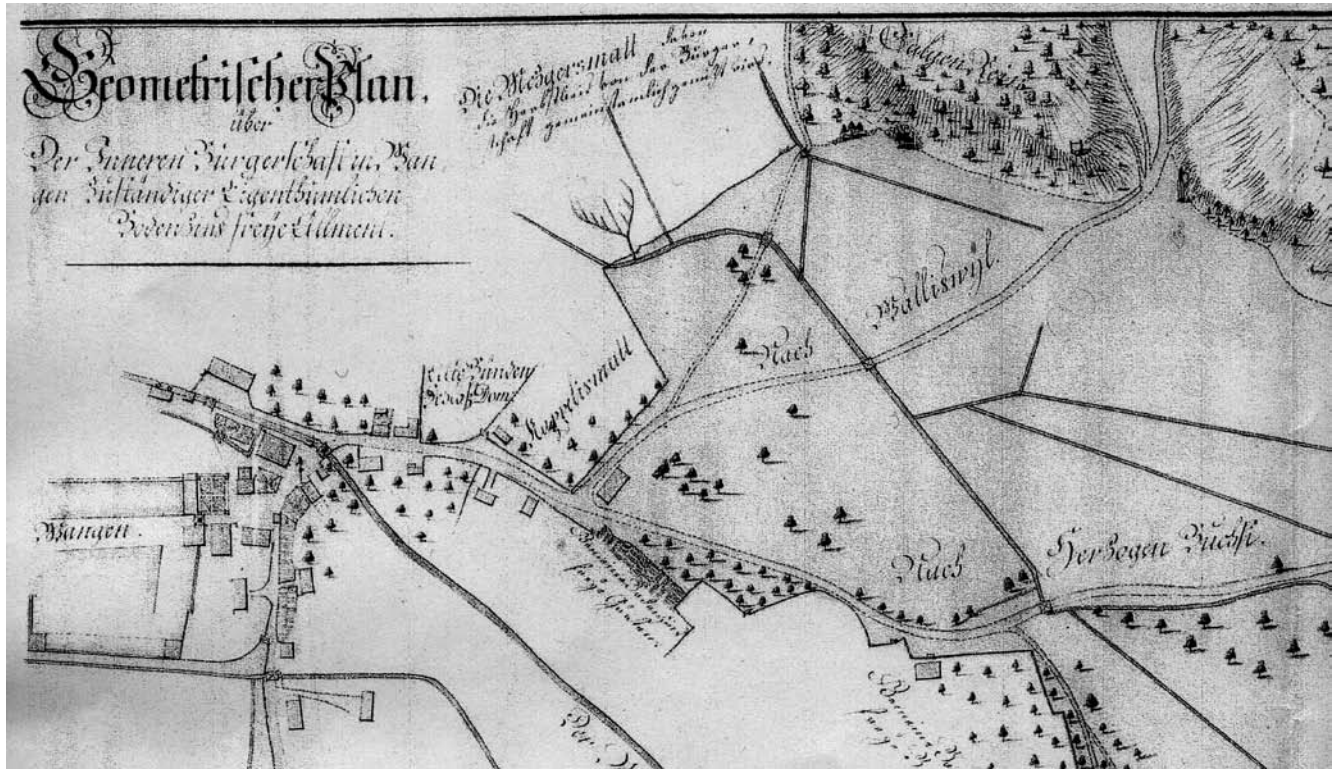
Am gleichen Tag wurden die zwei Schuldsprüche vom Hohen Rat genehmigt und weitergeleitet nach Wangen.

Die beiden Urteile zeigen, wie übertrieben hart sittliche Vergehen zur damaligen Zeit bestraft wurden. Die regierende Oberschicht konnte oder wollte nicht merken, wie ihre moralistische Gesetzgebung und deren Handhabung beim Volk Zustände schufen, die zu Ausweglosigkeiten und schlimmen Schicksalen führen konnten. Wen wunderts, dass der Selbstmord von schwangeren Frauen ledigen Standes nicht selten als einzige Fluchtmöglichkeit vor einem unwürdigen Leben gesehen wurde! Von mitschuldigen Männern war kaum die Rede. Nur aus dem im 18. Jahrhundert herrschenden Zeitgeist heraus ist zu verstehen, wenn der Hohe Rat einhellig beschloss, das aus damaliger Sicht gerechte «Urtheil» zu vollziehen. Der Unterschied der Wertschätzung und Schuldzuweisung zwischen Mann und Frau ist auch in Gerichtsurteilen klar zu erkennen.

Die «glückliche» Hinrichtung

Hektische Betriebsamkeiten im Schloss Wangen wiesen darauf hin, dass am 6. November die Urteile der Kriminalkommission eingetroffen waren. Aus welchen Gründen der Landvogt die Hinrichtung schon auf den 12. November ansetzte, einem Zeitpunkt, da er ortsabwesend war, ist nicht belegbar. Jedenfalls bat er Landvogt Hackbrett zu Aarwangen mit einem Schreiben, während seiner Abwesenheit die Statthalterschaft zu übernehmen.

Die Vorbereitungen für die Enthauptung waren aufwändig. In aller Eile musste Weibel Rikli, unterstützt von Hilfskräften, die schriftlichen Befehle, Aufgebote und Anordnungen des Landvogtes den benötigten Leuten überbringen. Die Richtstätte am Nordhang des Gensberges, heute noch Galgenhubel genannt, wurde gereinigt. Hernach stellte Werkmeister Hartmann von Wangen das *Echafaut* und die Schranken auf. Die Pfarrherren hatten zu bestimmen, wer vor der Hinrichtung die Standpredigt halten sollte. Leutnant Tanner, zwei Wachtmeister, vier



Flurplan von Wangen, 1793, mit dem Weg vom Städtchen zur Richtstätte (oben rechts). Archiv Heinrich Rikli

Korporale und 34 bewaffnete Füsiliere hatten den Aufzug zum Schafott zu begleiten und der *Execution* beizuwohnen. Weiter wurde Scharfrichter Stuber von Bern aufgeboten, begleitet von einem Weibel. Nicht fehlen durften auch ein berittener Feldweibel mit fünf Kavalleristen. Am Tage vor der Hinrichtung erteilte Landvogt Hackbrett von Aarwangen Barbara Ingold den Lebensabspruch im Beisein des Geistlichen von Wangen, der eine *Buss-, Trost- und Vermahnungsred* halten musste. Danach wurde Hans Bögli eröffnet, dass er in Seeberg öffentlich censuriert würde. Während der Nacht vor der Enthauptung wurde die arme Sünderin durch die Pfarrherren von Ursenbach, Walterswil, Koppigen und Vikar Gysi betreut und auf den Tod vorbereitet.

Am Dienstagmorgen, den 12. November 1765, setzte sich der Zug mit der Verurteilten zu ihrem schweren Gang in Bewegung, angeführt von den Reitern, Landvogt Hackbrett, Landschreiber Morell und den Pfarrherren von Niederbipp und Bleienbach. Sicher schlossen sich auch Schaulustige dem Zug an. Der ungefähr ein Kilometer lange Weg führte

vom Schloss durch das Städtchen Wangen den Galgenrain hinauf zum Richtplatz. Dort angelangt, hielt der Geistliche von Niederbipp auf dem Richtstuhl die Standrede, eine Rechfertigung der Hinrichtung und Mahnung an die Umstehenden. Dann wurde die Seele der armen Sünderin dem Erlöser anbefohlen. Sofort waltete nun *Scharpfrichter* Stuber seines Amtes. Die Enthauptung mit dem Schwert schilderte Landvogt Hackbrett in seinem Bericht an den Hohen Rat als *glückliche* Hinrichtung. Gemeint hatte der Schreiber damit, dass diese mit einem Schwertstreich gelungen war. Der Scharfrichter verscharrte den entseelten Leib in der Nähe der Richtstätte. Einer Mörderin blieb der Friedhof verschlossen. Zum Abschluss waren die Aufgebotenen zum Mittagessen in den Gasthäusern Krone und Rössli in Wangen geladen.

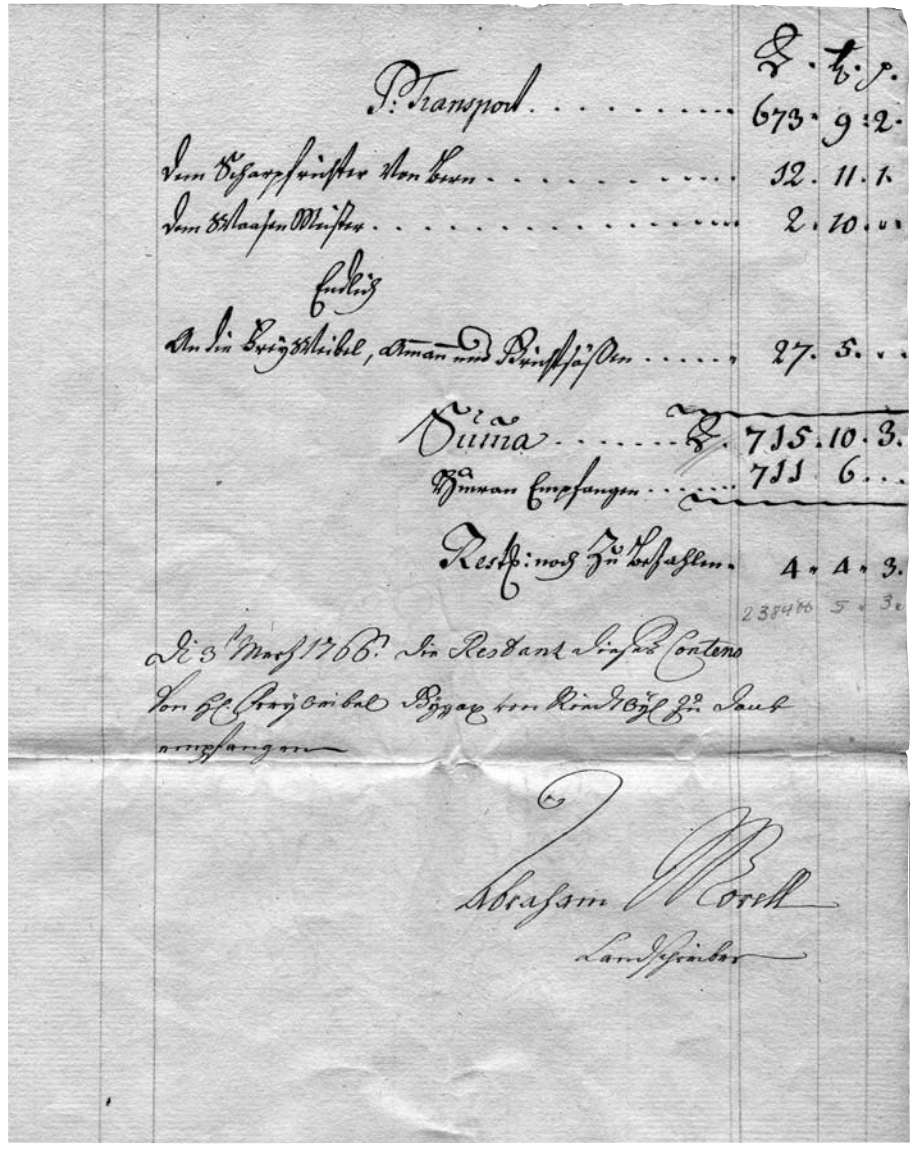
Was weiter geschah

Landvogt Hackbrett zeigte Herz. Bevor er seine Stellvertretung abtrat, kümmerte er sich um die verwitwete Mutter von Barbara. Das der Verstorbenen geschuldete Lohnguthaben und deren weiteres Eigentum wurden unter Aufsicht des Freiweibels Gygax von Riedtwil den Angehörigen der Hingerichteten zurückgegeben. Landvogt Hackbrett setzte sich also über die letzte Anordnung im Todesurteil hinweg.
Hans Bögli wurde am 24. November nach Seeberg geführt. In der Kirche hielt Pfarrer Spengler vor versammelter Dorfbevölkerung eine *expressne* (ausdrucksstarke) Predigt zu dem aussergewöhnlichen Anlass. Danach erfolgte die Urteilsverkündung, wie sie vom Hohen Rat genehmigt worden war. Dem Täter wurde nun wieder durch Landvogt von Graffenried von Wangen vor *hiesiger Ehrbarkeit die Obrigkeitliche Censur anbefohlen. S*ie beinhaltete:

– Zwei Jahre Verbannung aus dem Gebiet der Republik Bern
– Bezahlung sämtlicher Kosten, die im Zusammenhang mit der Hinrichtung von Barbara Ingold anfielen (Diese betrugen 715 Kronen, 10 Batzen und 3 Kreuzer. Zu damaliger Zeit hätte man mit der genannten Summe über 20 gute Pferde kaufen können.)
– Abtretung aller Ehrenämter

Die Besitzerfamilie Gygax
auf dem Hof Oberschnerzenbach,
um 1930.

Letzte Seite der Kostenzusammenstellung sämtlicher Aufwendungen für das Gerichtsverfahren und der weiteren Bemühungen, erstellt durch Landschreiber Morell in Wangen, Dezember 1765.



	L.	t.	d.
P. Transport	673	9	2
Dem Scharfrichter von Bern	12	11	1
Dem Glaser Meister	2	10	
Endlich			
An die Zeugen Gebühr, Atzung und Schuhsohlen	27	5	
Sua	L. 715	10	3
Hiran empfangen	711	6	
Restl: noch zu bezahlen	4	4	3

238476 5 3

Den 3 March 1766. Im Restant dieses Contens von Hr. Zeugschreiber Bysaz von Kindbezahlung Deut empfangen

Abraham Morell
Landschreiber

Das war eine schmachvolle Erniedrigung für den bis anhin geachteten Chorrichter. Auf Beschluss des Chorgerichts von Seeberg wurden die fünf Kinder Böglis unter Vormundschaft gestellt. Als Hauptvogt wirkte Peter Gygax von Schnerzenbach. Niklaus Affolter von Riedtwil amtete als zweiter Vogt. Beide waren mit Schwestern des Gebannten verheiratet.

Peter Gygax gab das Heimwesen im Loch vom 26. Februar 1766 bis zu selbigem Datum im Jahre 1768 seinem Sohn Joseph in Lehen. Das Einverständnis zu diesem Acord gaben der Beivogt und Gerichtssäss Niklaus Affolter, Freiweibel Gygax, Chorrichter Hans Jakob Kummer und Bannwart Hans Lüdi. Im Vertrag wurde festgehalten, was der frisch verheiratete Lehensmann an Gebäuden, Geräten, Pflichten und Rechten zu übernehmen hatte, aber auch, was er kaufen musste an Tieren und Waren. Das junge Ehepaar verpflichtete sich, die älteste Tochter und den Sohn von Hans Bögli an den Tisch zu nehmen und ordentlich zu erhalten. Die drei weiteren Kinder wurden für die Zeit der Verbannung ihres Vaters, der im Februar 1768 auf seinen Hof zurückkehrte, von Verwandten aufgenommen. Peter Gygax war ein überaus fürsorglicher Vormund für die Kinder und gewissenhafter Verwalter des ihm anvertrauten Vermögens von Bögli. Auch für die rasche Tilgung der hohen Schuld seines verurteilten Schwagers fühlte sich Peter Gygax verantwortlich und sorgte dafür, dass der in dieser Sache vom Landvogt beauftragte Freiweibel Gygax das benötigte Bargeld erhielt. Am Schluss der betreffenden Kostenzusammenstellung ist zu lesen:

Den 3. Merz 1766. Die Restanz dieses Contens von Hl. Freyweibel Gygax von Riedtwyl zu Dank empfangen.
Abraham Morell, Landschreiber

Damit ist auch die Frage beantwortet, weshalb die quittierten Rechnungen für die gesamten Kosten der Hinrichtung einer jungen Frau im Jahre 1765 in den Besitz der Familie Gygax in Oberschnerzenbach kamen. Die Angehörigen der Familie Bögli im Loch konnten durch das vorbildliche Walten des tüchtigen Bauern Peter Gygax wohltuende Hoffnung auf ein geordnetes Leben schöpfen.

Dank

Grossen Dank für alle Unterstützungen und nützlichen Hinweise an: Familie Gygax, Ober-Schnerzenbach, Walter Ischi und Urs Zaugg, Oschwand, die Redaktion des Jahrbuches, das Personal des Staatsarchivs Bern und alle weiteren Personen, die zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben.

Quellen und Literatur

Staatsarchiv Bern:
Ratsmanual der Stadt Bern, September bis Dezember 1765
Criminal-Manual der Stadt Bern, 1763–1767
Criminal-Procedur von Landvogt von Graffenried, Oktober 1765
Kirchenbücher von Seeberg (K 3, K 4, K 14)

Fam. Gygax, Schnerzenbach:
Gerichtsrechnungen von 1765
Kostenzusammenstellung 1765 von Landschreiber Morell
Vogtsrechnung (Vormundschaft) 1766–1768
Lehensvertrag für den Hof von Hans Bögli 1766

Kirchgemeinde Seeberg
Chorgerichtsmanual 1765
Liegenschaftsrodel bis 1850

Richard Feller, Geschichte Berns, Bern, Frankfurt a.M. 1974, Band 3
Anne-Marie Dubler, Die Freiweibel im Oberaargau, Jahrbuch des Oberaargaus, Langenthal 2000, S. 71–94

Franzosen oder Gugler?

Zur Sage von der Herzogenbuchseeglocke

Hans Balsiger

Kennen Sie eine Sage von Herzogenbuchsee? Wahrscheinlich nicht, denn es sind kaum solche bekannt. Es existiert jedoch eine Sage, die schriftlich dokumentiert ist: die Sage von der Herzogenbuchseeglocke. Zu finden ist sie im Jahrbuch des Oberaargaus 1979, doch erstmals erzählt wird sie im Buch «Sagen aus dem Bernerland».[1] Der Autor, Georg Küffer, schrieb die Sage wohl nach einer mündlichen Quelle nieder. Ist die Geschichte von der Glocke, die in Buchsi vergraben und später wieder gefunden wurde, reine Phantasie oder könnte etwas Wahres dran sein? Eine Antwort darauf zu geben, sei im Folgenden versucht.
Dies ist die Sage im Wortlaut von Georg Küffer:

Die Herzogenbuchseeglocke

Als sich in wilder Kriegszeit fremde Soldatenmassen durch die Schweiz wälzten, eilten die Buchser zum Turm und holten ihre kostbare Glocke herunter, als die noch vom Sturmläuten hin- und herpendelte, und rasch verlochten sie sie.
Der Krieg fletschte so bluttriefend durch das Land, dass allen Leuten der Schrecken noch jahrelang in den Gliedern zitterte, und er hatte ihnen solche Bilder vor die Seele gemalt, dass kein Mensch mehr an die Glocke dachte. Dort wurde später ein Haus errichtet, und ein Brunnen plätscherte daneben.
Als einmal der Ziegenhirt seine Herde tränkte, blieb der Ziegenbock dort stehen und scharrte, und als sich dies wiederholte, grub der Hirt weiter und spürte etwas Hartes. Er holte Männer herbei, sie pickelten, und da glänzte die schöne Glocke hervor. Sie hängten sie wieder in den Turm

und seither läutet sie immer den gleichen Spruch: «Bis Brachers Brunne het mi der Geissbock gfunge.»

Worin könnte der wahre Kern dieser Geschichte bestehen? In welche Zeit zurück könnte sie uns führen? Welches Haus mit Brunnen ist wohl gemeint? Ohne als Buchser je von dieser Sage gehört oder in der gängigen Ortsgeschichte etwas darüber gelesen zu haben, bleibt wohl nichts anderes übrig, als das Raten aufzugeben und zur Tagesordnung überzugehen. Oder doch nicht?

Notizen und Briefe

Im Sommer 2003 tauchten unerwartet verschiedene Notizen und Briefe aus dem Nachlass von Erwin Wyss über das alte Buchsi auf.[2] Wyss war in den Jahren um 1950 Gemeindepräsident von Herzogenbuchsee und bernischer Grossrat. Er bemühte sich daneben um die Geschichte des Dorfes und lud während seiner Amtszeit Bürger ein, ihm alte Berichte über das Dorf einzureichen. Unter diesen Notizen befindet sich ein handgeschriebener Brief. Er trägt den Titel «Aus der Vergangenheit der heutigen Badliegenschaft» und beginnt so:
«Die Gegend, wo das heutige Bad steht, war bis zum Jahr 1800 Allmend und als solche Weideland, mit einem schönen Brunnen, dem schon in alten Schriften genannten Trubersbrunnen. Dort sollen nach alten Überlieferungen im Jahr 1798 in der Franzosenzeit bedeutende Schätze sowie die Kirchenglocken von der Kirche in Herzogenbuchsee vergraben worden sein, um so die Sachen vor dem Zugriff der Franzosen zu bewahren. Das Bad wurde von einem Urs Frieder, Metzger und Landwirt in Herzogenbuchsee, als Wirtschaft mit Landwirtschaft erbaut. Diesbezügliche Baubewilligungen wurden in den Jahren 1809 und 1835 verlangt. Ob die erste Baubewilligung verweigert wurde oder nicht, weiss man nicht, auf jeden Fall wurde dann erst im Jahr 1835 gebaut …»

Aus der Franzosenzeit?

Das Schriftstück stammt von Friedrich Ingold, Landwirt auf dem Hofgut

Fritz Ingold, Landwirt im Bad, Präsident der Burgergemeinde und Gemeinderat (l.), und Erwin Wyss, Gemeindepräsident und Grossrat (r.) begrüssen am 9. Februar 1943 auf dem Sonnenplatz in Herzogenbuchsee General Henri Guisan (M.). Weiter auf dem Bild sind der Adjutant des Generals sowie Eva Graf, ein Mädchen aus einer Auslandschweizerfamilie.
Foto Sammlung Hans Burkhalter, Herzogenbuchsee

Bad an der Zürichstrasse, Gemeinderat von Herzogenbuchsee in den Jahren um den Zweiten Weltkrieg. Es ist unterzeichnet, jedoch undatiert, muss aber vor dem 19. Februar 1951 redigiert worden sein.

In der Sage und im Schreiben stimmen gewisse Äusserungen überein. Dürfen wir aber die Überlieferung wirklich der Franzosenzeit (1798–1815) zuordnen? Aus folgenden Gründen sind in diesem Punkt Zweifel angebracht:

Aus der Franzosenzeit, d.h. von 1798 bis zum endgültigen Abzug der Franzosen, also spätestens 1815, wären in unserem Dorf mit grosser Wahrscheinlichkeit irgendwelche schriftlichen Aufzeichnungen oder Notizen zu finden. Diese gibt es aber nicht. Wenn wir sogar aus dem Jahr des Bauernkrieges, 1653, etliche schriftliche Zeichen besitzen, müsste aus der wesentlich jüngeren Franzosenzeit irgendeine Spur vorhanden sein. Stammt die Geschichte nicht doch aus einer älteren Kriegszeit?

Hans Henzi, der die Geschichte von Buchsi wohl am besten gekannt und mit vielen älteren Menschen aus der Gegend gesprochen hat, erwähnt nirgends etwas von der vergrabenen Glocke, weder in der Geschichte des Dorfes[3] noch in der Geschichte der Kirche.[4] Auch im Buch «Kirchen im Oberaargau» von Simon Kuert[5] suchen wir vergebens nach Hinweisen zu diesem Thema; hingegen wird ein Glockenguss im Jahr 1469 erwähnt.

Die Liegenschaft Bad um 1920. Die Landstrasse Richtung Zürich ist noch schmal und weist bloss einen Naturbelag auf. Das Haus rechts hinter den Pappeln ist das im Jahr 1835 erbaute ursprüngliche Bad-Haus, dahinter befand sich der sogenannte Trubersbrunnen.
Foto Familie Niklaus Ingold, Herzogenbuchsee

Oder doch eher aus dem Guglerkrieg?

Die Sage schildert eine furchtbare Kriegszeit. Etwa mit den Worten «Der Krieg fletschte so bluttriefend durch das Land» oder «… der Schrecken noch jahrelang in den Gliedern zitterte …» Die Schilderung passt weniger zur Franzosenzeit als vielmehr in die Zeit des 14. Jahrhunderts, als im Gümmenenkrieg 1332 nachweislich die Berner den Kirchhof von Herzogenbuchsee erstürmten und plünderten. Bereits in der nächsten Generation wurde das Dorf von ausländischen kriegerischen Horden heimgesucht. Es waren die Gugler im Jahr 1375 auf ihren Beutezügen durch kyburgisches Gebiet.[6]
Demgegenüber scheint die Franzosenzeit für die Buchser nicht so «bluttriefend» gewesen zu sein, wie die folgenden Beispiele zeigen: Der Gemeindeschreiber von Buchsi, der vor dem Einfall der Franzosen 1798 im Amt war, wurde im Jahr 1800 als neuer Sekretär der Munizipalität gewählt, was eher auf eine Kontinuität im Alltag der Bürger schliessen lässt.[7] Im Buch «Herzogenbuchsee»[8] lesen wir, dass im Jahr 1798 im Kampf gegen die Franzosen ein Mann aus Niederönz und ein Mann aus Inkwil gefallen seien. Von gefallenen Buchsern ist nichts bekannt. Im

Sturm der Berner Truppen auf den befestigten Kirchhof von Herzogenbuchsee während des Gümmenenkrieges im Jahr 1332.
Aus Bendicht Tschachtlans Bilderchronik aus dem 15. Jahrhundert.
Zentralbibliothek Zürich
Ms. A 120.

An dieser Stelle, direkt neben der Zürichstrasse hinter dem alten Bad-Haus und vor dem Eingang in den Badwald zwischen Herzogenbuchsee und Bützberg, müssen wir uns den sogenannten Trubersbrunnen vorstellen. Er war wohl grösser als auf diesem um 1920 aufgenommenen Bild. Später errichtete die Burgergemeinde im Badwald selbst einen Brunnen unter dem gleichen Namen.
Foto Familie Niklaus Ingold, Herzogenbuchsee

Jahr 1801 haben Buchser die Kirchturmkugel zum Zwecke der Archivierung mit alten Dokumenten gefüllt. Am Schluss des Berichtes der Einwohnergemeinde steht geschrieben: «Indem wir diese Zeilen der hohen luftigen Klause auf dem schönen schlanken Thurme anvertrauen, wünschen wir, dass die unbekannten Leser der Zukunft dieselben einst in einer so glücklichen Zeit werden zu lesen bekommen, als wir dies heuer mit denjenigen von 1801 thun konnten.»[9]
Die Sage spricht von einer einzelnen Glocke. Zur Franzosenzeit im Jahr 1808 läuteten aber bereits vier Glocken, und im gleichen Jahr wurden vier neue gegossen.[10] Es ist somit kaum anzunehmen, dass Jahre nach dem Abzug der Franzosen, vielleicht etwa 1820, eine alte wiedergefundene Glocke anstelle von vier neugegossenen im Turm aufgehängt worden ist.

Bracher oder Frieder?

Ein Eigentümer mit dem Namen Bracher, der gemäss der Sage zur Franzosenzeit und später die Liegenschaft «Bad» bewirtschaftet hätte, ist nicht nachzuweisen. Ohne das Grundbuch in Wangen a. A. zu konsultieren, das etwa 1806 mit den Aufzeichnungen beginnt, genügt es, die Folge der Eigentümerschaft dem Buch Herzogenbuchsee[11] zu entnehmen oder die Fortsetzung im Brief Ingolds zu beachten. Das Land gehörte bis 1762 der Scharfrichterfamilie Hotz, Burger von Buchsi. Danach Durs Frieder und seinen Nachkommen (1835 Neubau). Ab etwa 1881 war die Familie Ingold-Frieder Eigentümerin, und noch heute, im Jahr 2008, gehört der Hof «Bad» den direkten Nachkommen und dem Geschlecht der Ingold.
Der dazugehörige Brunnen ist seit 1835 unter dem Namen «Trubers-Brunnen» bekannt.[12] Schriebe man die Sage wirklich der Franzosenzeit zu, wäre kaum von einem Bracher-Brunnen die Rede, sondern eher von einem Frieders Brunnen, Trubers Brunnen oder Ingolds Brunnen.
Ordnen wir den historischen Kern der Sage dem 14. Jahrhundert zu und verzichten wir somit auf das Wort «Franzosenzeit», stimmt der Inhalt der Sage mit demjenigen von Ingolds Schreiben überein. Die Sage von der Herzogenbuchseeglocke scheint also einen wahren Kern zu haben und ist historisch wohl der Guglerzeit zuzuordnen.

Anmerkungen und Literatur

1 Karl Stettler, Sagen aus dem Oberaargau III, Jahrbuch des Oberaargaus 1979, S. 96; Georg Küffer: Sagen aus dem Bernerland, Verlag A. Franke AG, Bern, 1925.
2 Sie waren im Besitz von Eleonore Müller-Wyss aus Niederönz. Ihr Bruder René Wyss hatte ihr sie übergeben. Erwin Wyss war der Vater der beiden. Er muss etliche Aktennotizen seinem Sohn René, Archäologe, der schon lange nicht mehr im Oberaargau wohnt, überlassen haben. Der Autor hat die Unterlagen im Frühling 2006 der Gemeindeschreiberei übergeben, damit diese sie archiviert.
3 Hans Henzi/Werner Staub/Samuel Gerber, Herzogenbuchsee, Verlag Paul Haupt Bern, 1985, Berner Heimatbücher 136.
4 Hans Henzi, Herzogenbuchsee, Die Kirche der Bergpredigt, Herausgeber: Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Herzogenbuchsee, 1978.
5 Simon Kuert, Kirchen im Oberaargau, Herausgeber: Ökonomisch Gemeinnütziger Verein des Oberaargaus 2001.
6 Zum Guglerkrieg siehe Jahrbuch des Oberaargaus 1975, Seite 93 ff.
7 Die Kirche der Bergpredigt, Seite 41.
8 Seite 87.
9 H. Burkhalter, Erinnerungen aus Herzogenbuchsee, 1991, Seite 4.
10 Die Kirche der Bergpredigt (wie Anm. 4), Seite 46, Herzogenbuchsee (wie Anm. 3), Seite 87.
11 Seite 51.
12 Dorfarchiv Herzogenbuchsee, alte Abteilung Nr. 1–9.

Ein «Lisi» zwischen Herzogenbuchsee und Zofingen?

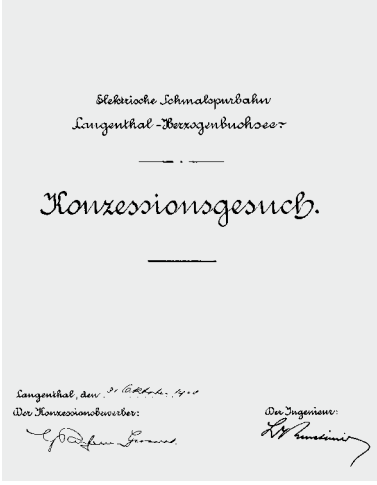
Vor 100 Jahren: Die Projekte für schmalspurige Eisenbahnen Langenthal–Herzogenbuchsee und Langenthal–Zofingen

Paul F. Schneeberger

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist erfolglos versucht worden, die Normalspur-Eisenbahnlücke zwischen Zofingen und Lyss durch Schmalspurbahnen zu schliessen. Nachdem im «Jahrbuch des Oberaargaus» 2005 die Geschichte des Normalspurprojektes nachgezeichnet wurde, ergänzt der folgende Beitrag diese um die zwei Projekte, die für Langenthal von besonderer Bedeutung gewesen wären, nämlich Langenthal–Herzogenbuchsee und Langenthal–Zofingen.

Das Konzessionsgesuch Langenthal–Herzogenbuchsee

Er trägt das Datum des 14. November 1908, der handgeschriebene Brief, in dessen «Anlage» Gottfried Rufener dem Eidgenössischen Post- und Eisenbahndepartement (EPED) die Akten betreffend Konzessionsgesuch für eine schmalspurige Eisenbahn von Langenthal nach Herzogenbuchsee zuhanden der h. Bundesversammlung übermittelte, und zwar «mit dem höflichen Ersuchen um Entgegennahme und Ueberweisung derselben an die zuständigen Behörden & Erledigung der Angelegenheit». Rufener, Grossrat aus Langenthal, war zugleich Präsident des Verwaltungsrates und der Direktion der am 26. Oktober 1907 eröffneten Langenthal-Jura-Bahn (LJB; Strecke Langenthal–Aarwangen–Niederbipp–Oensingen Dorf).
Die Akten, die Rufener übermittelte, enthielten u.a. ein «Konzessionsgesuch», datiert vom 31. Oktober 1908, unterzeichnet von G. Rufener, Grossrat, als Konzessionsbewerber, und L. Kürsteiner (St. Gallen) als Ingenieur. Im Ingress wird ausgeführt, es werde zuhanden einer zu bilden-


Elektrische Schmalspurbahn
Langenthal-Herzogenbuchsee

Konzessionsgesuch.

Langenthal, den 31. Oktober 1908
Der Konzessionsbewerber:
Der Ingenieur:

Abb. 1: Titelseite des Konzessionsgesuches für eine elektrische Schmalspurbahn Langenthal–Herzogenbuchsee vom 31. Oktober 1908 (Sammlung Verfasser)

den Aktiengesellschaft um Erteilung der Bundeskonzession zum Bau und Betrieb einer elektrischen Schmalspurbahn mit Meterspur vom Bahnhof Langenthal zur Station Herzogenbuchsee und eines Verbindungsgeleises vom Bahnhof Langenthal zur bestehenden Schmalspurbahn-Station der Langenthal-Jura-Bahn daselbst ersucht. Zur Begründung des Gesuches wird unter «Allgemeines» ausgeführt, die Eisenbahn Langenthal–Herzogenbuchsee bilde ein Teilstück der Anfang der 70er Jahre begonnenen und in westlicher Richtung bis Zofingen verlängerten Nationalbahn. Am 22. September 1873 habe die Bundesversammlung einem Initiativkomitee die Konzession für eine normalspurige Eisenbahn von Zofingen nach Lyss über Langenthal und Herzogenbuchsee als dem westlichsten Teil der Nationalbahn und Endstück derselben erteilt. Dieses Projekt sei jedoch nicht ausgeführt worden und die Konzession von 1873 sei erloschen. Am 22. Dezember 1903 sei einem Initiativkomitee für die Strecke Lyss–Herzogenbuchsee indessen neuerdings eine Konzession erteilt worden, und es sei bekannt, dass dieses Initiativkomitee mit der Ausarbeitung von Bauplänen für eine elektrische Schmalspurbahn beschäftigt sei.

Das Gegenstand des Gesuches vom 31. Oktober 1908 bildende Projekt einer Bahn von Langenthal nach Herzogenbuchsee soll nun die Idee der seinerzeit konzessionierten Nationalbahn wieder aufnehmen und als elektrisch betriebene Schmalspurbahn einerseits an die seit dem 26. Oktober 1907 in Betrieb stehende LJB und andererseits an die erwähnte elektrische Bahn von Herzogenbuchsee nach Lyss anschliessen. Die technischen Normalien dieser als oberaargauisches Schmalspurnetz nach und nach auszubauenden Bahnen sollen mit denjenigen der LJB identisch sein. Darüber hinaus sei eine Betriebsgemeinschaft dieser Linien in Aussicht genommen. Mit Bezug auf die wirtschaftliche Bedeutung der Linie Langenthal–Herzogenbuchsee wird insbesondere «auf den seit altersher bestehenden regen Lokalverkehr» zwischen den Gemeinden Bleienbach, Thörigen, Bettenhausen und Bollodingen unter sich und namentlich mit Langenthal, dem Haupt-Marktort der Gegend, und mit Herzogenbuchsee hingewiesen. Im Weiteren seien die Bewohner der zwischen Langenthal und Herzogenbuchsee liegenden Gemeinden durch die Post «höchst ungenügend» bedient und wünschten dringend eine «rasche und mehrfache Beförderungsgelegenheit» zu den Schnellzugsstationen Langenthal und Herzogenbuchsee.

Abb. 2: Gottfried Rufener, Landwirt und Gutsbesitzer, Gemeindepräsident und Grossrat.
Aus: Geiser, Die Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen 1923, S. 208

Schliesslich sei aufgrund der Betriebsergebnisse der LJB «mit Sicherheit anzunehmen», dass die Linie «bei richtiger Finanzierung lebensfähig» sein werde.
Unter «Technisches» wird die projektierte Linie näher beschrieben. Sie sollte ihren Anfang – ohne nähere Angabe – «beim Bahnhof Langenthal der SBB» nehmen und hernach die Ringstrasse und das für deren Verlängerung vorgesehene Gebiet benützen. Die Langenthal-Huttwil-Bahn (LHB) sollte à niveau gekreuzt werden, worauf sich die Bahn nach Berührung der Gemeinden Bleienbach, Thörigen, Bettenhausen und Bollodingen «dem Bundesbahngeleise zugewendet» hätte, «um parallel mit demselben in die Station Herzogenbuchsee eingeführt zu werden». Auffallend eingehende Ausführungen sind schon im Konzessionsgesuch der Frage gewidmet, wie die projektierte Linie Langenthal–Herzogenbuchsee in Langenthal mit der Depotanlage der Langenthal-Jura-Bahn verbunden werden sollte. Unter «Allgemeines» wird darauf hingewiesen, zu dieser Frage seien Studien im Gange und dass sie «in selbständiger Weise eine Lösung erfahren» solle. Unter «Technisches» wird etwas konkreter ausgeführt, ein Verbindungsgeleise vom Bahnhof Langenthal zur Schmalspurbahn-Station der LJB solle mittelst Über- oder Unterführung des Bahnhofgebietes bewerkstelligt werden, und zwar unter Mitbenützung einer projektierten Strassenkreuzung des Bahnhofes. Die Maximalneigung des Verbindungsgeleises wurde mit 60 Promillen in Aussicht genommen.
Für die Mitbenützung der Strasse auf dem Gebiet der Gemeinde Langenthal sei die Bewilligung von der zuständigen Behörde bereits erteilt worden und, bezüglich Rollmaterial, würden – wie bei der LJB – zwei- und vierachsige Motorwagen beschafft. Abschliessend enthielt das Konzessionsgesuch noch einen summarischen Kostenvoranschlag.

Briefverkehr mit dem Eisenbahndepartement

Das EPED reagierte umgehend auf das Gesuch und brachte mit Schreiben vom 9. Dezember 1908 schon einige kritische Bemerkungen an. So verlangte es etwa, dass mit den berührten Bahnverwaltungen – als da waren: SBB, LJB und LHB – rechtzeitig Übereinkommen zu treffen seien; zudem müsse die Umformerstation der LJB verstärkt werden. Überdies

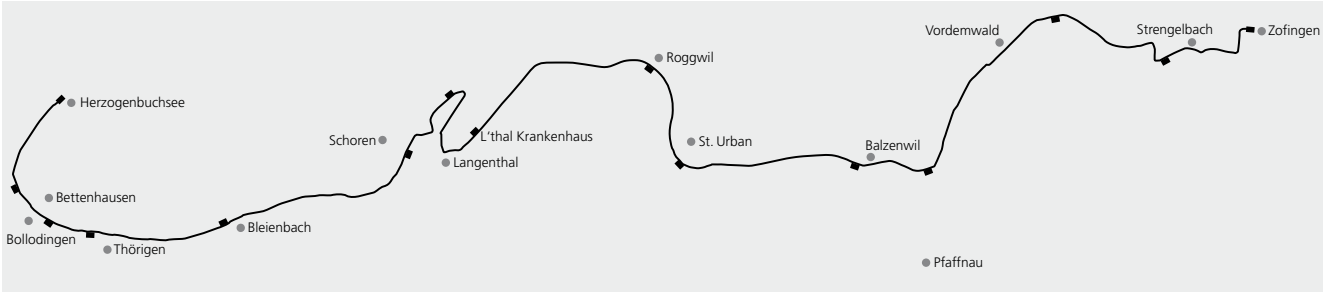
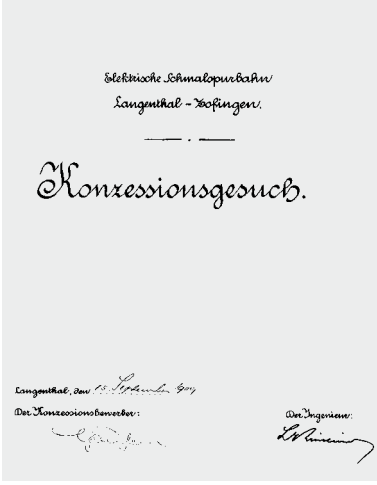


Abb. 3: Streckenführung der projektierten Schmalspurbahnen Langenthal–Herzogenbuchsee und Langenthal–Zofingen

wurde der vorgesehene Rollmaterialbestand als zu knapp bezeichnet, und es seien ausschliesslich vierachsige Motorwagen zu beschaffen, mithin kein Zweiachser.

Gottfried Rufener unterbreitete dem EPED mit Schreiben vom 22. Dezember 1908 «Lösungsvorschläge». Insbesondere sei beabsichtigt, bezüglich eines Verbindungsgeleises zwischen den Anlagen der LJB in Langenthal und der projektierten Bahn Langenthal–Herzogenbuchsee die definitive Bauvorlage erst erstellen zu lassen, wenn die seit längerer Zeit pendente Frage einer Strassenunter- oder -überführung im Bahnhof Langenthal abgeklärt sein werde. Die Gemeinde Langenthal stehe im Begriff, die Angelegenheit demnächst «in Fluss zu bringen» und habe zu diesem Zweck ein Projekt ausarbeiten lassen. Dass schon beim Bau der LJB deren Ausgangspunkt in Langenthal eigentlich nicht befriedigte, ist einer kleinen, zur Eröffnung der LJB erschienenen Werbeschrift zu entnehmen, heisst es doch da: «Die Langenthal-Jura-Bahn nimmt ihren Anfang nördlich des Bahnhofes Langenthal. Leider war die Einführung der Bahn … ins Dorf selbst nicht möglich, da eine Niveaukreuzung mit den Geleisen der Bundesbahnen nicht gestattet wurde, und eine Unterführung längeres Studium erfordern und bedeutende Kosten verursachen wird. Man wird sich also noch einige Zeit gedulden müssen, und in dieser Erwägung hat auch die LJB auf eigenem Terrain ein einfaches, stilvoll gehaltenes Stationsgebäude erstellt.»

Diese «einige Zeit» dauerte übrigens gut 60 Jahre, d.h. bis am 10. September 1968 den Oberaargau-Jura-Bahnen (OJB) im Rahmen eines Umbaues des SBB-Bahnhofes Langenthal daselbst ein eigener Perron zugewiesen werden konnte. Zu der ursprünglich vorgesehenen Einführung der LJB ins Dorf kam es in Langenthal – im Gegensatz zu Oensingen – somit nie.


Elektrische Schmalspurbahn
Langenthal – Zofingen.

Konzessionsgesuch.

Langenthal, den 15. September 1909
Der Konzessionsbewerber:
Der Ingenieur:

Abb. 4: Titelseite des Konzessionsgesuches für eine elektrische Schmalspurbahn Langenthal–Zofingen vom 15. September 1909 (Staatsarchiv Aargau)

Schon am 20. November 1908 überwies das EPED das Konzessionsgesuch dem Regierungsrat des Kantons Bern zur Vernehmlassung, mit dem Ergebnis, dass dieser am 11. März 1909 zur Kenntnis zu bringen sich beehrte, dass ihm – nach «Einvernahme» der interessierten Gemeinden – die Vorlage zu keinen Einwendungen Anlass gebe.

Das Konzessionsgesuch Langenthal–Zofingen

Erneut einem handgeschriebenen Brief «beigeschlossen», diesmal vom 14. September 1909, übermittelte Gottfried Rufener dem EPED die Akten zu einem Konzessionsgesuch für eine schmalspurige elektrische Eisenbahn vom Bahnhof Langenthal zur Station Zofingen und eines Verbindungsgeleises vom Bahnhof Langenthal zu den Depotanlagen der LJB «daselbst». Dabei fällt auf, dass in der Begründung dieses Gesuches die Strecke Langenthal–Herzogenbuchsee gemäss Gesuch vom 31. Oktober 1908 bloss noch als Ergänzung der Strecke Langenthal–Zofingen bezeichnet wird. Zur wirtschaftlichen Bedeutung einer Linie Langenthal–Zofingen wird auf den regen Verkehr verwiesen, der seit Jahrzehnten zwischen den beiden Markt- und Handelsplätzen bestehe. «Die Wünschbarkeit einer rationellen Verbindung beider, dato ca. 6000 Seelen zählenden Bezirkshauptorte wurde seit Jahren hüben und drüben als ein dringendes Bedürfnis bezeichnet und die Realisierung dieses Gedankens wird bestimmt früher oder später kommen müssen.»

In Langenthal habe die Linie noch eine ganz besondere lokale Bedeutung, indem sie, da sie vom Bahnhof weg den Ort «seiner Mitte nach» durchschneide, als Tramway gute Dienste leiste, was einem Bedürfnis entspreche.

Für das 2500 Einwohner zählende Roggwil bringe die Linie einen bequemen Anschluss an die Schnellzugsstation Langenthal, befinde sich die SBB-Station Roggwil doch 2½ Kilometer vom Dorf entfernt. Da die Linie zwischen St. Urban und Zofingen auf luzernischem und aargauischem Kantonsgebiet über Balzenwil, Pfaffnau, Vordemwald, Ramoos und Strengelbach nach der SBB-Station Zofingen projektiert war, wurden auch die Regierungen der Kantone Luzern und Aargau in die Vernehmlassung zum Projekt einbezogen.

Am 15. Oktober 1909 liess der Regierungsrat des Kantons Aargau das EPED wissen, dass gegen das Projekt zwar keine Einwendung erhoben werde, aber für die Benützung der Landstrasse von der Strengelbacherstrasse in Zofingen bis zum Tannenbaum in Vordemwald eine besondere aargauische Konzession vorbehalten bleibe. Die Formulierung der Stellungnahme, es würde gegen das Projekt keine Einwendung erhoben, verhehlt indessen, dass im Kanton Aargau und insbesondere in der Region Zofingen erkleckliche Bedenken dagegen bestanden. Diese fanden ihren Ausdruck in zwei Berichten des Baudirektors des Kantons Aargau an den Regierungsrat vom 10. Dezember 1908 und 14. Oktober 1909. Darin hatte sich jener zum Gesuch Gottfried Rufeners betreffend Strassenbenützung «für das Tram Zofingen–Langenthal» vom 6. Oktober 1908 und zum Konzessionsgesuch zum Bau und Betrieb einer Schmalspurbahn Zofingen–Langenthal vom 14. September 1909 zu äussern. Er führte u.a. Folgendes aus: «Selbst die Stadt Zofingen hat noch genug an alten Verpflichtungen» – darunter zu verstehen sind wohl die Schulden aus dem Nationalbahn-Debakel –, «und was für ein grosser Verkehr die Bahn nach Langenthal speisen soll, ist nicht zu ersehen. Im Vergleich zum Wynen- und Suhrental ist es ganz trostlos, wie wenig Wohnstätten an der Linie liegen und wie wenig auf der Strasse, die ungefähr der zukünftigen Linie parallel geht, verkehrt wird. Die Gemeinde Zofingen wird sich schwer für das Projekt erwärmen, und eingezogene Erkundigungen haben diese Annahme auch bestätigt. Das Zustandekommen der projektierten Bahn halte ich daher in absehbarer Zeit für nicht wahrscheinlich.

Überhaupt wäre vom finanziellen und volkswirtschaftlichen als auch vom aargauisch-kantonalen Standpunkte aus Verschiedenes gegen die projektierte Bahn einzuwenden. Doch kann man sich im gegenwärtigen Zeitpunkt weitere Erörterungen hierüber füglich ersparen und sie verschieben bis zu dem Moment, da der Kanton um finanzielle Unterstützung des Unternehmens angegangen wird. Dann wird der Zeitpunkt gekommen sein, um der volkswirtschaftlichen und finanziellen Seite der Frage etwas näher zu treten.»

Der Regierungsrat des Kantons Luzern seinerseits verwies in seiner Vernehmlassung vom 29. Dezember 1909 auf eine Stellungnahme des Gemeinderates von Pfaffnau vom 9. Dezember, wonach dieser die Bahnverbindung begrüsse, sich aber für eine Schmalspurbahn «nicht sehr

Abb. 4: Das «stilvoll gehaltene» Aufnahmegebäude der LJB-Station in Langenthal, wie es sich am 25. Oktober 1907, dem Tag der Einweihung, präsentierte; es hätte auch den Linien Langenthal–Herzogenbuchsee und Langenthal–Zofingen dienen sollen (Foto J. Gschwend; Sammlung Verfasser)

begeistern» könne und mit Rücksicht auf den Güterverkehr, dem weit grössere Bedeutung zukomme als dem Personenverkehr, eine Normalspurbahn lieber gesehen hätte. Ferner wünsche er, dass von Kilometer acht an das Geleise südlicher gelegt werde, damit die Station Pfaffnau südlich der Boweid auf Gebiet seiner Gemeinde zu liegen komme. Gegen die Erteilung der Konzession habe der Regierungsrat indessen nichts einzuwenden.

Das EPED ersuchte am 20. Januar 1910 den Konzessionbewerber, Gottfried Rufener, sich zum Wunsch der Gemeinde Pfaffnau zu äussern. Dies erübrigte sich, hatte er doch mit Schreiben vom 5. gleichen Monats schon das Baudepartement des Kantons Luzern wissen lassen, dass – wenn einmal der Zeitpunkt zur Ausarbeitung der allgemeinen Bauvorlage gekommen sein werde – eine Linienführung festgelegt würde, die den dannzumaligen Bedürfnissen in allen Teilen gerecht werde. Rufener wies zudem noch darauf hin, Konzessionsbewerber sei «nämlich» der Gemeinderat von Langenthal und er – Rufener – besorge die notwendigen Eingaben. Im Übrigen werde die Konzession nachgesucht, «um zu verhindern, dass eine solche zu spekulativen Zwecken von dritter Seite erworben werde». Mit diesem Hinweis bezog sich Rufener auf

einen Bericht, den er in der Sitzung vom 16. Dezember 1907 dem Gemeinderat Langenthal über verschiedene Eisenbahnfragen – namentlich über die Fortsetzung der elektrischen Schmalspurbahn über Roggwil nach Zofingen und über Bleienbach nach Herzogenbuchsee – erstattet hatte und aufgrund dessen der Gemeinderat davon Kenntnis nahm, Herr Rufener werde die «nötigen Vorarbeiten» von sich aus vornehmen und sich um die bezüglichen Konzessionen bewerben. Diese sollten jedoch später den «beteiligten Gemeinden» zum Selbstkostenpreis abgetreten werden.

Funkstille

Mit seiner Äusserung vom 5. Januar 1910 deutete Rufener diskret an, dass das Schmalspurbahn-Projekt Langenthal–Zofingen möglicherweise durch eine andere Idee in den Hintergrund gedrängt oder sogar obsolet werden könnte, hatte doch 1909 die Dezember-Gemeindeversammlung von Melchnau einem Initiativkomitee einen Kredit zur Ausarbeitung eines generellen Projektes für eine elektrische Schmalspurbahn von Langenthal über Roggwil, St. Urban und Untersteckholz nach Melchnau eröffnet.
Während dieses Projekt – übrigens unter massgeblicher Mitwirkung Rufeners – zügig vorangetrieben wurde (Erteilung der Konzession am 12. März 1912; konstituierende Generalversammlung der Langenthal-Melchnau-Bahn AG am 21. April 1912), kehrte mit Bezug auf die Projekte Langenthal–Herzogenbuchsee und Langenthal–Zofingen Ruhe ein. Dies veranlasste das EPED, am 24. Oktober 1913 wie folgt an Rufener zu gelangen: «Im September 1909 haben Sie die Konzessionsgesuche für Schmalspurbahnen von Langenthal nach Zofingen und nach Herzogenbuchsee eingereicht. Da die beiden Gesuche seit ca. vier Jahren nicht weiter verfolgt worden sind, müssen wir annehmen, dass die Weiterbehandlung derselben auf erhebliche Schwierigkeiten gestossen ist. Wir erlauben uns daher, Sie hiermit anzufragen, ob Sie die beiden Konzessionsbegehren überhaupt weiter zu verfolgen gedenken. Sollten wir bis Ende des Jahres nicht im Besitze Ihrer Rückäusserung sein, so würden wir die fraglichen Konzessionsgesuche als gegenstandslos abschreiben.»

Rufener benötigte jedoch keine Bedenkfrist, sondern antwortete dem EPED postwendend, d.h. am 26. Oktober, wie folgt:
«Herr Bundesrat!
In höflicher Beantwortung Ihrer geschätzten Zuschrift vom 24. ct. beehre ich mich, Ihnen mitzuteilen, dass ich gegen die Abschreibung der beiden bei Ihnen liegenden Konzessions-Gesuche für Schmalspurbahnen von Langenthal nach Zofingen und nach Herzogenbuchsee keine Einwendung erhebe.
Ich gewärtige die Rücksendung allfällig noch bei Ihrem Depart. liegenden Akten
und zeichne
Hochachtungsvoll
Rufener, Grossrat»

Epilog

Worin bestanden denn die «erheblichen Schwierigkeiten», die das EPED als vermuteten Grund für die ausgebliebene Weiterbearbeitung der Konzessionsgesuche seitens des Gesuchstellers erwähnte? Da ist erstens einmal der Umstand, dass keine wirklich interessierte Gemeinde hinter den Projekten stand; dies im Gegensatz zu den Schmalspurbahnen Langenthal–Oensingen und Langenthal–Melchnau, fanden doch am 8. Mai 1905 in Aarwangen und am 19. Februar 1911 in Melchnau Volksversammlungen statt, an welchen je eine das entsprechende Bahnprojekt vehement befürwortende Resolution verabschiedet wurde. Diese Kundgebungen verfehlten ihre Wirkung nicht, was nicht zuletzt auch daraus ersichtlich ist, dass an den genannten Orten, am 25. Oktober 1907 und am 5. Oktober 1917, Grund dazu bestand, im Rahmen der Eröffnungsfeiern für die LJB und die LMB Festbankette zu veranstalten.
Zum Zweiten war offenbar nicht erkannt worden, dass die Voraussetzungen für eine Wiederbelebung der Nationalbahn-Idee – und dazu noch in schmalspuriger Version – zu Beginn des 20. Jahrhunderts völlig fehlten. Und zum Dritten entsprach das Projekt der Langenthal-Melchnau-Bahn durchaus auch dem Bestreben, das Geschäftsfeld der Langenthal-Jura-Bahn auszuweiten, ein Bestreben, das im Verlaufe des abgebrochenen Verfahrens zur Erteilung einer Schmalspurbahn-Konzession

für eine Linie Zofingen–Langenthal–Herzogenbuchsee ständig durchschimmerte.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass die seinerzeitige Herzogenbuchsee-Wangen-Jura-Bahn (ab 1925: Oberaargauische Automobilkurse AG; heute Aare Seeland mobil AG) am 1. Juni 1917 eine Automobilstrecke Herzogenbuchsee–Bleienbach–Langenthal in Betrieb nahm.

Bezeichnend ist schliesslich auch ein an den Regierungsrat des Kantons Luzern adressiertes Schreiben des Handwerker- & Gewerbe-Vereins Reiden & Umgebung vom 2. September 1919, worin dieser fordert, es sei im Gange befindlichen Bestrebungen für ein Bahnprojekt Zofingen–Vordemwald–Pfaffnau–Roggliswil–St. Urban entgegenzutreten, würde doch durch eine solche Bahn sämtlicher Verkehr der erwähnten luzernischen Gemeinden «in den Aargau abgeleitet». Der Verein befasse sich daher mit der Frage einer Automobilverbindung Reiden–Pfaffnau–Roggliswil–St. Urban und ersuche diesbezüglich um tatkräftige Unterstützung seitens des Regierungsrates. Unmittelbare Aktivitäten der angegangenen Behörde löste die Intervention des Vereins offenbar keine aus, erfolgte die Inbetriebnahme der geforderten Automobillinie doch erst am 1. März 1926.

Dass die Frage einer direkten Bahnverbindung Langenthal–Zofingen (nunmehr über die Verbindungslinie Aarburg) auch heute noch diskutiert wird, zeigt der Umstand, dass der Ausschuss der Regionalen Verkehrskonferenz Oberaargau Anfang Mai 2008 befand, ein Versuchsbetrieb von Langenthal nach Zofingen bringe nichts, sei doch das Potential nicht vorhanden.

Ein Atomkraftwerk, das nicht gebaut wurde

Der Kampf gegen das AKW Graben

Ruedi Bärtschi

Im Januar 2008 war sie plötzlich wieder da, die Angst. Die Angst vor einem Atomkraftwerk in Graben. Geschürt wurden die Befürchtungen durch die Tatsache, dass in der Schweiz wieder neue Kernkraftwerke geplant werden. An den Plänen beteiligt ist auch die BKW. Genau jene BKW, welche bereits 1972 eine Standortbewilligung für ein Atomkraftwerk in Graben erhalten hat; genau jene BKW, die immer noch im Besitze jenes Geländes ist, auf dem das Kraftwerk hätte betrieben werden sollen.

Doch in Graben wird kein Atomkraftwerk gebaut. BKW-Mediensprecher Antonio Sommavilla sagte in der Berner Zeitung BZ vom 15. Januar 2008: «Ich kann nur wiederholen, was wir am 13. Dezember 2007 gemeinsam mit der Axpo gesagt haben: als Standorte sind Mühleberg und Beznau vorgesehen.» Das sind die Standorte jener beiden Reaktoren, die als erste vom Netz gehen werden. Auf die Nachfrage, ob Graben wirklich kein Thema mehr sei, sagte Antonio Sommavilla: «Wie gesagt, Mühleberg steht für uns im Vordergrund. Es bietet eine optimale Einbettung in die BKW-Netze. Es ist bereits heute ein wichtiger Netzknotenpunkt für uns.» Und danach fügte er etwas an, das aufhorchen lässt: Zudem, sagte Sommavilla, zudem habe das Werk Mühleberg in der lokalen Bevölkerung «eine breite Akzeptanz».

«Eine breite Akzeptanz»: Das ist genau das, was beim Projekt Graben von Anfang an fehlte. Wohl hätte eine knappe Mehrheit der Stimmberechtigten von Graben das Kraftwerk akzeptiert. (Die Versammlung der Standortgemeinde Graben stimmte am 14. Dezember 1979 in geheimer Abstimmung mit 43 zu 40 Stimmen der notwendigen Umzonung zu.) Aber eben: Eine knappe Mehrheit ist weit von einer «breiten Akzeptanz» entfernt.

Das Projekt eines Atomkraftwerks Graben verstaubt bis auf weiteres in den Archiven. Dies ist also ein Verdienst der damaligen Bewegung gegen das Atomkraftwerk; einer Bewegung, die nicht von politischen Parteien, sondern von betroffenen Einwohnerinnen und Einwohnern der Region getragen worden war. Diese AKW-kritische Bewegung ging in ihren Anfängen vom Verein für Volksgesundheit Langenthal (heute: «vitaswiss») aus. Dieser Verein hatte schon früh Vorträge organisiert, in denen auf die Gefahren von Atomkraftwerken aufmerksam gemacht wurde.
Als die Pläne für den Bau eines Atomkraftwerkes in Graben aktuell wurden, war der Widerstand vor allem von der Gewaltfreien Aktion Graben GAG geprägt. Die GAG hatte zeitweise über 1500 Mitglieder und versorgte weitere 2000 Sympathisanten mit ihren Informationen.
Die Geschichte des Nicht-Baus dauerte genau dreissig Jahre: von 1966, den ersten Landkäufen der BKW in Graben, bis 1996, als der Bund der Kernkraftwerk Graben AG genau 227 034 245 Franken als Entschädigung bezahlte. Das Geld wurde bezahlt, weil die 1979 beantragte Rahmenbewilligung nie erteilt, die Bewilligung also faktisch verweigert worden war. Ursprünglich (1990) hatte die Kernkraftwerk Graben AG 300 Millionen gefordert, die Hälfte ihrer Investitionen von 600 Millionen Franken. Und ursprünglich wollte der damalige Finanzminister Bundesrat Otto Stich (SP) überhaupt keine Entschädigung bezahlen; der Bund wurde aber vom Bundesgericht zurückgepfiffen.

1966: Landerwerb

Doch zurück zu den Anfängen:
1966 machte die Bernische Kraftwerke AG (BKW) den ersten Schritt von der blossen Idee eines AKWs zur tatsächlichen Realisierung: Sie erwarb erste Liegenschaften und Landparzellen in der Gemeinde Graben. Der Zweck dieser Käufe wurde erst zwei Jahre später, 1968, bekannt. Im Laufe der Jahre kaufte die BKW ein Achtel des – kleinen – Gemeindegebietes (1990 wohnte jede siebte Familie in einer BKW-Liegenschaft).
AKW-Kritiker vermuten, dass bereits die Korrektur der Aare in den 60er-Jahren nicht nur für das neue Wasserkraftwerk Bannwil ausgeführt wurde, sondern für das AKW: «Die gestaute und regulierbare Aare

Bildmontage des ursprünglichen Projekts mit zwei Reaktoren und zwei Kühltürmen. Foto Archiv BZ

bietet allein die Voraussetzung zu dauernder Entnahme von Wasser, wie sie ein Atomkraftwerk benötigt», steht in der Schrift «z.B. Graben» der Gewaltfreien Aktion Bern.
1970 reichte die BKW ein Gesuch für eine Standortbewilligung für ein AKW in Graben ein.
1971 erhob der Naturschutzverein Oberaargau Einsprache gegen die Kühlwasserentnahme aus der Aare. Die Einsprache wurde abgewiesen.

1972: Standortbewilligung

Am 31. Oktober 1972 erteilte der Bund die Standortbewilligung für Graben, gemeinsam mit Gösgen. Diese Bewilligung umfasste den Bau eines Kernkraftwerks in Graben mit zwei Kühltürmen (also zwei Reaktoren) à 880 Megawatt Leistung. Aufgrund dieser Standortbewilligung schloss die BKW einen langjährigen Liefervertrag über die Anreicherung von Uran ab. Und sie prüfte Angebote für den Bau eines schlüsselfertigen Atomkraftwerks.
Ebenfalls 1972 machte sich breiter Widerstand bemerkbar. Die vom Oberaargauer Naturschutzverein lancierte Petition gegen den AKW-

Standort Graben wurde von rund 12 000 Personen aus der Region unterschrieben.
Am 19. November 1973 segnete der Gemeinderat Graben das Generelle Baugesuch für das «Erstellen eines Kernkraftwerkes» ab. Es wurde anschliessend im Anzeiger publiziert. Allerdings nur in jenem für das Amt Wangen, nicht aber in jenem für das Amt Aarwangen. Dies, obschon das Aareufer gegenüber des geplanten AKW-Standortes bereits im Amt Aarwangen liegt (Bannwil), und auch die Gemeindegebiete von Aarwangen und Thunstetten weniger als einen Kilometer entfernt beginnen.
Das publizierte Gesuch umfasste nicht zwei Kühltürme, sondern nur die erste Kraftwerketappe. Geplant war ein Reaktor-Turbogenerator-Block mit einer elektrischen Leistung von 1140 Megawatt. Die Masse des ersten Kühlturms waren gigantisch: Basisdurchmesser: 120 Meter; Höhe: 140 Meter; Bausumme: 2 Milliarden Franken.
Der Kanton hatte die Möglichkeit, dagegen einzusprechen, stark eingeschränkt und sich dabei aufs Bundesrecht berufen. Denn über den Standort werde nach bundesrechtlichem Bewilligungsverfahren entschieden. Das bedeutet: Wo der Bund die Standortbewilligung erteilt habe (wie in Graben), bleibe kein Raum für die Anwendung kantonaler Bauvorschriften. Trotzdem hagelte es bis zum Ablauf der Auflage- und Einsprachefrist (24. Dezember 1973) Hunderte von Einsprachen. Nach den Einigungsverhandlungen zwischen Einsprechern und Bauherrschaft blieben: 116 Einsprachen, 307 Rechtsverwahrungen und 227 Anmeldungen von Lastenausgleichsbegehren.
Der Regierungsstatthalter erteilte im Dezember 1974 die Generelle Baubewilligung. Und Anfang 1975 erhielten alle Einsprecher eine Antwort des Regierungsstatthalteramtes, in dem alle Bedenken, die sich auf die Sicherheit und die gesundheitlichen Risiken bezogen, mit diesem Satz abgetan wurden: «Die Radioaktivität ist Sache des Bundesrates.»
Das Jahr 1974 war geprägt durch die Ölkrise. Im Herbst galt an drei Sonntagen ein Autofahrverbot. 1974 schlossen sich 18 Gemeinden der Region Graben zu einer Interessengemeinschaft zusammen. Ihr Ziel: Wenn sie schon die Nachteile eines Kernkraftwerks in Kauf nehmen, dann sollte als Gegenleistung Geld dafür fliessen. Vertreter der 18 Gemeinden hatten sich im März 1974 von einer von der BKW organisierten Informationstour nach Bayern zum 1966 erbauten AKW Gundremmingen davon überzeugen lassen, dass solche Anlagen ungefährlich seien. Übrigens:

Modell des Projekts mit einem Reaktor. Rechts über dem Hang die Häuser von Graben, vorne Stadönz mit Önzmündung. Foto Archiv LT/BR

Ausgerechnet dieses Kraftwerk musste nach einem Störfall 1977, bei dem ein Reaktor radioaktiv verstrahlt wurde, stillgelegt werden.
Das Werk Graben gehörte damals nicht zu den vordringlichsten. Im September 1974 hatte der Vorsteher des Eidgenössischen Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartementes, Bundesrat Willi Ritschard (SP), den AKW-Betreibern die zeitliche Staffelung der Kernkraftbauten bestätigt: 1. Priorität: Werke in Betrieb; 2. Priorität: Werke im Bau (Gösgen, Leibstadt und das noch nicht begonnene Kaiseraugst); 3. Werke in Projektierung (Graben, Inwil, Verbois).

1975: Gewaltfreie Aktion Graben GAG wird gegründet

1975 war das Jahr der Gründungen rund ums AKW Graben. Der Widerstand gegen Atomkraftwerke nahm 1975 in der Schweiz bisher nie gekannte Formen an: Von April bis Juni wurde das Baugelände von Kaiseraugst besetzt. 1975 organisierten sich auch die Gegner im Oberaargau. Sie gründeten mit rund 20 Personen am 18. April 1975, nur wenige Tage nach Beginn der Besetzung in Kaiseraugst, die Ge-

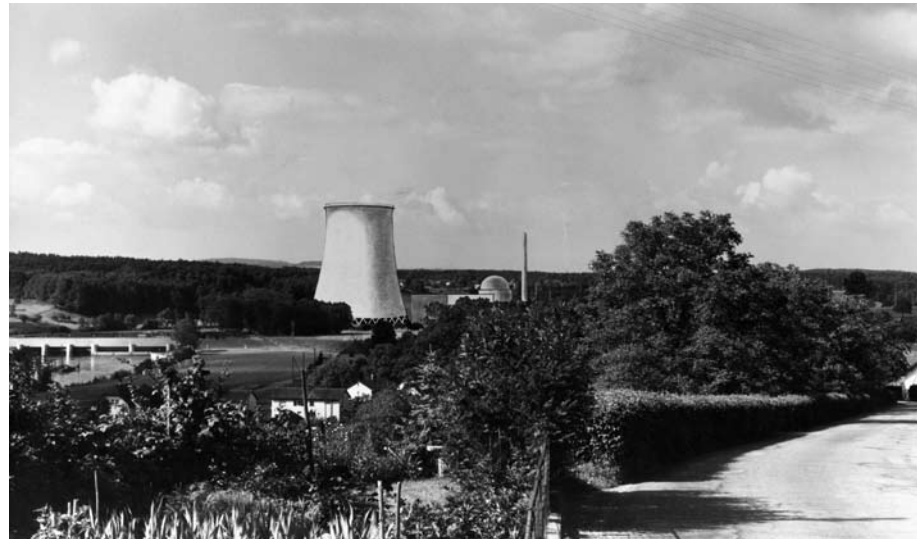
waltfreie Aktion Graben (GAG). Am 26. August 1975 wurde in Solothurn die «Überparteiliche Bewegung gegen Atomkraftwerke» gegründet, welche unter anderem forderte, den 1973 begonnenen Bau des Atomkraftwerks Gösgen und die Planung des Atomkraftwerks Graben zu stoppen.

Während sich die «A-Werk-Gegner» formierten, konnten sich die Behörden der Standortgemeinde Graben die Hände reiben: Die Bernische Kraftwerke AG hatte sich nämlich am 22. September 1975 vertraglich verpflichtet, acht Strassenstücke auszubauen sowie fürs Schulhaus und fürs Gemeindehaus gratis Strom und Wasser zu liefern. Für die Feuerwehr wurde Gratiswasser zugesichert und für die Strassenbeleuchtung Gratisstrom. Zudem werde die Ortsplanung bezahlt. Der Vertrag enthielt auch eine Abmachung, welche bei den AKW-Gegnern viel zu reden gab: «5.5. BKW und EGG [Einwohnergemeinde Graben, Anm. d. Verf.] halten sich über die Wohnraumbelegung gegenseitig auf dem laufenden.» Die harmlose Erklärung für diesen Vertragspunkt: Im Artikel 5 des Vertrages geht es allgemein um die Ortsplanung; je nach «Wohnraumbelegung» muss anders geplant werden. Die Vermutung der Gegner: Die BKW wollte laufend darüber informiert werden, ob AKW-Gegner in die kleine Gemeinde zogen – Gegner, die dann auch an den Gemeindeversammlungen etwas zu sagen hatten.

Das Projekt Graben gab 1975 auch in Bern zu reden: Auf eine «Einfache Anfrage» im Nationalrat antwortete der Bundesrat, dass bei den Kühltürmen für das Kernkraftwerk Graben laut Eidgenössischer Natur- und Heimatschutzkommission eine «verantwortbare Lösung» möglich sei. Im Berner Grossen Rat wurde eine Motion der linken POCH, welche das Aufschieben der Ausführungsarbeiten beim AKW Graben forderte, am 3. November 1975 mit grossem Mehr abgelehnt. Drei Wochen später, am 24. November 1975, empfing der Berner Regierungsrat eine Delegation der Gewaltfreien Aktion Graben (GAG) und des Naturschutzvereins Oberaargau (NVO) zu einem Gespräch über das AKW Graben.

Im Dezember 1975 beantwortete Energieminister Bundesrat Willi Ritschard eine Anfrage der GAG nach dem genauen Zeitplan für das «A-Werk Graben»: Für die Bewilligung von Kernkraftwerken sei folgende Reihenfolge vorgesehen: 1. Leibstadt (Bewilligung Ende 1975); 2. Kaiseraugst: ca. 1977; 3. Graben: über den genauen Zeitpunkt könne

Fotomontage:
So wäre das Atomkraftwerk von Bannwil aus zu sehen gewesen.
Archiv BZ



er nichts sagen, es würde aber nur gebaut, wenn «der Nachweis des Energiebedarfs» erbracht sei.

Ende Jahr, am 22. Dezember 1975, wurde die eigentliche Betreibergesellschaft gegründet, die «Kernkraftwerk Graben AG». Das Aktienkapital betrug 100 Millionen Franken. 45 Prozent der Aktien hielten die BKW (davon waren 5 Prozent für die Stadt Bern reserviert, die Stadt stieg jedoch nie ein), 39 Prozent übernahm die Kernkraftwerk-Beteiligungs AG (daran waren BKW, NOK und EOS zu je einem Drittel beteiligt), 6 Prozent zeichnete die Atel (Aare-Tessin AG), 5 Prozent erwarben die Centralschweizerischen Kraftwerke, weitere 5 Prozent die Elektrizitätsgesellschaft Laufenburg. Die BKW hielt also mit total 58 Prozent die Mehrheit der Aktien. Im BKW-Jahresbericht 1975 hiess es: «Die bisherigen Investitionen der BKW von 47,2 Millionen Franken, wovon 6,8 Millionen Franken für Grundstücke, wurden von der neuen Gesellschaft übernommen.»

Im Februar 1976 entschied der Grosse Rat, dass nach dem Bau des AKWs Graben auch die übrigen 18 Gemeinden vom Steuersegen profitieren dürften (Dekret über die Teilung der Gemeindesteuer der Kernkraftwerk Graben AG). Die Rede war von einem Betrag von 4,6 Millionen Franken («Der Bund» schrieb später gar von 5 Millionen) – pro Jahr. Das Geld würde nach einem speziellen Schlüssel (Grösse der Gemeinde und Zahl der Einwohner) verteilt. «Langenthal hätte stark profitiert»,

erinnert sich der damalige Gemeindeschreiber von Graben, Walter Ingold. Graben sei in diesem Dekret gleich behandelt worden wie die übrigen Gemeinden, Graben hätte aber zusätzlich noch von der Liegenschaftssteuer profitiert.
1976 war ein Jahr der Widersprüche. Zum ersten Mal kamen nach einer Radiosendung öffentlich Zweifel auf, ob das AKW in Graben je gebaut werden könne. Denn Bundesrat Willi Ritschard sagte am 7. Februar 1976 auf Radio DRS: Er sei nicht davon überzeugt, dass die Kernkraftwerke Graben, Verbois, Inwil und Rüthi auf «heute absehbare Zeit» gebaut werden müssten. Aber am 21. Juni 1976 hielt der Bundesrat auf eine «Einfache Anfrage» fest: die Gesamtenergiekonzeption halte ein weiteres Kernkraftwerk auf Mitte der achtziger Jahre für nötig, wobei das Projekt Graben im Vordergrund stehe.
Und auch die Planung ging 1976 wie vorgesehen weiter: Am 1. November 1976 erteilte der Regierungsstatthalter Amt Wangen die Kantonale Baubewilligung für das Kernkraftwerk Graben. Und der Grosse Rat gewährte die Konzession für die Entnahme des Kühlwassers aus der Aare.

1977: Graben-Fest

1977 demonstrierten die Gegner mit dem Graben-Fest deutlich, wie viele Leute sie mobilisieren konnten – und dass das Wort «gewaltfrei» für sie keine blosse Floskel ist. Politiker und Musiker hatten zugesagt, und als Gestalter des Festsignetes konnte der bekannte Schweizer Grafiker Celestino Piatti gewonnen werden.
Für dieses Fest war eigens der «Verein Graben Fest» gegründet worden. Zum Verein gehörten die folgenden Organisationen: «Überparteiliche Bewegungen gegen Atomkraftwerke (Ueba) SO, AG, BE», «Gewaltfreie Aktion Graben», «Gewaltfreie Aktion Bern», «Naturschutz Oberaargau», «Verein für Volksgesundheit», «Verein für Vogelschutz», «Grabener-Blatt». Politische Parteien waren gemäss Statuten «ausgeschlossen».
Im Vorfeld des Graben-Festes von Ende August gingen die Emotionen hoch. Denn es wurde das Schlimmste befürchtet. Kein Wunder: An zwei «Aktionswochenenden» gegen das AKW Gösgen war es zuvor am

Flugblatt für das Grabenfest, gestaltet von Celestino Piatti

26./27. Juni 1977 und 2./3. Juli 1977 zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen jeweils mehreren Tausend Demonstranten und einer interkantonalen Polizeitruppe gekommen. Zur Angst, dass sich die Vorfälle von Gösgen in Graben wiederholen könnten, kam die Tatsache, dass die AKW-Gegner im Oberaargau ohnehin keinen leichten Stand hatten.

So war auch die Organisation des Festes nicht einfach. Sowohl von vielen Landbesitzern als auch von den Behörden wurden den Organisatoren Steine in den Weg gelegt. Unter anderem verboten die Behörden jegliche politische Propaganda. Laut Hanspeter Kriesi (Autor des Buches «AKW-Gegner in der Schweiz», 1982) war in Graben niemand bereit, Land fürs Fest zur Verfügung zu stellen, und zwar auf Druck der BKW.

In dieser angespannten Situation zeigte die Bäuerin Marie Reinmann aus dem Nachbardorf Berken Zivilcourage: Sie stellte ihr Land für das Fest zur Verfügung – ganz in der Nähe des «A-Werk»-Geländes.

Den Pächtern von BKW-Land war sogar verboten worden, Autos auf ihrem Land parkieren zu lassen oder das Land für das Zeltlager zur Verfügung zu stellen. «Unser Grundbesitz ist an verschiedene Landwirte der Gegend verpachtet und diese sind nicht ermächtigt, das Land ohne unser Einverständnis Dritten zu überlassen», hielt die BKW in ihrer Antwort an den Verein Graben-Fest vom 10. Juni 1977 fest. «Unsere Absage gilt auch für andere Parzellen der BKW im Gebiet der Gemeinden Aarwangen, Bannwil, Graben und Berken und insbesondere für das gegen Eindringen Fremder durch einen Zaun und Betretungsverbote geschützte Areal des zukünftigen Kernkraftwerkes Graben.»

Auch die Gemeinde Graben stellte sich quer und stellte die Turnhalle nicht zur Verfügung. Abgeschlossen blieb ebenfalls das Schulhaus Kreuzfeld der Gemeinden Heimenhausen, Röthenbach und Wanzwil. Und die Gemeindeversammlung von Berken, auf deren Gebiet das Fest stattfand, lehnte «diesen ihr aufgezwungenen Anlass» klar ab.

Den Vogel schoss aber die Stadt Burgdorf ab, indem sie den Mietvertrag für die Toilettenanlagen vier Tage vor dem Fest wieder kündigte. Grund lieferte Ziffer 7 des Vertrages: «Bei ausserordentlichen Vorkommnissen (Kriegsmobilmachung, Katastrophen, behördliche Verfügungen) kann vom Vertrag zurückgetreten werden.» Burgdorf machte geltend, bei Unterzeichnung des Vertrages sei nicht bekannt gewesen, dass die Teilnehmer einer Grossdemo in Bern anschliessend ans Graben-Fest ge-

bracht werden sollten. Originalton des Briefes des Stadtbauamtes vom 22. August 1977: «Die Gründe für diesen unliebsamen Rücktritt von der Vereinbarung sind einerseits die uns gegenüber verschwiegene Verbindung mit der Grossdemonstration und andererseits das damit verbundene erhöhte Beschädigungsrisiko unseres Toilettenwagens.» Für die Organisatoren stand mit dieser kurzfristigen Absage das ganze Fest in Frage: Die Bewilligung fürs dreitägige Fest war an «genügend WC-Anlagen mit Waschgelegenheiten» geknüpft.

Auf Konfrontationskurs ging die BKW, die an einer eigens einberufenen Pressekonferenz die Festbesucher davor warnte, das AKW-Gelände zu betreten: Die BKW würde «keinerlei Verletzung» ihres Eigentums dulden.

Nervös reagierte die Konferenz der 19 Gemeindepräsidenten der Region am 17. August 1977. Es werde auch ohne Gewalttätigkeiten kein Anlass sein, der mit Freude erwartet werde. In der Konferenz waren die folgenden 19 Gemeinden vertreten: Aarwangen, Bannwil, Berken, Graben, Heimenhausen, Herzogenbuchsee, Inkwil, Langenthal, Niederbipp, Oberbipp, Röthenbach, Schwarzhäusern, Thunstetten-Bützberg, Walliswil-Bipp, Walliswil-Wangen, Wangen an der Aare, Wangenried, Wanzwil, Wiedlisbach.

Am 25. August 1977 erschien in den damaligen Berner Nachrichten (BN), einem Vorgänger der Berner Zeitung BZ, die folgende Meldung:

Mitteilung der Oberaargauer Gemeindepräsidenten

BN. Mit einer letzten Mitteilung vor dem Graben-Fest in Berken richten sich die Oberaargauer Gemeindepräsidenten an die Festbesucher. Sie rufen alle Teilnehmer der Kundgebung auf, «zu einem ruhigen Ablauf beizutragen.»

«Wer sich für den Umweltschutz einsetzt, hält gerade bei einem solchen Anlass auf Ordnung und nimmt auf die betroffene Bevölkerung Rücksicht», heisst es in der Mitteilung der Gemeindepräsidenten. «Berken zählt 67 Einwohner. Schon 1400 Besucher des sog. Graben-Festes bedeuten für diese kleine Gemeinde ein völliges Ungleichgewicht (20 Fremde pro Einwohner). Jeder kann sich selbst ausrechnen, was ein solcher Anlass mit gleichem Zahlenverhältnis an seinem Wohnort für das nächste Wochenende bedeuten würde. Er erkennt dann sofort, dass die Vorbereitungen kaum perfekt genug sein können und mangelnde Er-

fahrung der Veranstalter sowie späte Kontaktaufnahme mit den Behörden keineswegs beruhigend wirken. Es mahnt auch zum Aufsehen, dass es bis zur Stunde nicht möglich war, von den Organisatoren die Unterschrift eines Verantwortlichen für die Aushändigung einer Bewilligung zu erhalten.» Die Gemeindepräsidenten «respektieren das Recht auf freie Meinungsäusserung vollauf. Ihnen obliegt indessen ebenfalls der Schutz von Eigentum und Privatsphäre ihrer Bürger», heisst es in der Mitteilung weiter.

Dass man die Organisatoren des Graben-Festes als Gesprächspartner aber auch ernst nahm, hatte kurz vorher Bundesrat Willi Ritschard gezeigt: Er empfing am 18. August 1977 eine Delegation des Vereins Graben Fest und der Gewaltfreien Aktion Graben. Und er machte klar: Nach Meinung des Bundesrates sollten «keine weiteren Bewilligungen für A-Werke» erteilt werden, bevor die Abstimmung über die «Initiative zur Wahrung der Volksrechte und der Sicherheit beim Bau und Betrieb von Atomanlagen» erfolgt sei. Diese wurde übrigens am 18. Februar 1979 bei einer Stimmbeteiligung von 49% zwar abgelehnt; Ja: 919 923 (48,8%), Nein: 965 271 (51,2%). Im Oberaargau aber wurde diese erste Atomschutz-Initiative knapp angenommen.
Zurück zum Graben-Fest, dem eindrücklichen Höhepunkt des gewaltlosen Widerstandes: Es dauerte drei Tage, von Freitag, 26. August 1977, bis Sonntag, 28. August 1977. Quasi in der Mitte des Festes, am Samstag, 27. August 1977, fand in Bern eine nationale Demonstration mit (je nach Quelle) 5000 bis 10 000 Personen statt «für einen sofortigen vierjährigen Bau- und Bewilligungsstopp aller Atomanlagen». Im Anschluss an die Demo, um 17.15 Uhr, fuhr in Bern der Extrazug Bern–Bützberg ab, die Demonstranten wanderten dann vom Bahnhof Bützberg nach Graben, wo sie um 19.30 Uhr erwartet wurden.
Das Festzelt in Graben hatte Platz für 3000 Personen, es war total überfüllt; die Zahl der Teilnehmer wurde auf 6000 bis 9000 Personen geschätzt. Etwa 1000 Leute übernachteten trotz des Dauerregens in den Schlafzelten bei Berken. Es herrschte eine Volksfeststimmung. «Das Graben-Fest soll vor allem Leuten aus der Umgebung zeigen, dass wir keine extremen Sektierer sind, sondern einfach Leute aus dem Volk, die sich der Sache der Atomenergie ganz bewusst so ernst annehmen», hatte der Verein Graben Fest im Vorfeld festgehalten. Die Organisatoren hat-

ten dafür gesorgt, dass niemand das AKW-Gelände betreten konnte. «Wir stellten Leute, die das Gelände bewachten», erinnert sich Ueli Marti von der Gewaltfreien Aktion Graben. Übrigens: Im Gegensatz zu einer im Oberaargau weit verbreiteten Meinung ist das AKW-Gelände bis heute nie besetzt worden.

Wesentlich zur Volksfeststimmung trug das Programm bei. Es traten laut Festprogramm u.a. die folgenden Musiker auf: «Ernst Born (Chansons), Martin Heiniger und Lost-Peace-Musiker (Berner Chansons), Toblermit (vom Ländler bis zum Pop-Jazz), Los Jairos (südamerikanische Folklore), Fritz Widmer (Chansons), ImBodebänd mit Walther Lietha.» Und zum Tanz spielten die «Eldorados» auf.

Es referierten u.a. die folgenden Redner: Samuel Bhend (damals SP-Grossrat, später Regierungsrat), Paul Günter (damals LdU-Grossrat, später SP-Nationalrat), Franz Weber (Umweltschützer), Walter Neu (Physiker), Luise Brodmann aus Arlesheim. Und Pfarrer Zürcher aus Bannwil gestaltete den Gottesdienst am Sonntagvormittag.

Liedermacher Tinu Heiniger, der sowohl an der Grossdemo in Bern als auch danach am Graben-Fest in Berken sein «Grabelied» sang, erinnert sich: «*Bevor ich mit meiner Band ans Grabenfest fuhr, war auf dem Bundesplatz eine Anti-AKW-Grossdemo. Ich hatte kurz zuvor mein Grabelied fertig geschrieben und wartete mutterseelenallein irgendwo unter dem Rednerpult auf meinen Auftritt mit diesem brandneuen Lied. Ich versuchte, meine Gitarre zu stimmen und war wahnsinnig aufgeregt. Ich schwitzte und hatte unglaublich Schiss. Nicht vor den Kameras, die auch mich filmen würden fürs Fichenarchiv, aber davor, ich würde mit diesem Lied grauenhaft abstürzen. Es würde in einem Riesenfiasko enden dort oben, mit diesem Lied, das ich ja noch gar nicht richtig konnte. Herrgott nochmal, auf was hatte ich mich da eingelassen? Warum machte ich das? Ich könnte doch zufrieden irgendwo in einer Badi rumhängen. Aber nein, in ein paar Minuten musste ich rauf auf die Bühne und mich dort mit diesem Lied all diesen tausenden zornigen Menschen stellen. Und dann sagte man mich an und ich legte los – und sogleich war sie weg, diese Angst. Und ich wusste, jetzt konnte mir nichts mehr passieren.*»

Sein «Grabelied», dessen Textzeile «So Lüt wy anger Lüt» seiner ersten LP gleich den Namen gab, gibt viel von der damaligen Stimmung wieder:

LP-Hülle vom Grabenfest,
26. bis 28. August 1977;
mit einem Stimmungsbild aus dem
Festzelt.

grabelied
(martin heiniger)

mir schtöh hie ohni maske, ohni chnüpple
mir sy nid moskouhörig, hei keis tränegas
mir sy so lüt, wie anger lüt, wo chrüpple
für d'mieti z'zahle, füre frass

mir schtöh hie, und mir proteschtiere
solang me hie no proteschtiere cha
dergäge, dass me üs wie schaf wott füehre
u dass me üs gäng meh wott überga

die, wo das wei, ghörsch vieu vo freiheit rede
sie meine ihri freiheit und ou ihres rächt
u si hei angscht, es chönnt sech hie mau jede
sy freiheit nä, de ging's de dene äuä zimli schlächt

u das sy ou die, wo druflos inveschtiere
dert, wo sech ds gäud vermehrt, o we's der schteicht
u au's versüücht, s' muess haut räntiere
o we's so angeri a d'schnure preicht

üs, won es preicht, mir söue ja nüt säge
o we mir sehr vieu z'säge hei
die, wo das so wei ha, die sy dergäge
wüeu si uf ds mau süsch nüt meh z'säge hei

u grad wäg dene sy mer hie, u we my suhn scho chönnti loufe
de stiengt er näb mer und är chönnt ou gseh
dass die nid da sy, wo üs wei verchoufe
a ihre fortschritt, aber mir, mir wärde gäng wie meh:

wo gnue hei u wo dene nümm vertroue
d'verantwortig drum säuber übernäh
wo die nümm lö la wyterboue
wo gnue hei u wo nümm rue gäh

bis au gnue wüsse, ihres spiel dürschoue
bis aui gmerkt hei, dass' haut settig git
wo sich uf üser chöschte dänkmau boue
dass si's nume chöi, solang prestisch, profit

solang, dass sachzwäng, investitione
bestimme söue, wie mir z'läbe hei
u dass sech ihres gschäft nume so lang cha lohne
bis die, wo's trifft, ou öppis z'säge hei

u we die hie glych boue wei
de gö mer eifach nümme hei

u sy nid nume hüt
grabelüt

u we die hie glych boue wei
de gö mer eifach nümme hei
u sy nid nume hüt
zum bischpiu grabelüt!

grüeni wäuder, dunkli schatte
hingedra es AKW
über fäuder, wies' u matte
härz mys härz, wie tuet das weh

refrain:
bärnbiet, o du liebi heimat
schöner chönnti's niene sy
i ha gäng chli fröid gha dranne
und i wehre mi für di

lüt us aune herre goue
chöme scharewys derhär
und verhind're dass sie boue
u das isch hüt scho zimli schwär

refrain:
bärnbiet o du liebi heimat
schöner chönnti's niene sy
i ha gäng chli fröid gha dranne
und mir wehre üs für di

Das Fest war ein grosser Erfolg. Ein Ausschnitt des musikalischen Teils wurde auf einer Langspielplatte verewigt. Darauf sind die Grabenshouters zu hören, die Aarebögeler, Aernschd Born und Tinu Heiniger. Und die Begrüssung einer hörbar bewegten Landbesitzerin Marie Reinmann: «In meinen schönsten Träumen hätte ich nie daran gedacht, dass ich euch einmal auf unserem eigenen Grund und Boden begrüssen dürfte. Um so freudiger mache ich das (Applaus). Wer schon lange mit-

macht im Kampf gegen AKW, dem muss man nicht sagen, was wir in den letzten Wochen alles an Gemeinheiten und Repressalien einstecken mussten, weil man uns dazu bringen wollte, das Land nicht zur Verfügung zu stellen. Ich wünsche Euch von Herzen einen schönen Abend und morgen einen schönen Tag. Helft mit, dass wir das Fest friedlich durchführen können. Schliesslich müssen wir der Bevölkerung beweisen, wie glaubwürdig unsere Gegner sind, die bewusst mit falschen Gerüchten probiert haben, die Leute davon abzuhalten, unser Fest zu besuchen, weil wir angeblich Radau machen wollten und die Leute gefährdet seien. Also, viel Freude euch allen zusammen. Den Mutigen gehört die Welt.»

Etwa 6000 bis 9000 Teilnehmer am Graben-Fest in Berken, keine Zwischenfälle, keine «Gewalttätigkeiten»: Das blieb auch der Presse nicht verborgen. So titelte der Berner «Bund» in seinem Bericht vom 29. August 1977: «A-Werk-Gegner holen sich Sympathien».

In der Tat – ob nun wegen oder trotz des Festes: Im Oberaargau begann nach dem Graben-Fest die AKW-Graben-freundliche Stimmung zu kippen.

1979: Oberaargau stimmt Atominitiative zu

Vor 30 Jahren, 1978, deutete noch nichts darauf hin, dass auf den Bau eines AKWs in Graben verzichtet würde. Im Hinblick auf weitere Feste und Demonstrationen erliessen zuerst Berken und danach Graben ein Demonstrationsreglement. Graben handelte sich mit seinen einengenden Vorschriften prompt eine Gemeindebeschwerde ein. Schliesslich landete das Reglement vor Bundesgericht, das einen Punkt wegen Verletzung der Meinungsäusserungsfreiheit wieder aufhob.

In Langenthal hatten die Atomgegner am 11. Juni 1978 Grund zur Freude: Ein AKW-kritischer Kandidat wurde zum Gemeindepräsidenten gewählt. Laut GAG-Jahresbericht 1978/79 hat die Gewaltfreie Aktion Graben ein «Befragungsprozedere» mit allen drei Kandidaten durchgeführt (Walter Meyer, SP, Kurt Leiser, SVP, und Heinz Stucker, FDP). «Der Erfolg gab uns recht», steht im Jahresbericht. «Gewählt wurde Walter Meyer. Er hat sich gegen das AKW Graben ausgesprochen.»

Am 18. Februar 1979 wurde – wie erwähnt – die erste Atominitiative

Werbe-Aktion für den Pfingstmarsch am Abendverkauf in Langenthal (1. Juni 1979).
Weil die Behörden den geplanten Fackelzug nicht bewilligt hatten, verteilte die Frauengruppe der Gewaltfreien Aktion Graben (GAG) in der Innenstadt Flugblätter.
Fotos Robert Grogg

Pfingstmarsch, Schlusskundgebung in Graben (4. Juni 1979)

vom Schweizer Souverän im Verhältnis 49 zu 51 knapp abgelehnt. Im Oberaargau aber wurde diese erste Atomschutz-Initiative knapp angenommen (von den 55 Oberaargauer Gemeinden sprachen sich 31 für und 24 gegen die Initiative aus, das Oberaargauer Stimmenverhältnis betrug 12 471 Ja, 12 005 Nein).

1979 wurde die Diskussion um die Sicherheit von Atomkraftwerken durch einen Unfall in den USA angeheizt: Am 28. März 1979 ereignete sich im Kernkraftwerk Three Mile Island in der Nähe von Harrisburg (Pennsylvania) ein gravierender Störfall. Darauf versprach Bundesrat Willi Ritschard am 8. Mai 1979 in einem Vortrag in Langenthal, dass die Standortbewilligung für das Kernkraftwerk Graben «von Grund auf überprüft» werde.

Am Pfingstmontag, 4. Juni 1979, demonstrierten über 5000 Personen gegen das «A-Werk Graben». Die Schlusskundgebung dieses dritten nationalen Pfingstmarsches fand in Graben statt. «Darunter waren allein 1500 Personen aus unserer Gegend», notierte GAG-Sekretärin Lina Lienhard damals stolz in ihrem Schreiben an die Mitglieder der Gewaltfreien Aktion Graben. An diesem Nationalen Pfingstmarsch wurde auch eine Resolution herausgegeben. Dort steht unter anderem: «Unsere Erfahrung hat gezeigt, dass nicht das Vertrauen in die Behörden AKW verhindert, sondern nur der aktive Kampf in der breiten Bewegung. Nachdem dank dem massiven Widerstand der Bevölkerung das AKW Kaiseraugst bisher verhindert werden konnte, wird der Widerstand gegen das nächstvorgesehene AKW Graben besonders dringlich.»

Für die Oberaargauer AKW-Gegner gab es 1979 auch zwei Dämpfer. So wurde zum ersten Mal Gewalt angewendet: Am 12. November 1979 wurde ein Anschlag auf den Meteo-Mast auf dem AKW-Gelände verübt. Die AKW-Gegner distanzierten sich vom Anschlag, ein Mitglied der Gewaltfreien Aktion Graben verwendete in einem Statement im Schweizer Radio gar das Wort «Terroristen». In einem Flugblatt unter dem Titel «Wie lange wollen wir noch FACKELN…?» zeigte ein «Komitee Atomstopp» (mit einer Postfachadresse in Bern) aber Verständnis: «Wer sich im Namen von Legalität und Demokratie von solchen Aktionen distanziert und sie verurteilt, stellt sich auf die Seite der Atombetreiber und fällt damit der AKW-Gegner-Bewegung in den Rücken!»

Am schlimmsten war für die AKW-Gegner aber die Gemeindeversammlung von Graben vom 14. Dezember 1979. Die Versammlung hätte es

Anschlag auf den Meteo-Mast auf dem AKW-Gelände (12. November 1979). Foto Robert Grogg

in der Hand gehabt, die AKW-Pläne mit einem Nein zur Umzonung des 40 Hektaren grossen Baugeländes zu begraben. (Die Zonenausscheidung war aufgrund eines Bundesgerichtsurteils von 1977 nötig geworden.) Doch in geheimer Abstimmung wurde die Umzonung mit 43 zu 40 Stimmen angenommen. Der Gemeindepräsident hatte (laut Berner Zeitung vom 17. Dezember 1979) die Versammlung so informiert: «Seit elf Jahren ist das Kernkraftwerk geplant und die ordentliche Baubewilligung wurde am 1. November 1976 erteilt. Wir müssen die Tatsache anerkennen, denn sie kann von der Gemeinde nicht abgestritten werden.» Das knappe Ja entsprach nicht dem Diskussionsverlauf: 6 AKW-Gegner, aber nur 2 Befürworter hatten sich zu Wort gemeldet. Möglicherweise hatte – neben dem Eindruck, die Gemeinde habe keine andere Wahl – auch eine der vielen damaligen Anti-AKW-Gruppierungen alles vermasselt. Im «Grabener Blatt», das kurz vor der Gemeindeversammlung verteilt worden war, standen einige Unrichtigkeiten. So war von drohenden Enteignungen die Rede. Ein Unsinn, angesichts der Tatsache, dass die BKW schon lange im Besitz des Landes war. «Dieser Umstand wurde dann vom Gemeindepräsidenten nach der Devise ‹Etwas falsch, alles falsch› weidlich ausgenützt», heisst es im Protokoll des Komitees «AKW Graben nie», das am darauf folgenden Montag, 17. Dezember 1979, im «Kreuz» Herzogenbuchsee tagte. Überhaupt wurde

die Gruppe «Grabener Blatt» an dieser Sitzung heftig kritisiert: «In der hiesigen Gegend gilt bei vielen Leuten das «Grabener Blatt» als Sprachrohr der Anti-AKW-Gegner, was absolut nicht den Tatsachen entspricht», notierte Lina Lienhard im Protokoll weiter. «Z.B. wurden im ‹Grabener Blatt› die Bauern zum Mitmachen bei der Demo aufgefordert, was absolut unrealistisch ist und contra-produktiv wirkte», hielt sie weiter fest. «Bei so wichtigen Angelegenheiten wie einer Abstimmung muss man die Mentalität der ortsansässigen Bevölkerung genau studieren und in Rechnung stellen.»

1980: 24 150 Einsprachen gegen die Rahmenbewilligung

1980 erhielten die AKW-Gegner aber wieder Aufwind. Das Jahr begann gleich mit einem Höhepunkt: Am Laternen- und Fackelzug von Langenthal zum AKW-Gelände in Graben marschierten rund 2500 Personen mit. Den Laternenmarsch hatte das Komitee «AKW Graben nie» organisiert. Das Komitee war im September 1979 von den 16 wichtigsten Gegnergruppen der Kantone Bern und Solothurn als Koordinationsgre-

«Z' Grabe brönnts», Schlusskundgebung am Abend nach dem Neujahrsmarsch beim AKW-Gelände. Foto Robert Grogg

«Laternenmarsch»: Rund 2500 Personen marschierten am 1. Januar 1980 von Langenthal nach Graben (hier bei Aarwangen). Foto Robert Grogg

mium gebildet worden. Nämlich: Gewaltfreie Aktion Graben, «Grabener-Blatt», Alternativgruppe Herzogenbuchsee und Umgebung, Gewaltfreie Aktion Bern, UeBA Bern, AKW-Gegner Bethlehem, Atomschutzkomitee Biel, UeBA Solothurn, Vereinigung für Atomschutz & Alternativenergien Wasseramt, Thuner Atomschutzkomitee, Bürgerinitiative (BI) Langendorf, BI Olten, BI Zuchwil, BI Solothurn, BI Derendingen, Emmentaler Forum für Energie und Umwelt.

An dieser Neujahrsdemonstration unter dem Motto «z'Grabe brönnt's!» wurde angedroht, das AKW-Gelände wenn nötig zu besetzen.

Schon eine Woche später, am 8. Januar 1980, wurde bekannt, dass das Rahmenbewilligungsgesuch für das Kernkraftwerk Graben Ende 1979 eingereicht worden war. Damit kam viel Arbeit auf die AKW-Gegner zu. Am 12. Februar 1980 begann die dreimonatige Einsprachefrist. Zu den Gesuchsunterlagen gehörte auch ein 2000 Seiten dicker Sicherheitsbericht zum AKW Graben – allerdings in englischer Sprache. Die Gegner machten in der ganzen Schweiz mobil und machten das Einsprechen mit einem Musterbrief einfacher. «An die Bundeskanzlei, z.H. des Schweizerischen Bundesrates, 3003 Bern» wurden die «Einwendungen gegen die Erteilung einer Rahmenbewilligung für das Atomkraftwerk Graben» geschickt. Vom Bundesrat wurde «gestützt auf das revidierte Atomgesetz Art. 5, Abs. 2 und 4» verlangt, die gewünschte Bewilligung zu verweigern. Erstens: «Das Unfall- und Schadenrisiko der Atomanlagen ist nach wie vor viel zu gross.» Zweitens: Es bestehe kein Bedarf für das KKW Graben. Dieses Argument wurde untermauert mit dem Hinweis

auf die Dissertation des heutigen Stadtpräsidenten von Zürich, Elmar Ledergerber: «Wege aus der Energiefalle» (1979, Hochschule St. Gallen). Und drittens: «Das Atommüllproblem ist nicht gelöst und in einem dicht besiedelten Land wie der Schweiz wahrscheinlich nicht lösbar.»
Eine neu gegründete «Interessen-Gemeinschaft Graben IGG» erklärte in einem Flugblatt, wer vom Atomkraftwerk Graben betroffen wäre. Das Flugblatt wurde in allen Gemeinden im Umkreis von fünf Kilometern von Graben verteilt, denn diese konnten (laut Flugblatt) auch gegen «die Erteilung der nuklearen Baubewilligung für das Atomkraftwerk Graben» einsprechen: Aarwangen, Bannwil, Bleienbach, Berken, Graben, Heimenhausen, Herzogenbuchsee, Inkwil, Langenthal, Niederbipp, Niederönz, Röthenbach, Schwarzhäusern, Thunstetten-Bützberg, Walliswil-Wangen, Walliswil-Bipp, Wanzwil.
Die sechs Beispiele, welche die IGG aufführte, illustrieren auch, welche Ängste die AKW-Pläne im Oberaargau auslösten:

Beispiel A
Herr Müller, Landwirt aus Schwarzhäusern, befürchtet Auswirkungen des Kühlturmes auf den Ertrag seiner Felder (s. Gösgen).

Beispiel B
Frau Meier, Hausfrau in Bannwil, hat von einer Bekannten aus Aarau erfahren, dass die Wäsche nicht mehr trocken wird. (Je nach Windrichtung der Dampffahne von Gösgen.)

Beispiel C
Familie Berger aus Aarwangen hat ein Einfamilienhaus erworben und fürchtet wegen der ständigen Feuchtigkeit Schäden an ihrer Hausfassade und Wertverminderung von Land und Haus.

Beispiel D
Herr Oberer aus Bützberg ist Vertreter und viel unterwegs. Bei einer möglichen, ernsthaften Panne in Graben würden Absperrungen verhindern, dass er von auswärts zu seiner Familie zurückkehren könnte.

Beispiel E
Herr Knecht und Sohn sind leidenschaftliche Fischer, und ihre Stamm-

plätze sind an der Aare unterhalb von Graben. Sie haben im aufgelegten Sicherheitsbericht gelesen, dass radioaktives Wasser an die Aare abgegeben wird. Auch bei kleinen Dosen wird sich über die Nahrungskette der Tiere bis zum Menschen eine grössere Dosis anreichern.

Beispiel F
Gemeinde XY unterhalb Aarwangen ist auf die Wasserentnahme aus der Aare zur Aufbereitung von Trinkwasser angewiesen. Eine Unschädlichkeit bei Betrieb des Atomkraftwerkes Graben kann nicht gewährleistet werden.

Der Aufwand hatte sich gelohnt. Bundesbern ertrank schier in der Einspracheflut. Am 28. Mai 1980 teilte das Bundesamt für Energiewirtschaft der Gewaltfreien Aktion Graben «in Beantwortung Ihres Briefes vom 16. Mai 1980» mit, dass rund 24 500 Einwendungen eingegangen seien, «davon 2000 gegen die Erteilung der nuklearen Baubewilligung». 16 500 Einwendungen kamen auf vorgedruckten Blättern, 6000 wurden in brieflicher Form eingereicht, dazu kamen die 2000 Einsprachen gegen die nukleare Baubewilligung. 70 Prozent der Eingaben kamen aus der Deutschschweiz (Schwerpunkt: Kantone Bern, Solothurn und Basel-Land), 15 Prozent aus der Welschschweiz (Schwerpunkt: Kanton Genf), und mit weiteren 15 Prozent überraschend viele aus dem Tessin. Total 37 Berner Gemeinden hatten Einsprache erhoben. Die lokalen AKW-Gegner-Organisationen und Einzelpersonen lancierten in den folgenden Oberaargauer Gemeinden Petitionen, damit die Behörden Einsprachen oder Einwendungen zum AKW machten: Aarwangen, Berken, Bleienbach, Heimenhausen, Herzogenbuchsee, Kleindietwil, Leimiswil, Niederbipp, Oberönz, Roggwil, Thunstetten-Bützberg, Schwarzhäusern, Walliswil-Wangen, Wiedlisbach. Und in diesen Gemeinden wurden Initiativen lanciert: Graben, Inkwil, Langenthal und Rütschelen. Unter anderem in Berken und in Walliswil-Wangen sollen mehr als die Hälfte der Stimmberechtigten unterschrieben haben. Alle diese Oberaargauer Gemeinden sprachen ein – mit Ausnahme von Graben. Es erhoben aber auch weitere Oberaargauer Einwohner- und Burgergemeinden Einsprachen, ohne Petition oder Initiative. Zum Beispiel Attiswil, Bannwil, Farnern, Lotzwil, Melchnau, Obersteckholz, Seeberg, Thörigen; Walliswil-Bipp, Wangen an der Aare, Wangenried und Wolfisberg.

Ueli Marti gehörte 1980 zum Komitee, das mit einer Initiative die Langenthaler Behörden zu einer Einsprache gedrängt hatte: «Das zuständige Gemeindeorgan wird verpflichtet, im Namen der Gemeinde gegen die Erteilung der Rahmenbewilligung sowie gegen die Erteilung der nuklearen Baubewilligung an die Kernkraftwerk Graben AG Einwendungen zu erheben.» Ueli Marti erinnert sich: «An einem einzigen Abstimmungswochenende sammelten wir 1200 Unterschriften.» Die Sammlung war generalstabsmässig vorbereitet worden; es war noch jene Zeit, als man nur in Ausnahmefällen brieflich abstimmen durfte. Vor jedem Abstimmungslokal standen während den ganzen Öffnungszeiten vom Freitagabend bis am Sonntagmittag AKW-Gegner mit ihren Unterschriftenbögen. Die Sammlung war so erfolgreich und ärgerte einige Leute so, dass der Langenthaler SVP-Parlamentarier Kurt Leiser (der im zweiten Wahlgang am 11. Juni 1978 die Wahl ums Gemeindepräsidium gegen Walter Meyer, SP, verloren hatte) am 4. März 1980 im Grossen Gemeinderat eine Motion einreichte, in der er das Unterschriftensammeln vor Abstimmungslokalen stark einschränken wollte. Die Leute seien «in letzter Zeit» sowohl beim Betreten als auch beim Verlassen des Stimmlokals «sehr intensiv und teilweise auch sehr aufdringlich zur Abgabe einer Unterschrift aufgefordert worden». Diese, «von vielen Stimmbürgern nicht geschätzten Zustände […] stellen in der heutigen Form eine unhaltbare Zumutung dar».

Trotz des Ärgers über Unterschriftensammlungen: Die öffentliche Meinung zum AKW Graben im Oberaargau war definitiv gekippt. Das zeigte auch die Gemeindepräsidentenkonferenz im April 1980, welche Vorbehalte gegen die Dampffahne des Kühlturms anmeldete. Und die Kernkraftwerk Graben AG zeigte sich bereit, die Frage der Kühlung zu prüfen, es sei allerdings fraglich, ob eine direkte Flusswasserkühlung besser wäre.

Während sich die Diskussion auf ein Nebengeleise verschob, gingen in Graben offenbar die Wogen hoch. Im Protokoll einer Gegnergruppe wurde am 31. März 1980 festgehalten: «Graben: Die Lage ist sehr heiss. AKW-Gegnern wird gedroht, der Lehrerin mit Entlassung, den Mietern von BKW-Wohnungen mit Rausschmiss, etc.» Die angespannte Situation dürfte im Zusammenhang mit der Gemeindebeschwerde gestanden haben, mit der drei Personen (unter anderen Kurt Salfinger, Gründer der späteren Gratis-Zeitung «Das andere Blatt» und Drucker vieler Flug-

blätter der AKW-Gegner) den Entscheid der Gemeindeversammlung vom 14. Dezember 1979 anfechten wollten. Allerdings erfolglos.
Sowohl für die AKW-Planer als auch für AKW-Gegner begann ab Mitte 1980 das grosse Warten, ab und zu unterbrochen von verbalen Scharmützeln. So wies zum Beispiel die Kernkraftwerk Graben AG im Juli 1980 die Kritik der Gewaltfreien Aktion Graben zurück, wonach die Erdbebensicherheit nicht gewährt sei. Und die BKW, welche mehrheitlich im Besitz des Kantons Bern ist, markierte an der Generalversammlung vom 13. Juni 1980 Zuversicht: Das Kernkraftwerk Graben sei neben demjenigen von Kaiseraugst für eine sichere und genügende Stromversorgung der Schweiz nötig, wurde gesagt. Und im Jahresbericht 1980 der BKW hiess es zu den 24 150 Einsprachen: «Die Gewichtung dieser Stellungnahmen bei der Beurteilung des Gesuchs für ein Werk von nationaler Bedeutung liegt nun in den Händen des Bundesrats und des Parlaments, die nach dem ergänzten Atomgesetz letztlich die Verantwortung für die Versorgung unseres Landes mit Elektrizität tragen.»
Zum Fortschritt der Planungsarbeiten in Graben war lediglich zu lesen: «Die Projektierungsarbeiten waren darauf beschränkt, das Projekt genehmigungsreif zu erhalten.»
Am 23. Oktober 1980 veröffentlichte das Eidgenössische Verkehrs- und Energiedepartement das Ergebnis der Vernehmlassung zum AKW Graben: 17 Kantone sprachen sich für die Rahmenbewilligung aus, 3 dagegen (Basel-Stadt, Basel-Land, Jura), und 6 liessen die Frage offen (Schwyz, Schaffhausen, Tessin, Waadt, Neuenburg, Appenzell-Innerrhoden).

Das Ortsschild «Graben» wurde von Kundgebungsteilnehmern vom 21. März 1981 abgeändert. Foto Archiv BZ

1981: Graben als Ersatz für Kaiseraugst?

Am 21. März 1981 organisierten die AKW-Gegner eine grosse «Kundgebung gegen die Atomstrassen». Man wollte die Bevölkerung darauf aufmerksam machen, dass die Zufahrtstrassen zum AKW-Gelände «bald fertig» seien, und dass für das noch nicht bewilligte AKW bereits über 300 Millionen Franken investiert wurden. An dieser Strassenbegehung nahmen etwa 1500 bis 2000 Personen teil.
Das nationale Interesse konzentrierte sich in den nächsten Jahren aber auf die Auseinandersetzungen beim geplanten AKW Kaiseraugst. Es zeichnete sich ab, dass Kaiseraugst aufgrund der grossen Gegnerschaft

nicht gebaut werden konnte. Der Bau des AKW Graben war immer nach dem Bau von Kaiseraugst vorgesehen gewesen. Deshalb machte sich plötzlich die Angst breit, Graben könnte Kaiseraugst vorgezogen werden. So machte zum Beispiel die – eigentlich AKW-Graben-freundliche – Regierung des Kantons Solothurn am 30. Juni 1980 in einer Antwort zu einer Interpellation im Kantonsrat klar, sie werde sich «entschieden dagegen wehren», dass Graben anstelle von Kaiseraugst ausgeführt werde.

Am 7. September 1981 drohte die Gewaltfreie Aktion Graben in einem nett abgefassten Brief an Bundesrat Leon Schlumpf, dass auch in Graben mit «Besetzungen und Gewaltanwendungen» gerechnet werden müsste, falls entschieden würde: «Graben statt Kaiseraugst.» Für die GAG «eine nicht akzeptable Variante». In diesem Brief steht auch, was allgemein vermutet wurde: «Die Auffassung weiter Kreise, es würde noch aus einem anderen Grunde Graben vorgezogen, nämlich, weil die hiesige Bevölkerung ruhiger und regierungstreuer ist als die Basler und zudem die bernische Regierung über ein stärkeres Polizeicorps verfügt als der Kanton Aargau, das im Jura schon seine Erfahrungen gesammelt hat, ist bestimmt nicht aus der Luft gegriffen.»

Am 19. September 1981 forderte die Gewaltfreie Aktion Graben in einem Pressecommuniqué, man solle «dem sich abzeichnenden Kuhhandel Graben statt Kaiseraugst» entgegentreten. Am 25. September 1981 drohten 16 Nationalräte und Grossräte aus der Region in einer Resolution, dass mit entschiedenem Widerstand gegen das Kernkraftwerk Graben zu rechnen sei, wenn der Bundesrat die Rahmenbewilligung für das AKW Graben statt Kaiseraugst erteile. Und am 1. Oktober 1981 schrieb die FDP des Kantons Bern (im Namen von 90 bürgerlichen Politikern) an den Bundesrat: «Wir sind nicht bereit, einem politischen Handel zuzustimmen, in welchem Kaiseraugst durch Graben ersetzt würde.»

Doch eine Motion, welche den Berner Regierungsrat verpflichten wollte, den Verzicht auf Graben anzustreben, wurde am 18. Februar 1982 im Grossen Rat abgelehnt. Klar angenommen (140 zu 32 Stimmen) wurde aber am 30. August 1982 eine Motion, wonach sich der Regierungsrat bei den Bundesbehörden dafür einsetzen musste, dass das KKW Graben nicht als Ersatz fürs KKW Kaiseraugst dienen dürfe.

Derweil wurde munter weiter in die beiden Projekte investiert. Am

Demonstration gegen das AKW in Graben (21. März 1981). Foro Archiv BZ

9. April 1983 berichteten Zeitungen, dass für die projektierten Kernkraftwerke Kaiseraugst und Graben bis Ende 1982 total 1,2 Milliarden Franken investiert worden seien, 843 Millionen für Kaiseraugst, 413 Millionen Franken für Graben.

1984: Festhalten am Projekt Graben

Ende 1983 waren bereits 465 Millionen Franken fürs AKW-Projekt Graben aufgewendet worden, dies teilte die BKW an ihrer Bilanz-Pressekonferenz am 10. April 1984 mit. Am 12. September 1984 lehnte der Grosse Rat mit 78 zu 48 Stimmen eine Motion ab, welche von der BKW den Stopp aller Investitionen fürs AKW Graben forderte. Und auch das Schweizervolk stand nach wie vor hinter der Atomenergie: Die zweite Atominitiative («Für die Zukunft ohne weitere Atomkraftwerke») wurde im Verhältnis 55:45 abgelehnt.
Im Oberaargau aber wurde weiter gegen das AKW Graben gekämpft. So kündigte der Gewerkschaftsbund Langenthal am 17. November 1984 in einem Brief an den Bundesrat «energischen Widerstand» an,

falls Graben Kaiseraugst ersetzen sollte. Und am 24. Dezember 1984 erschien in den Tageszeitungen eine Erklärung der Gemeindepräsidentenkonferenz: Diese habe «mit Befremden und Besorgnis von gewissen Absichten Kenntnis genommen, das Projekt Kaiseraugst gegen Graben auszuwechseln».

Ob nun als Ersatz für Kaiseraugst oder nach Kaiseraugst: Die BKW hielt weiter an Graben fest. So informierte die BKW-Chefetage am 24. April 1985 in Berken die Bevölkerung über die AKW-Pläne. Auf dieses Werk könne nicht verzichtet werden, hiess es, denn es fehle «an realistischen Alternativen» und der Strombedarf nehme zu. An diesem Informationsanlass war auch über den 140 Meter hohen Kühlturm gesprochen worden: Die BKW-Direktion gebe einem gemischten Kühlsystem (Flusswasser/Kühlturm) den Vorzug, so werde der Kühlturm nur noch 80 Meter hoch. An der BKW-Generalversammlung vom 21. Juli 1985 wurde betont, dass aus Gründen des Umweltschutzes vermehrt Erdöl durch Elektrizität ersetzt werden müsse und dass deshalb nicht auf Graben verzichtet werden könne. Und am 4. November 1985 erklärte BKW-Direktionspräsident Rudolf von Werdt, dass gegenwärtig der Bedarfsnachweis aktualisiert werde, und dass die Kernkraftwerk Graben AG danach «mit Nachdruck» die Erteilung der Rahmenbewilligung fordern wolle. Denn es brauche sowohl Kaiseraugst als auch Graben. Dieser Ansicht widersprach Regierungsrat René Bärtschi (SP) in einem Radiointerview am 24. November 1985: Der Regierungsrat des Kantons Bern vertrete die Auffassung, dass «die Option Graben» nicht «um jeden Preis» aufrechterhalten werden solle.

1985 hiess nach dem Ständerat auch der Nationalrat die Rahmenbewilligung für das Kernkraftwerk Kaiseraugst gut. Die nukleare Baubewilligung fehlte noch.

1986: Katastrophe von Tschernobyl

Dann kam der 26. April 1986. Mit der folgenschweren Katastrophe in einem Kernkraftwerk in Tschernobyl in der damaligen Sowjetunion (heute Ukraine) begann für die Schweizer Atomkraftwerke eine neue Zeitrechnung. An den Bau von neuen Kraftwerken war nicht mehr zu denken. Wie sich die öffentliche Meinung verändert hatte, zeigte eine

Meinungsumfrage, welche in der Berner Zeitung BZ vom 20. Juni 1986 veröffentlicht wurde: 61,6% waren gegen den weiteren Ausbau der Kernenergie, der Bau des KKW Kaiseraugst lehnten 69% ab, das KKW Graben 66,7%. Auch der Berner Regierungsrat versprach am 4. Oktober 1986 in der Beantwortung von verschiedenen Vorstössen, dass er sich für den Verzicht von Graben einsetzen wolle. Am 18. November 1986 doppelte der Grosse Rat nach. Unter Namensaufruf wurde eine Motion mit 114 zu 67 Stimmen überwiesen, welche verlangt, «dass das Kernkraftwerk Graben nicht gebaut werden soll und auch sonst keine Kernkraftwerke auf dem Boden des Kantons Bern». Die Vorstösse, welche das seit 1971 in Betrieb stehende Kernkraftwerk Mühleberg stilllegen wollten, wurden aber abgelehnt. Der Leitende Ausschuss des Kantonalen Gewerbeverbandes kritisierte den Entscheid am 8. Dezember 1986 als «gefühls- und nicht sachbezogen».

In den kommenden Jahren ging es nur noch um Schadensbegrenzung, sowohl beim Projekt Kaiseraugst als auch beim Projekt Graben. Parlamentarier der drei bürgerlichen Bundesratsparteien unter der Führung von SVP-Nationalrat Christoph Blocher forderten den Verzicht auf Kaiseraugst samt angemessener Entschädigung. Die entsprechende Motion wurde am 2. März 1988 eingereicht. Am 16. März 1988 folgte eine Motion der SP-Fraktion, welche den Bundesrat beauftragen wollte, «möglichst rasch den Verzicht auf das KKW Graben festzuschreiben».

Und seit dem 1. Juni 1988 ist klar, dass in Graben kein Atomkraftwerk gebaut wird. Denn am 1. Juni 1988 erklärte sich der BKW-Verwaltungsrat an der Bilanzpressekonferenz bereit, Verhandlungen über einen Verzicht auf das Projekt Graben zu führen – falls die Kaiseraugst- und Graben-Motionen gutgeheissen würden. Diese wurden zwar als Postulate überwiesen, trotzdem trafen sich am 17. November 1988 Vertreter der Kernkraftwerk Graben AG und des Bundesrates zu ersten Gesprächen «über die Modalitäten eines allfälligen Verzichtes auf das projektierte Kernkraftwerk Graben».

1989 wurde die Kernkraftgesellschaft Kaiseraugst mit 350 Millionen Franken vom Staat entschädigt. Diese hatte zu diesem Zeitpunkt über eine Milliarde investiert. Doch von einer Entschädigung für die Kernkraftwerk Graben AG wollte der Staat nichts wissen. Denn im Gegensatz zu Kaiseraugst sei Graben noch nicht im Besitz einer Rahmenbewil-

ligung gewesen. Und die 1988 von Bundesrat Adolf Ogi angebotenen zehn Millionen Franken fürs Terrain in Graben wurden als «untaugliche Verhandlungsgrundlage» abgetan.

1990: Kampf um Entschädigung

Durch das Hin und Her zwischen Bund und der Kernkraftwerk Graben AG machte sich im ersten Halbjahr 1990 im Oberaargau Unsicherheit breit, ob das Atomkraftwerk nicht doch noch gebaut wird. Denn der Bundesrat hielt offiziell an der Option Kernenergie und am Standort Graben fest. Dazu kam, dass weder der Bundesrat noch die Kernkraftwerk Graben AG von sich aus den Verzicht auf das AKW Graben erklären wollten. Schliesslich standen einige Hundert Millionen Franken auf dem Spiel. «Noch ist das Atomkraftwerkprojekt in Graben nicht begraben», titelte die Berner Zeitung BZ am 15. Februar 1990. Und am 16. Februar 1990 hiess es: «Das Schwarzpeterspiel geht in eine neue Runde.» Der Bundesrat schob nämlich den Schwarzen Peter der Kernkraftwerk Graben AG zu. Er wollte bis Ende April 1990 von ihr verbindlich wissen, ob sie auf die Erteilung einer Rahmenbewilligung für das KKW-Projekt bestehe und bereit sei, die damit verbundenen Risiken zu tragen. Die Kernkraftwerk Graben AG antwortete am 10. Mai 1990, die Verzögerung durch den seit über zehn Jahren hängigen Rahmenbewilligungsentscheid müsse faktisch als Ablehnung des Gesuchs betrachtet werden. Und dafür verlange sie eine angemessene Entschädigung.
Ungeachtet, ob nun Geld fliessen würde oder nicht, stellte die Kernkraftwerk Graben AG am 20. August 1990 in einer Mitteilung definitiv klar: «Das Projekt Graben wird nicht verwirklicht werden.» Der Berner «Bund» titelte in seiner Ausgabe vom 21. August 1990: «Der Graben durch das Dorf Graben ist endlich wieder zu.» Auf beiden Seiten der Front sei der Verzicht «mit Erleichterung» aufgenommen worden. «Es ist wohl richtig so», wurde der damalige Gemeindepräsident Werner Kästli im Artikel zitiert. «Ich bin immer für die Kernenergie eingestanden. Ein AKW in unserer Nähe, auf Schweizerboden, wäre sicherer als eines in Frankreich. Aber dieses Tschernobyl ging an der Bevölkerung einfach nicht spurlos vorbei. Man hat die ganze Problematik von einer anderen Seite angeschaut.»

Verbotstafel am Absperrzaun.
Foto Archiv BZ

Ein hoher Zaun sperrte das vorgesehene Baugelände für das AKW ab. Foto Robert Grogg

Ebenfalls am 20. August 1990 reichte die Kernkraftwerk Graben AG beim Bundesgericht Klage ein. Sie machte einen Schaden von über 600 Millionen Franken geltend und verlangte eine Entschädigung des Bundes von 300 Millionen Franken. Der Bundesrat blieb in der Beantwortung von verschiedenen parlamentarischen Vorstössen am 8. Oktober 1990 bei seiner Haltung, die Rahmenbewilligung dürfe man nicht «als verweigert» betrachten, somit gebe es auch keinen Grund, der Kernkraftwerk Graben AG eine Entschädigung zu bezahlen.

Das Bundesgericht sah es anders. Es stellte am 4. November 1994 einstimmig fest, «dass die Eidgenossenschaft wegen der faktischen Verweigerung der im Jahr 1979 beantragten Rahmenbewilligung eine Entschädigung zu entrichten hat». Über die Höhe der Entschädigung solle in einem zweiten Verfahrensschritt entschieden werden.

Am 16. Januar 1996 kam es zu einem Vergleich vor Bundesgericht. Der Bund und die Kernkraftwerk Graben AG einigten sich auf eine Summe von genau 227 034 245 Franken. Das Geld gilt als Entschädigung für den Nichtbau des AKWs Graben.

1997 schliesslich wurde die Fusion der Kernkraftwerk Graben AG mit der BKW (BKW FMB Energie AG) eingeleitet.

2006: Kernkraftwerkzone wird wieder Landwirtschaftszone

Erst gut zehn Jahre nach dem Ende der Kernkraftwerk Graben AG wurde in der Gemeinde Graben das Land wieder zurückgezont. Seit dem 7. Juni 2006 ist das Kernkraftwerkgelände wieder in der Landwirtschaftszone. Es gehört aber nach wie vor der BKW.
Im bis 2006 geltenden Baureglement von Graben war dem AKW ein eigener Artikel gewidmet. Ein Reglementstext, wie er nur in ganz wenigen Gemeinden der Schweiz zu lesen ist. In diesem Artikel 40 war festgehalten:
1. Die Kernkraftwerkzone umfasst das Areal des projektierten Kernkraftwerkes.
2. Vorbehalten bleiben die Vorschriften des Bundesgesetzes vom 23. Dezember 1959 über die friedliche Verwendung der Atomenergie und den Strahlenschutz (Atomenergie) sowie der Bundesbeschluss vom 6. Oktober 1978 zum Atomgesetz.
3. Die Überbauung richtet sich nach den technischen Erfordernissen des Kernkraftwerkes und im übrigen nach der Baubewilligung vom 1. 11. 1976. Den Belangen des Landschaftsschutzes ist bei der Gestaltung angemessen Rechnung zu tragen. Die Erschliessung des Kernkraftwerkes ist gemäss der Baubewilligung vom 1. 11. 1976 zu gewährleisten.
4. Werden die notwendigen eidgenössischen Bewilligungen nicht erteilt und kann dadurch das Kernkraftwerk nicht erstellt werden, ist die Kernkraftwerkzone aufgehoben und wird das Areal der Landwirtschaftszone (schützenswerter Landschaftsteil) sowie der Uferschutzzone gemäss Richtplan SFG zugewiesen. In diesem Fall hat der Gemeinderat den Zonenplan und das Baureglement entsprechend zu ändern.
5. Es gelten die Bestimmungen der Empfindlichkeitsstufe IV der Lärmschutzverordnung (LSV).

2008: Was bleibt?

Die Kernkraftwerkzone gibt es seit 2006 nicht mehr. Und die Kernkraftwerk Graben AG gibt es seit zehn Jahren nicht mehr. Und ihre grösste Gegnerin, die Gewaltfreie Aktion Graben? «Ja, uns gibts noch», bestätigt Helene Brechbühl-Affolter, welche die Kasse des Vereins hütet. Aktiv

KKWs in der Schweiz

2008 sind in der Schweiz die folgenden Kernkraftwerke in Betrieb:

Beznau 1, Druckwasserreaktor, Bruttoleistung 380 MW, in Betrieb seit 17. 7. 1969

Beznau 2, Druckwasserreaktor, Bruttoleistung 380 MW, in Betrieb seit 23. 10. 1971

Gösgen, Druckwasserreaktor, Bruttoleistung 1020 MW, in Betrieb seit 2. 2. 1979

Leibstadt, Siedewasserreaktor, Bruttoleistung 1220 MW, in Betrieb seit 24. 5. 1984

Mühleberg, Siedewasserreaktor, Bruttoleistung 372 MW, in Betrieb seit 1. 7. 1971

ist die GAG zwar seit Jahren nicht mehr, aber eine kleine Gruppe hält den Verein noch am Leben. Wie ein kleines Feuer, das, falls notwendig, wieder zu einem Flächenbrand werden könnte.

So zumindest die Hoffnung der damaligen Gegner. Aber auch sie räumen ein, dass es schwieriger werden könnte als damals. Denn durch die CO_2-Diskussion (Klimawandel durch fossile Brennstoffe) und durch die hohen Erdölpreise, welche 2008 einen Rekord nach dem anderen brachen, ist die Kernkraft wieder salonfähig geworden.

Was bleibt vom nicht gebauten AKW? Die Erinnerung an einen Kampf, der bis heute beispiellos geblieben ist. An einen Kampf, der bei den damaligen Gegnern aber auch Narben zurückgelassen hat. Das Gefühl, von den Mächtigen – Behörden und BKW-Vertretern – wiederholt angelogen worden zu sein, wirkt noch heute nach. Ein Grundmisstrauen ist geblieben. Noch 2008 wollen nicht alle Gegner von damals mit Namen im Jahrbuch zitiert werden. Es ist wohl kein Zufall, dass Hanspeter Kriesi 1982 in seinem Buch «AKW-Gegner in der Schweiz» zum Schluss kam, dass AKW-Gegner «systematisch diffamiert, verleumdet und verfolgt» wurden.

Walter Ingold war von 1973 bis 2003 Gemeindeschreiber von Graben. Er erinnert sich nur an einige wenige Gemeindeversammlungen, an denen es gehässige Worte gegeben habe. Man sei, trotz den Auseinandersetzungen ums AKW, immer miteinander ausgekommen. Angefeindet worden seien im Dorf vielleicht jene «militanten Gegner», welche laut Ingold damals wegen des Kampfs gegen das Atomkraftwerk nach Graben gezogen seien. Die Gemeindebehörden seien nie für oder gegen das AKW gewesen, erklärt Walter Ingold. Sie hätten sich auf den Standpunkt gestellt: «Ob das Kernkraftwerk gebaut wird, das wird nicht bei uns entschieden. Aber wenn es gebaut wird, dann sollte Graben parat sein.»

In Graben hielt man also nichts von den «militanten Gegnern». Ganz anders war es mit der prominentesten Vertreterin der Gewaltfreien Aktion Graben, Lina Lienhard (1910–1984). «Man hat sie geschätzt», erinnert sich Walter Ingold, der Lina Lienhard auch privat gut gekannt hat. «Sie war eine ganz liebenswerte Person.»

Lina Lienhard wird allgemein als «schillernde, eigenständige», aber auch widersprüchliche Persönlichkeit beschrieben, die fast «wie besessen» gegen die Atomkraft gekämpft hatte. Sie war politisch aktiv, lange be-

vor 1971 in der Schweiz das Frauenstimmrecht eingeführt wurde. Sie war das Aushängeschild der Gewaltfreien Aktion Graben. Nicht nur ihre Art und ihre Erfolge waren einzigartig, sondern auch ihr Leben:
Lina Lienhard wurde am 12. Januar 1910 als uneheliches Kind von Rosa Beiner, Niedergerlafingen, geboren. «Später wurde Lina von Frau Lienhard adoptiert», steht im Zeitungsnachruf vom 24. November 1984. Sie lebte in Roggwil, Wynau, Madiswil und Thunstetten, bis sie 1959 nach Langenthal an die Blumenstrasse 40 zog. Sie arbeitete während 40 Jahren als Sekretärin in der Firma Ammann in Langenthal. In ihrer Freizeit war sie unter anderem für die «Stiftung für universelle Religion» tätig, in Langenthal kämpfte sie hartnäckig und erfolgreich gegen die Fluoridierung des Trinkwassers, in Oberbipp – ebenfalls erfolgreich – gegen den geplanten Bau von Giftmüllöfen. Sie war kurze Zeit Präsidentin der Sektion Oberaargau der Nationalen Aktion. Mit dem Verein für Volksgesundheit Langenthal organisierte sie bereits in den 60er-Jahren im ganzen Oberaargau Vorträge über die Gefahr, die von Atomkraftwerken ausgeht. Und 1975 «leistete sie aktive Geburtshilfe bei der Gründung der Gewaltfreien Aktion Graben, der sie in der Folge als Sekretärin und Geschäftsführerin bis zu ihrem Tod diente». Laut Nachruf ist auch sie nicht verschont geblieben von Angriffen und Drohungen. «Sie hatte zwar ein dickes Fell, aber im Innern brodelte ein Vulkan der Ideale, dessen Anziehungskraft man sich nicht entziehen konnte. In den Diskussionen, als Gesprächspartnerin und in den Leserbriefspalten war sie ein wahrhaftes Enfant terrible, stets mit hohem Sachverstand argumentierend und zu spassigen Launen aufgelegt, selbst in der härtesten Auseinandersetzung.»
Der Nachruf schliesst mit diesem Satz: «Die Samen, welche sie gesät hat, überdauern ihren Tod und werden eine reiche Ernte bringen.»
In der Tat: Die Angst von 2008, dass in Graben doch noch ein Atomkraftwerk gebaut werden könnte, entpuppte sich als grundlos. Nicht zuletzt dank des Kampfes, den Lina Lienhard so unerbittlich geführt hatte.

Quellen
(Ergänzung zu den direkt im Text erwähnten Quellenangaben)

1. Schweizerisches Sozialarchiv, Zürich. Dokumentation Anti-AKW-Bewegung (Ar 201.130): Widerstand gegen AKW-Standorte Kaiseraugst, Gösgen, Graben: 1975–1983. AKW Graben 1977–1980: Gutachterliche Stellungnahmen, Einsprache gegen Bau- und Rahmenbewilligung, Flugblätter, Presseinformationen Grabenfest 1977, Bericht «Hindernisse, Schikanen und Kommentare auf dem Weg zum Graben Fest». AKW Graben Akten 1979–1983: Komitee AKW Graben nie und Gewaltfreie Aktion Graben: Positionspapiere, Rundschreiben, Korrespondenz, Nichtigkeitsbegehren, Standortbewilligung, Referendum- und Initiativebögen, Informationszeitungen, Versammlungsprotokolle, Einsprachemuster, Pressemitteilungen, Merkblätter, Vertrag BKW mit Gemeinde Graben 1975.
2. Schweizerische Vereinigung für Atomenergie, Schweizer Kernenergiechronik ab 1975 von Ulrich Beck, Hans Peter Edel, Hansjörg Ruh, Stephan Rubli, Martin Egger (unter: www.nuklearforum.ch)
3. Hanspeter Kriesi: «Der Widerstand gegen das geplante AKW in Graben» (Kapitel IX im Buch «Bewegung in der Schweizer Politik. Fallstudien zu Mobilisierungsprozessen in der Schweiz», Herausgeber: Hanspeter Kriesi, Frankfurt, Campus. 1984).
4. Bericht des Gemeinderates von Langenthal an den Grossen Gemeinderat über die Verwaltungstätigkeit im Jahre 1980.
5. Archiv der Berner Zeitung BZ, Redaktion Langenthal, namentlich mit Zeitungsartikeln aus dem Bund (vor allem von Bund-Redaktor Fritz Lauber), aus dem Langenthaler Tagblatt und aus der Berner Zeitung BZ.
6. Chronik der Schweiz (Chronik-Verlag und Ex Libris Verlag Zürich, 1987).
7. Interviews und E-Mail-Kontakte (u.a.) mit: Helene Brechbühl-Affolter, Tinu Heiniger, Walter Ingold, Ueli Marti.

Grabelied: Abgedruckt mit freundlicher Genehmigung von Tinu Heiniger.

Ein gelungenes Beispiel bäuerlicher Selbsthilfe

Die Biofarm Genossenschaft Kleindietwil

Werner Scheidegger

Die Anfänge des Biolandbaus in der Schweiz

Die Gründung der Biofarm in Kleindietwil und ihre Entwicklung sind nur im Kontext der Entstehung des Biolandbaus zu verstehen. Ich kam mit diesem bereits in meinem Elternhaus in Kontakt. Ich ging noch zur Schule, es dürfte im Jahr 1950 gewesen sein, als eines Abends unser alter Dorfgärtner bei uns in Madiswil hinter dem Küchentisch sass und auf meinen Vater einredete, er solle auf Biolandbau umstellen. Etwa um die gleiche Zeit nahm mich mein Vater mit an einen Vortrag von Rudolf Keller-Litscher, einem Bauern aus dem St. Galler Rheintal, der ebenfalls sehr eindringlich für biologische Methoden in der Landwirtschaft warb. Der eigentliche Impuls kam jedoch von Hans Müller (1891–1988), dem Leiter der Schweizerischen Bauernheimatbewegung (Jungbauern). Müller war Botaniker und Sekundarlehrer. 1926 erhielt er von der damaligen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) einen Bildungsauftrag für die Landjugend (Jungbauernbewegung). Als Zentrum dieser Arbeit wurde 1932 die Bauernheimatschule Möschberg oberhalb von Grosshöchstetten eröffnet. Mein Vater war schon zu Beginn Mitglied dieser Bewegung und beteiligte sich für diese aktiv am politischen Geschehen auf Gemeindeebene.

1946 gründete Hans Müller auch die Anbau- und Verwertungsgenossenschaft (AVG) «Heimat» in Gurbrü, die heutige Bio-Gemüse AV-AG in Galmiz. Diese engagierte sich schon kurz nach der Gründung für den biologischen Landbau. Auch dieser Genossenschaft trat mein Vater rasch bei. Wir lieferten unsere Kartoffeln dorthin. Geschäftsführer Hans Hurni war in diesem Zusammenhang ab und zu bei uns, sei es zu Anbaubesprechungen oder im Herbst, um die Sortierung zu überwachen. Auch bei diesen Kontakten war Bio wieder ein Thema.

Zwei Richtungen

Wir unterscheiden im Biolandbau im Wesentlichen zwei Richtungen: die biologisch-dynamische mit der Handelsmarke Demeter und die organisch-biologische. Der geistige Vater des biologisch-dynamischen Landbaus ist Rudolf Steiner (1861–1925). Steiner war Geisteswissenschaftler und ist der Begründer der Anthroposophie. Auf einem Vortragszyklus Steiners aus dem Jahr 1924 beruht der biologisch-dynamische Landbau. Er wird in der Schweiz von einigen hundert Bauernfamilien praktiziert. Geistiges und wissenschaftliches Zentrum ist das Goetheanum in Dornach mit Ablegern in der ganzen Welt.
Die organisch-biologische Version hat ihre Wurzeln auf dem oben erwähnten Möschberg. In der dort angegliederten Hausmutterschule nahm Maria Müller, die Ehefrau von Hans Müller, Steiners Ideen vom Biolandbau von Anfang an in den Lehrplan auf, griff aber auch auf andere Forscher zurück, z.B. auf den Engländer Sir Albert Howard, der gleichzeitig und unabhängig von Steiner in Indien tätig war und im Gegensatz zu Steiner auf naturwissenschaftlichem Weg ein Wegbereiter des Biolandbaus wurde.
1951 traf Hans Müller mit dem deutschen Arzt Hans-Peter Rusch zusammen, der auf der Suche nach den Ursachen der Krankheiten seiner Patienten dem Biolandbau zu neuen Impulsen verhalf. Von da weg begannen sich Müllers Anhänger als «organisch-biologische» Richtung innerhalb des Biolandbaus von ihren biologisch-dynamischen Kollegen abzugrenzen. Die Unterschiede liegen allerdings weniger in der praktischen Anwendung als in den theoretischen Begründungen: Bei Steiner sind sie geisteswissenschaftlich, bei Müller/Rusch naturwissenschaftlich. Etwa 90% der rund 6200 Biobauern in der Schweiz sind der organisch-biologischen Richtung zuzuordnen, wobei die jüngere Generation von den Anfängen auf dem Möschberg nicht mehr viel weiss.

Rudolf Steiner, der Begründer der Anthroposophie und des biologisch-dynamischen Landbaus. Copyrights Rudolf Steiner Nachlassverwaltung, Dornach

Die Bodenfruchtbarkeit steht im Zentrum

Die Entwicklung des biologischen Landbaus hängt zusammen mit der Situation der Landwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Gegensatz zu den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg erfolgte in den 1950er

Jahren kein Einbruch der Wirtschaft, im Gegenteil. Eine nie dagewesene Hochkonjunktur zog immer mehr Menschen von der Urproduktion ab und bot ihnen in der Industrie und im Dienstleistungssektor finanziell ein weit besseres Auskommen als auf dem Bauernhof. Maschinen und chemische Hilfsstoffe ersetzten zunehmend die fehlenden Hände.

Trotz nicht wegzudiskutierender Erfolge und Erleichterungen für die Bauern mit Kunstdünger, Herbiziden, Insektiziden und Fungiziden wurden die kritischen Stimmen dagegen immer häufiger und vernehmbarer. Diese Stimmen sind so alt wie die Entdeckungen und Erfindungen, die dahinter stecken: Schon der «Erfinder» des Kunstdüngers, der deutsche Chemiker Justus von Liebig (1803–1873), hatte im Alter erste Zweifel an der Richtigkeit seiner eigenen Arbeit geäussert. Aber die chemische Industrie hatte sich der Probleme der Bauern bei der Unkraut- und Schädlingsbekämpfung bereits angenommen. Die Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten.

Im Zentrum des Gedankenguts von Steiner, Howard, Müller und Rusch stand die Erhaltung der langfristigen natürlichen Bodenfruchtbarkeit als wichtigste Voraussetzung des Lebens auf der Erde. Alle vier sahen im Einsatz von chemischen Hilfsstoffen eine Gefahr für den ewigen Kreislauf Boden–Pflanze–Tier/Mensch–Boden. Sie wurden in ihrer Skepsis gegen die zunehmende Chemisierung der Landwirtschaft weltweit von zahlreichen Forschern bestärkt und gaben ihre Bedenken an interessierte Bauern weiter. Im Dialog zwischen Denkern, Forschern und Bauern entstanden nach und nach erste Gruppen von Biobetrieben.

Aber noch gab es weder eine verbindliche Definition dessen, was Biolandbau ist, noch klare Richtlinien, geschweige denn eine zielgerichtete Forschung und Beratung. Die Anhänger biologischer (= lebensgerechter) Anbaumethoden waren weitgehend Einzelkämpfer. Die biologisch-dynamischen Bauern holten sich ihr Wissen am Goetheanum in Dornach, die organisch-biologischen auf dem Möschberg. Erfahrungsaustausch unter Praktikern war an beiden Orten die wichtigste Informationsquelle.

Der Anstoss zur Gründung der Biofarm

Ich hätte mir auch eine andere Berufswahl vorstellen können, zumal der kleine Pachtbetrieb, den meine Eltern bewirtschafteten, schon damals

Hans und Maria Müller-Bigler und Hans Peter Rusch (v.l.n.r.) können als Begründer des organisch-biologischen Landbaus im deutsch-sprachigen Raum angesehen werden. Sämtliche Bilder ohne Herkunftsnachweis stammen aus dem Archiv des Verfassers

an der unteren Grenze einer selbständigen Existenz lag. Aber mein Vater wusste mir die Schönheiten und die Freiheiten des Bauernberufs so glaubwürdig darzulegen, dass ich mich überzeugen liess. 1960 kam zudem Vaters Bruder, der ohne Hofnachfolger geblieben war, altersbedingt an seine Grenzen, so dass wir die beiden Betriebe zusammenlegen konnten. Mit 18 Hektaren Nutzfläche war nun auf längere Sicht eine gute Basis vorhanden.

Spätestens nach dem Schulaustritt 1952 und einem Welschlandjahr begann ich bewusst in den von Müller herausgegebenen Heften «Kultur und Politik» zu lesen. Der Fächer der dort behandelten Themen war sehr breit: Agrar- und Wirtschaftspolitik, ländliche Kultur, Ernährung, Landwirtschaft, Religion. Ab zirka 1948 wurde dort auch regelmässig über Biolandbau geschrieben, mit stark steigender Tendenz. Ich besuchte auch oft die Tagungen auf dem Möschberg. Es gab die Jungvolk-Bergfahrten im Herbst, die Jungvolk-Tage im Dezember, die Volkshochschultage im Januar und den Landestag im Juli. Immer war der Biolandbau eines der Schwerpunktthemen.

Müller konnte bei der älteren Generation auf einen gewissen Vertrauensvorschuss zählen. Aus diesem Reservoir von Anhängern aus der politischen Zeit konnte er nun schöpfen. Diese Landwirte waren gewillt, ihm auch jetzt zu folgen. Das führte dazu, dass sich schon in den 1950er und 1960er Jahren rund um den Möschberg und die AVG eine ansehnliche Gruppe bildete, die den neuen Weg im Landbau beschritt. Es dürften um 1970 um die 400 Familien gewesen sein. Relativ rasch wuchs ich in den engeren Kreis dieser Bewegung hinein. Hans Müller hatte einen Kreis von jungen Bauern gebildet, die er mit der Entnahme von Bodenproben auf den Biobetrieben betraute und in sogenannten Landbauberater-Konferenzen zusätzlich schulte. Ich stiess 1955 dazu. Mir teilte

Müller den Kreis Oberaargau zu, der etwa ein Dutzend Betriebe umfasste. Auch wir begannen 1955 auf unserem Betrieb in Madiswil konkret mit dem Biolandbau.
Weil Hans Müller es versäumt hatte, seine eigene Nachfolge zu regeln, begannen meine Freunde Samuel Vogel in Kölliken, Fritz Buser in Zunzgen und ich – alle drei Schüler von Hans Müller –, uns um den Fortbestand seines Lebenswerks zu sorgen. 1969 war Maria Müller gestorben. Sie hatte die gesamte damals verfügbare Literatur durchgearbeitet, auf Brauchbares untersucht und im Schulgarten ausprobiert. Wohl war Hans Müller ein genialer Motivator, aber sie war es vor allem gewesen, die auf dem Möschberg für fachlichen «Nachschub» gesorgt hatte. Fragen zur Zukunft der Biobewegung wich Hans Müller aus, so dass wir uns, nicht zuletzt im Blick auf sein fortgeschrittenes Alter, gedrängt fühlten, selber aktiv zu werden.

Milch, Fleisch und Unkrautbekämpfung

Die für uns damals dringendsten Probleme waren überbetrieblich die fehlende Vermarktung unserer Hauptprodukte Milch und Fleisch, einzelbetrieblich die Unkrautbekämpfung. Warum? 1946 hatte Hans Müller die Bio-Gemüse Anbau- und Verwertungs-Genossenschaft (AVG) in Galmiz gegründet, die dafür sorgte, dass Bioprodukte den Weg zu den Konsumentinnen fanden. Neben der Belieferung von Handel und Grossabnehmern war die AVG durch ihren Paketversand schweizweit bekannt geworden. Aber für die meisten Betriebe ist Gemüsebau kein Thema. Selbst Getreide und Kartoffeln haben für viele nur eine untergeordnete Bedeutung. Dagegen suchte eine durch Fälle von Rückständen in Milch und Fleisch sensibilisierte Kundschaft Produkte, die ohne die entsprechenden Hilfsstoffe (z.B. Antibiotika) produziert worden waren.
Im Pflanzenbau gerieten die Biobauern insofern ins Hintertreffen, als mechanische Verfahren und Handarbeit bei der Unkrautbekämpfung durch Herbizide praktisch vollständig verdrängt worden waren. Zwar sparen die Biobauern die Spritzmittelkosten ein, aber die je nach Kultur unter Umständen sehr aufwändige Handarbeit ist oft ein Mehrfaches teurer.
Diese offenen Fragen bzw. Probleme motivierten meine beiden erwähnten Freunde und mich, nach Antworten und Lösungen zu suchen. Wir

suchten Kontakt mit möglichen Abnehmern für Milch und Fleisch. Das war nicht so einfach: Dem Milchverkauf ab Hof oder dem Aufbau separater Absatzkanäle standen damals gesetzliche und organisatorische Hürden im Weg. Für die Fleischvermarktung fanden sich zunächst keine interessierten Partner.

Bei der Unkrautbekämpfung wurde es konkreter. In einer deutschen Fachzeitschrift lasen wir von Versuchen mit Propangas. Indem eine von Gas gespeiste Flamme im geeigneten Zeitpunkt über den Boden geführt wird, kann je nach Kultur eine Menge keimender Unkräuter vernichtet werden. Fritz Buser verfügte über die nötigen Kenntnisse und die entsprechende Werkstatt und baute erste Prototypen. Verschiedene Versuche unter Praxisbedingungen wurden auf seinem Hof durchgeführt. Als wir den Eindruck hatten, die Sache sei praxisreif, kam die Frage, wer diese Abflammgeräte bauen sollte und wie sie verkauft werden könnten.

Der mit uns befreundete Anwalt Beat Müller, Sohn des Pioniers Hans Müller, riet uns zur Gründung einer Genossenschaft, der in der Landwirtschaft üblichen Organisationsform. Nun musste das Kind auch noch einen Namen haben. Etwas mit «Bio» sollte es sein, Vermarktung nicht nur von Geräten, sondern auch von Produkten wurde im Zweckartikel der Statuten vorgesehen. «Bio-Vermarktung» tönte zu schwerfällig. Beim lauten Nachdenken und Ausprobieren wurde aus der Silbe «Verm-» auf einmal «Farm». Das war's! Bio-Farm-Genossenschaft. Später haben wir es ohne Bindestrich geschrieben.

Als am 8. Mai 1972 acht Bauern und ein Anwalt die Biofarm-Genossenschaft gründeten, konnten sie noch nicht ahnen, dass das kleine Unternehmen einen ganz anderen Verlauf nehmen würde als ursprünglich geplant. Die gesteckten Ziele sind trotzdem erreicht worden.

Im «Kreuz» in Herzogenbuchsee fanden sich damals neun Gründungsmitglieder ein: Fritz Buser, Zunzgen; Ruedi Lüscher, Kölliken; Beat Müller, Bern; Werner Scheidegger, Madiswil; Kurt Rastorfer, Schupfart; Ernst Grogg †, Bützberg; Werner Basler †, Oberentfelden; Hans Grieder †, Rünenberg; Sämi Vogel, Kölliken. Alle ausser dem Anwalt Beat Müller führten eigene Biobetriebe und gehörten damals zum Kern der Möschberg-Bewegung. Die ersten fünf bildeten den ersten Vorstand. Ich selber übernahm das Präsidium und die Geschäftsführung. Das erste Geschäftsdomizil befand sich deshalb auf meinem Bauernhof in Madiswil.

Der Anfang war Feuer und Flamme

Zunächst ging die Arbeit an den Abflammgeräten weiter. Wir nahmen Kontakt auf mit der Firma Koller in Kerzers, die auch schon einige diesbezügliche Erfahrungen gesammelt hatte. Die Zusammenarbeit kam zustande. Koller baute ein «selbstfahrendes» Abflammgerät. Den Antrieb bildete ein Einachser. In Kerzers luden wir zu einer Vorführung ein. Sie war gut besucht: Einige Dutzend Bauern kamen. Kurz nach dem Start fing die Benzinleitung des Einachsers Feuer. Alle rannten in Deckung und wir schauten von weitem zu, wie unsere Träume in Flammen aufgingen.

Nur unser Optimismus war nicht dem Feuer zum Opfer gefallen. Wir experimentierten weiter, verlegten uns auf eine traktorgezogene Version, und im Frühjahr 1973 konnten die ersten Geräte mit knapper Not fristgerecht ausgeliefert werden. Es wäre hier zu berichten von Kinderkrankheiten, die diese Geräte aufwiesen, von Kontakten zu Ernst Weichel aus Deutschland, dem Erfinder des Ladewagens, der von Hunderten von Geräten sprach, die er vertreiben wollte. Er gewann mit unserem Gerät an der Herbstmesse in München einen Innovationspreis. Aber es blieb bei drei Stück, die wir liefern konnten.

Einen gewissen Erfolg erzielten wir mit tragbaren Kleinflammgeräten. Das sind Geräte, die ein Mann am Rücken trägt. Sie waren ursprünglich von den SBB entwickelt worden und wurden dort im Winter zum Auftauen der Weichen gebraucht. Es gab später noch einmal einen Entwicklungsschub und diverse Modelle auch für den Kommunalbereich. Ein Erfolgserlebnis war die Ausrüstung der Zürcher Friedhöfe mit fahrbaren Geräten zum Jäten der Wege zwischen den Gräberreihen. Aber die Biofarm war auf die Dauer nicht in der Lage, eine Weiterentwicklung und einen genügenden Service zu gewährleisten. So traten wir schliesslich den ganzen Bereich an den Gerätebauer ab.

Einen zweiten Entwicklungsbeitrag im Biolandbau konnte die Biofarm mit der Einführung des Rabe-Hackstriegels leisten. Es gab damals kaum mehr neue Geräte für die mechanische Unkrautbekämpfung, die Pferde verschwanden auch auf den Biobetrieben immer mehr. Nun fehlte vor allem im Getreidebau etwas, das den alten Ackerstriegel ersetzen konnte. Hier füllte der Rabe-Striegel – eine Entwicklung der bekannten Pflug- und Landmaschinenfabrik in Niedersachsen – eine echte Lücke

Ein Biofarm-Abflammgerät am Stand der Firma Weichel-Hagedorn an der Herbstmesse in München (Bild oben) und im Einsatz in einem Gewächshaus (Bild unten)

Elsässer Getreidemühlen waren über viele Jahre das Leaderprodukt der jungen Biofarm.

und war vielen Betrieben eine grosse Hilfe. Um 1980 kamen weitere Fabrikate auf den Markt. Heute gehören Hackstriegel zur Grundausrüstung der Biobetriebe. Wir konnten uns auf die inzwischen wichtiger gewordene Produktevermarktung konzentrieren und diesen Bereich dem Fachhandel überlassen.

Getreidemühlen führen zur Produktevermarktung

Hatten wir die Genossenschaft in der Absicht gegründet, vor allem im methodischen Bereich Entwicklungsarbeit zu leisten – soweit das neben dem Führen eines Bauernhofes überhaupt möglich ist –, bekam die junge Firma ganz unerwartet eine andere Ausrichtung. Raymond Zimmer, ein Maschinenbauer aus Colmar – nebenbei Hobby-Biobauer – bot uns die Vertretung seiner eben entwickelten Elsässer Haushalt-Getreidemühle an. Im Vorstand berieten wir lange darüber und wogen Für und Wider gegeneinander ab. Schliesslich überwog die Meinung, dass Leute, die selber Körner mahlen und Brot backen, eigentlich schon recht nahe am biologischen Gedankengut seien. Zudem, wenn wir vielleicht ein Dutzend solche Mühlen verkaufen könnten, gäbe uns das einen Beitrag an unsere Unkosten mit der Abflammerei.

Die erste Mühle, die meine Familie damals in Betrieb nahm, läuft immer noch! Dass die Biofarm mit der Elsässer Getreidemühle eine ganz neue Ausrichtung bekommen sollte, konnten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen. In der Zeitschrift «Volksgesundheit» und im «Kneipp-Heft» schalteten wir erste Inserate. Von der Reaktion waren wir total überrumpelt. In kürzester Zeit waren die ersten zehn Mühlen verkauft. Hundert Stück sollten es bereits im ersten Jahr werden. Vorführraum war unsere Wohnstube. Über viele Jahre blieben die Elsässer Getreidemühlen eines der wichtigsten Standbeine der Biofarm, einmal durch den Umsatz, den wir mit ihnen erzielten, dann aber vor allem mit dem Getreidegeschäft, das durch sie ausgelöst werden sollte.

Den Anstoss gab Bäckermeister Edy Wohlgemuth aus Neuenburg, der sich mit Biobrot bereits einen Namen gemacht hatte und inländischen Bioweizen suchte, um sein Geschäft auszubauen. Aber wie sollte dieses Geschäft abgewickelt werden und wie konnten wir Kleinmengen für unsere Mühlenkunden bereitstellen? Alles Brotgetreide wurde damals

Die Biofarm führte den Rabe-Hackstriegel in der Schweiz ein. Er ersetzte im Getreidebau den vom Pferd gezogenen Ackerstriegel.

von der Eidgenössischen Getreideverwaltung aufgekauft, gelagert und etwa zum Produzentenpreis an die Mühlen abgegeben. Die Marge für Transport und Lagerung betrug damals etwa 30 Franken pro 100 kg und wurde vom Bund übernommen. Ich nahm Kontakt auf mit Heinz Aeschlimann von der Mühle Lotzwil. Mit einem Lächeln auf den Stockzähnen hörte sich dieser mein Anliegen an: Wenn unser Getreide von seiner Mühle von der Getreideverwaltung zurückgekauft würde, könnten wir wie andere auch von den erwähnten 30 Franken profitieren und müssten keine eigenen Lager einrichten. Mit kameradschaftlichem Goodwill stieg Aeschlimann auf meinen Wunsch ein. Auch er konnte noch nicht ahnen, dass das Biogeschäft mit den Jahren zu einem seiner tragenden Standbeine werden sollte.

Kurse

Von unseren ersten Mühlenkunden hörten wir, dass der Zahnarzt Dr. Johann Georg Schnitzer in St. Georgen im Schwarzwald Kurse für Vollkornbrot anbot, die auch aus der Schweiz rege besucht würden.

Angesichts der Tatsache, dass jene Kursteilnehmer recht weit reisen und dort übernachten mussten, kam uns der Gedanke, das könnten wir doch viel kostengünstiger anbieten. Wir engagierten die Hauswirtschaftslehrerin Elisabeth Zurflüh aus Koppigen und entwarfen mit ihr zusammen das erste Programm zum Kurs «Kochen und backen mit Vollkorn». In der hauswirtschaftlichen Schule Waldhof in Langenthal konnten wir die Schulküche mieten. Wir verschickten ein erstes Programm an unsere Kunden und Kundinnen. Innert einer Woche waren die ersten vier Kurse mit je 24 Teilnehmerinnen ausgebucht und eine Warteliste für weitere vier Kurse voll! Im Lauf der Jahre sollten einige tausend Frauen und ein paar Dutzend Männer (immerhin!) diesen Kurs besuchen. Die Palette der Themen wurde später stark erweitert. Nicht «nur» Hausfrauen und interessierte Männer kamen aus der ganzen Schweiz und vereinzelt sogar aus dem benachbarten Ausland zu unseren Kursen, sondern auch Kursleiter und Kursleiterinnen, die das Gehörte in eigenen Kursen umzusetzen und weiterzugeben vorhatten.
1976 starteten wir zusammen mit dem Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL) einen mehrtägigen Landbaukurs. Die acht Kurstage waren auf ein halbes Jahr verteilt und fanden teilweise auf Höfen statt, also mit dem praktischen Beispiel vor Augen. Als der Kanton Bern einige Jahre später eine Kommission für umweltschonende Betriebsformen in der Landwirtschaft einsetzte, wurde als Erstes dieser Kurs kopiert und fortan an den kantonalen Landwirtschaftsschulen durchgeführt. Schneepflugarbeit von uns also. Die Kurse zu Themen der Vollwerternährung wurden noch bis rund 1990 weitergeführt.

Der biona-Verband wird Partner

In den ersten drei Jahren bestand unsere Kundschaft ausschliesslich aus Familien, die für ihre Haushaltgetreidemühle Weizen- und Roggenkörner bei uns einkauften. Aber bald wurde auch der Verband schweizerischer Reform- und Diätfachgeschäfte (VSRD) mit der Handelsmarke «biona» auf die junge Firma aufmerksam. Der Präsident dieses Verbandes trug den Wunsch an uns heran, Bio-Getreidekörner in Kleinpackungen zu lancieren. Nirgends konnte damals die interessierte Hausfrau ein Kilo Weizenkörner kaufen, wenn sie nicht zufällig mit

Stimmungsbilder aus dem Kursbetrieb der Biofarm: Back- und Kochkurs

einem Bauern bekannt war. Und die Biobauern waren damals noch sehr dünn gesät.

Dies war der Start zu einer langjährigen Zusammenarbeit mit dem biona-Verband. Als erste Produkte wurden Weizen- und Roggenkörner in 1-kg-Packungen unter der Marke biona lanciert. Die Abfüllung besorgte zuerst die Mühle Aeschlimann, später die Werkstätte für Behinderte in Madiswil. Als dies der Werkstätte von den Gesundheitsbehörden 1980 untersagt wurde, entschlossen wir uns, selber eine Abfüllanlage zu installieren. Die Feinverteilung an die Reformhäuser übernahm die Firma Pionier in Wädenswil, die später an die Morga AG in Ebnat-Kappel verkauft wurde. Eine eigene Verteilung aufzubauen oder die Reformhäuser mit Bahn oder Post zu beliefern, hätte die Ware zu sehr verteuert. Diese Zusammenarbeit hat sich über Jahrzehnte bewährt.

Es sollte nicht bei Weizen und Roggen bleiben. Bald kamen Gerste und Hafer dazu. Nur gab es dabei wieder unerwartete Hürden zu überwinden. Die Jahresumsätze mit den beiden letztgenannten Produkten beliefen sich nur auf wenige Tonnen. Wer konnte Kleinmengen in guter Qualität und zu vernünftigen Preisen schälen und reinigen? In der Hafermühle Lützelflüh wurden wir von Obermüller Christian Nussbaum ausgelacht: «Bis ich die Maschine richtig eingestellt habe, ist schon die ganze Partie in der Maschine verschwunden.» So fanden wir zunächst in der Steigmühle Töss in Winterthur einen Partner für das Schälen von Gerste und Hafer. Später, als die Mengen grösser wurden, waren wir in Lützelflüh dann doch willkommen, auch weil die Hafermühle eine eigene Biolinie lancierte und dadurch grössere Chargen verarbeiten konnte.

Das biona-Sortiment wurde in den folgenden Jahren laufend ausgebaut. Nicht alle Familien wollen oder können eine eigene Mühle anschaffen. Grahammehl war der nächste Schritt, Ruchmehl und schliesslich Weissmehl folgten, später auch Hirse, Buchweizen, Leinsamen und viel anderes mehr. Einigermassen überraschend stellten wir dann fest, dass nicht alle Reformhauskunden gleichermassen auch gesundheitsbewusst sind. Halbweiss- und Weissmehl verdrängten Körner und Grahammehl mengenmässig bald einmal in die hinteren Ränge. Aber die Aufgabe von uns Bauern ist ein umweltgerechter Anbau. Was die Köchinnen und Köche daraus machen, liegt in ihrer Verantwortung.

Die Zusammenarbeit mit dem biona-Verband und die nun vorhandene Abfüllanlage für Kleinpackungen bewogen uns 1982, auch eine eigene

1982 lancierte die Biofarm eine eigene Produktelinie unter ihrem Namen. Bis heute kam sie dabei mit zwei Logos und Erscheinungsbildern aus (links 1982–1992, rechts seit 1993).

Linie unter der Marke Biofarm zu lancieren. Dies war zweifellos auf lange Sicht ein richtiger und wichtiger Entscheid. So konnten wir uns ein eigenes Profil schaffen. Zuerst bei den Bioläden und Drogerien, die von biona nicht beliefert wurden, später, als im Jahr 2000 der biona-Verband aufgelöst wurde, auch bei dessen ehemaligen Mitgliedern, den Reformhäusern.

Uns kann nicht wurst sein, was in der Wurst drin ist

1986 begannen wir, ein altes Anliegen doch noch umzusetzen. Bereits 1974 hatten wir zusammen mit der KAG (Konsumentenarbeitsgruppe für artgerechte Tierhaltung) einen ersten Probelauf für die Vermarktung von Fleisch aus Biobetrieben unternommen. Es bestanden aber damals noch Differenzen über die Anforderungen an die Tierhaltung. Während die KAG ihr Hauptgewicht auf die Haltung legte – Stichwort täglicher freier Auslauf – war uns die Anbauweise des Futters und die Freiheit des Futters von Antibiotika und den diversen Hilfsstoffen bei der Verarbeitung wichtiger. Im Lauf der Jahre näherten sich die Vorstellungen an, so dass uns die Zeit jetzt reif schien. Unser Angebot bestand aus Mischpaketen von acht bis zehn Kilo, die proportional von allen Fleischsorten (Filet, Plätzli, Ragout, Hackfleisch usw.) so viel enthielten, wie von einem Schlachttier anfallen. Unser Metzger-Partner wurde Ernst Stettler in Langenthal. Etwas mehr als ein Jahr lang betrieben wir in Basel sogar eine

eigene Metzgereifiliale. Nachdem unser dortiger Vermieter die Miete verdoppelte, und nachdem gleichzeitig Coop ins Biogeschäft eingestiegen war, waren für uns die Voraussetzungen für den Erfolg nicht mehr gegeben. Im Jahr 2000 zog sich die Biofarm aus diesem Bereich wieder zurück.

Ein weites Netz von Partnerschaften

Wer das Sortiment der Biofarm heute studiert, fragt sich unweigerlich, wie eine so kleine Firma zu einem so breiten Angebot zum Teil ganz unterschiedlicher Produkte kommt. Die Antwort ist einfach: Die Biofarm ist im Lauf der Jahre verschiedenste Partnerschaften mit verarbeitenden Betrieben eingegangen. Angefangen hat es wie bereits erwähnt mit der Zusammenarbeit mit Mühlen zur Aufbereitung der verschiedenen Getreidearten. Verträge bestehen sodann mit Ölmühlen (Sabo in Agno), mit einer Essigfabrik (Oetterli in Solothurn), mit einem Hersteller von Senf (Leuenberger in Huttwil) und Mayonnaise, mit Trocknungsbetrieben für Obst und Gemüse, mit Mostereien (zuerst VLG Herzogenbuchsee, später Möhl in Arbon) usw. So kann die Biofarm eine breite Fachkompetenz nutzen, ohne im Verhältnis zum Umsatz grosse Investitionen in Anlagen oder Fachpersonal tätigen zu müssen.
Entsprechend der Firmenphilosophie, Brückenbauer zwischen Produzenten und Konsumenten zu sein, werden für einen grossen Teil der vermarkteten Produkte Anbau- und Lieferverträge mit etwa 500 Bauernbetrieben (meist Genossenschaftern) im Inland und einigen im Ausland abgeschlossen. So fasst die Biofarm ein dezentrales Angebot zusammen und ermöglicht ihren Lieferanten einen einheitlichen Marktauftritt. Der daraus resultierende Erfahrungsschatz mit der bäuerlichen Basis ist auch die Voraussetzung dafür, dass die Biofarm im Auftrag der Bio Suisse die Vermarktung der ganzen schweizerischen Biogetreide-Ernte koordiniert, also auch jener Mengen, die nicht dem eigenen Absatzkanal zugeführt werden.
Um ein attraktiver Partner für die Kunden, d.h. für Läden und Grossabnehmer zu sein, bestehen strategische Partnerschaften mit interessanten Anbietern im Ausland. So zum Beispiel mit dem Auslandschweizer Emilio Lutz in Brasilien, der sich auf seiner Fazenda auf Bio-

Bei der Entwicklung der Knospe als Erkennungszeichen für Bioprodukte war die Biofarm mitbeteiligt.

Vollrohrzucker spezialisiert hat, oder mit der Produzentengruppe Bona in Süditalien, die in der Biofarm einen geeigneten Vertriebskanal für ihre Olivenprodukte in der Schweiz gefunden hat.

Mitreden und mitgestalten

In den 1970er Jahren wurden im schweizerischen Biolandbau auch neben der Biofarm entscheidende Weichen für die spätere Entwicklung gestellt. 1974 nahm das Forschungsinstitut für biologischen Landbau FiBL seine Arbeit auf. Im gleichen Jahr wollte eine Subkommission der Eidgenössischen Ernährungskommission den Begriff «biologisch» im Zusammenhang mit Lebensmitteln verbieten! Doch, Sie haben richtig gelesen. Auslöser war ein Antrag von Pionier Hans Müller an die erwähnte Behörde, die Deklaration der Anbauweise in der Lebensmittelverordnung zu erlauben, um den Missbrauch des Begriffs zu verhindern. Die junge Biofarm schaltete sich in die Diskussion ein, entwickelte eigene Richtlinien und eine Definition des biologischen Landbaus. Danach setzte sie die Richtlinien für ihre Produzenten in Kraft und baute eine systematische Betriebskontrolle auf.
Beides diente als massgebende Grundlage, als sich 1976 die damaligen Organisationen des Biolandbaus unter der Federführung des FiBL an einen Tisch setzten und es ihnen gelang, gesamtschweizerische Richtlinien für alle Biobauern zu erarbeiten. Als Erkennungszeichen wurde damals die «Knospe» eingeführt, und als Dachverband 1981 die VSBLO (Vereinigung schweizerischer biologischer Landbauorganisationen) gegründet (heute Bio Suisse). Die Biofarm war eine der fünf Gründerorganisationen. Bis heute haben immer wieder Mitglieder und Mitarbeiter der Biofarm in den verschiedensten Fachkommissionen der Bio Suisse und in Projekten des FiBL mitgearbeitet und so den Biolandbau mitgeprägt.

Ein eigenes Dach über dem Kopf

Beim Start 1972 verfügte die Biofarm weder über Eigenkapital noch eigene Geschäftsräume. Das war auch noch nicht nötig. Ideen nehmen keinen Platz ein und kosten zunächst nichts. Zwei bis drei Ordner waren

Die Biofarm in Zahlen

	1987	1997	2007
Umsatz	2,723 Mio. Fr	8,505 Mio. Fr.	11 Mio. Fr.
Mitarbeitende	10 (6 Vollzeitstellen)	20 (16 Vollzeitstellen)	26 (19 Vollzeitstellen)
übernommene Produkte	1200 Tonnen	3020 Tonnen	4000 Tonnen
Genossenschafter	72	230	550
Lieferanten	50	250	500

das erste «Mobiliar» und hatten in meinem privaten Büro gut Platz. Platzbedarf entstand erst, als wir mit den Getreidemühlen auch in den Getreidehandel einstiegen. Zwar lagerte der Weizenvorrat in der Mühle Aeschlimann in Lotzwil, aber die verkaufsfertige Ware benötigte Lagerraum. Nach der Besichtigung zahlreicher Objekte bewarben wir uns 1977 für den Kauf des frei gewordenen alten Sekundarschulhauses in Kleindietwil. In der Turnhalle und im Velokeller würden wir alles bestens unterbringen können. Das ehemalige Lehrerzimmer konnte als Büro dienen und ein Schulzimmer als Verkaufsraum eingerichtet werden. Aus dem Kauf wurde aber zunächst nichts, weil sich fünf Kleindietwiler ebenfalls um das Gebäude bewarben und dort eine Militärunterkunft einrichten wollten. Schliesslich konnten wir uns einigen. Die fünf genannten Personen kauften das Schulhaus und wir zogen als Mieter ein.

Unser Tun wurde mit einiger Skepsis beobachtet. Die neuen Besitzer sprachen ganz offen davon, dass sie befürchteten, diese «grünen Alternativen» könnten wegen allfälliger Unordnung ausgerechnet neben dem Bahnhof eine für das Dorf unschöne Visitenkarte abgeben. Aber ihre Befürchtungen erwiesen sich bald als unbegründet. 1985 stiessen wir platzmässig wiederum an Grenzen. Wir prüften diverse neue Standorte und liessen Ausbaumöglichkeiten abklären. Es zeigte sich, dass genügend Kapazität auf dem bestehenden Areal zu schaffen wäre, so dass wir uns nun noch einmal für den Kauf des Hauses bewarben. Diesmal erfolgreich. In zwei Etappen 1987 und 1992 rissen wir die alte Turnhalle ab und erstellten das heutige Lagerhaus. Gleichzeitig nahmen wir auch im ehemaligen Schulgebäude Umbauten vor und richteten zweckmässige Büros ein. Bis 1987 war die Biofarm zu einem Unternehmen mit

Das alte Sekundarschulhaus in Kleindietwil war ab 1978 Sitz der Biofarm. Das Bild oben zeigt es vor, das Bild unten nach dem Umbau von 1992.

Eindrücke aus der Biofarm im Sommer 2008

zehn Angestellten und einem Umsatz von 2,7 Millionen Franken angewachsen. Die Umbauten schufen Raum für das weitere Wachstum (vgl. Tabelle S. 274).
1998 zog ich mich aus der Biofarm zurück und übergab die Geschäftsleitung meinem Nachfolger Markus Johann aus Madiswil. Das Präsidium übernahm Roman Abt aus Bünzen. Seit 2006 führt Hansjörg Schneebeli aus Obfelden ZH das Unternehmen als Vorsitzender der Geschäftsleitung und Präsident der Biofarm Genossenschaft.

Handel als Mittel zum Zweck

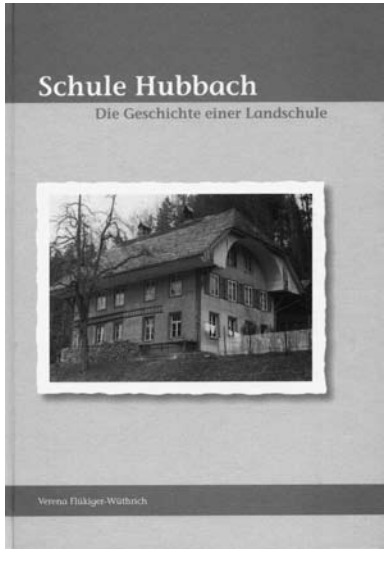
Über 800 Firmen haben mit der Bio Suisse einen Lizenzvertrag abgeschlossen, d.h. sie dürfen Produkte mit der Knospenmarke verarbeiten und verkaufen. Die Biofarm hat meines Erachtens unter diesen 800 insofern eine Sonderstellung, als sie bei der Gründung der Bio Suisse die Knospe als Schutzmarke erst ermöglicht hat. Unter den Gründerorganisationen war sie nämlich die einzige, die tatsächlich Produkte mit diesem Label in Verkehr bringen konnte und wollte. Dies war die Voraussetzung, dass die junge VSBLO, wie die Bio Suisse damals noch hiess, die Knospe überhaupt anmelden konnte. Unter den vielen Lizenznehmern ist die Biofarm auch heute noch eine der wenigen Firmen, die ausschliesslich Bioprodukte im Sortiment führen.
Für Aussenstehende ist die Biofarm ein Handelsbetrieb, der Reformhäuser, Bioläden, Drogerien und Grossisten mit Fertig- und Rohprodukten aus biologischem Anbau beliefert. Sowohl für die Gründer als auch für die heutigen Akteure war und ist die Handelstätigkeit jedoch nicht Selbstzweck. Sie ermöglicht das Engagement für die Weiterentwicklung der biologischen Wirtschaftsweise. Am Anfang lag der Schwerpunkt im methodischen Bereich. Verschiedene Fachgruppen kümmerten sich um Fragen der giftfreien Unkrautbekämpfung, des Obstbaus und der Viehzucht. Später stand die Ausformulierung von Richtlinien und die Einrichtung des Kontrollwesens im Mittelpunkt. In Kursen für Lieferanten und Kunden sollte das Bewusstsein für den Zusammenhang Boden-Lebensmittel-Gesundheit-Umwelt gestärkt werden. Die Vermarktung schliesslich steht im Zeichen der Schaffung einer Nachfrage, so dass immer mehr Bauernfamilien zur Umstellung auf Biolandbau ermutigt werden.

Die alte Getreideart Emmer ist ein Beispiel für neue Produkte und Anbaumethoden, die die Biofarm entwickelt hat. Hier begutachtet Anbaukoordinator Niklaus Steiner (l.) mit Landwirt Edi Hilbert in Möhlin den Stand einer Kultur.

In den letzten Jahren hat sich das Schwergewicht immer stärker hin zur Entwicklung neuer Produkte und damit neuer Anbaumöglichkeiten für die Schweizer Biobauern verschoben. Als Beispiele seien genannt: Beeren dienen als Rohstoff für Jogurt und dergleichen; mit Hirse, Emmer und Lein werden Kulturen neu lanciert, die in der Schweiz nicht oder seit Jahrzehnten nicht mehr angebaut wurden. Zusammen mit FiBL und Verarbeitungsbetrieben werden Produkte in Bio-Qualität entwickelt, z.B. einheimisches Bio-Sonnenblumenöl und Rapsöl, einheimische Bio-Kürbiskerne und vieles mehr.

Zusammenfassend gilt: Die Biofarm ist von ihren Gründern nicht für den Handel ins Leben gerufen worden, sondern um zu handeln für eine lebenswertere Umwelt. Diese Prioritätensetzung kommt auch im heutigen Leitbild noch zum Ausdruck. Solange das so bleibt, kann auch der Handel dazu beitragen, dass das Handeln nicht zu kurz kommt.

Neuerscheinungen

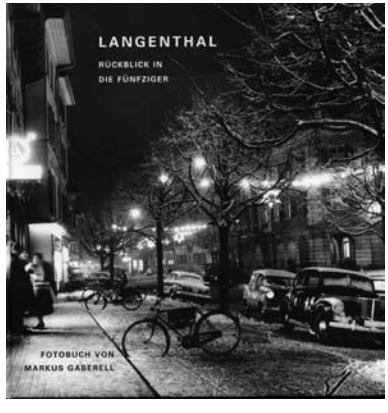


Verena Flükiger-Wüthrich: Schule Hubbach. Die Geschichte einer Landschule. Gemeindeschreiberei Dürrenroth, 2007, 192 Seiten.

Südlich von Dürrenroth befinden sich die Weiler Hueben, Horn, Wolferdingen, Brunnen oder Eggisberg. Von Eggen und aus Tälern grüssen verstreut grosse, behäbige Bauernhöfe, die über Jahrzehnte von kinderreichen Grossfamilien bewirtschaftet wurden. Eine reiche Gegend, mit sanften Hügeln und lebenspendenden Bächen. Anhaltspunkte für das Wirken erster Schulmeister in dieser Gegend gibt es schon vor dem Erlass der ersten Bernischen Schulordnung von 1675, allerdings mussten die Kinder dazu den weiten Weg ins Dorf Dürrenroth unter die Füsse nehmen. Deshalb taten sich 1829 Hausväter von Eggisberg, Horn und Brunnen zusammen und gründeten die Privatschule Eggisberg in einem Bauernstöckli. Sie wollten die Jugend in der Nähe gebildet wissen und waren bereit, dafür auch einiges an Eigenmitteln zu investieren. 1860 wurde die Privatschule Brunnen-Eggisberg mit dem Neubau des Hubbachschulhauses im Rothgrathboden zu einer offiziellen Berner Landschule. Bis 1992 bzw. 2005 wurden in der Folge die Kinder dieses Gebietes in einer Unter- und Oberschule unterrichtet.
42 Jahre, von 1957 bis 1999, unterrichtete Verena Flükiger-Wüthrich in diesem Schulhaus. Nach ihrer Pensionierung hat sie nun viel Herzblut investiert und in einem äusserst lesenswerten Buch die Geschichte dieser Landschule dargestellt. Schulgeschichte ist oft auch Dorfgeschichte und Mentalitätsgeschichte. Das weiss die ehemalige Lehrerin und stellt bei der Darstellung der Geschichte des Hubbachschulhauses immer wieder Bezüge zur Dorfgeschichte her. Das Buch macht neu bewusst, wie gross die Bedeutung kleiner Landschulen für ein Landgebiet war, vor allem auch wie es in ihnen Lehrkräften gelang, durch erzieherisches,

aber auch durch soziales und kulturelles Wirken die Menschen auf Höfen, Weilern und Dörfern zu prägen. So wurde etwa die Würdigung des 25-jährigen Wirkens des Lehrerehepaares Gygli mit einem Fest in der Kirche und im «Bären» begangen. Mit der Dorfmusik und den Gesangsvereinen.

Verena Flükiger hat mit ihrem auch typographisch äusserst schön gestalteten Buch einen wertvollen Beitrag für die Schul- und Mentalitätsgeschichte des ländlichen Raumes (Unteremmental/Oberaargau) beigesteuert. Ich empfehle ihn vor allem auch den Lehrkräften zur Lektüre, die heute ihre Arbeit in einem völlig veränderten Umfeld zu gestalten haben. Pestalozzis «Pädagogik der Nähe» konnte im kleinen Landschulhaus noch richtig entfaltet werden. Simon Kuert



Markus Gaberell: Langenthal. Rückblick in die Fünfziger. Fotobuch. Mit einem Vorwort von Samuel Herrmann. Verlag: herausgeber.ch, Bern 2007, 144 Seiten.

Markus Gaberell ist 1941 in Langenthal geboren und lebte während seiner Kinder- und Jugendzeit in der Farb, später an der Weststrasse. Nachdem er im Langenthaler Fotoatelier Lehmann die Fotografenlehre absolviert hatte, studierte er auf dem zweiten Bildungsweg Sekundarlehrer in Bern. Über 30 Jahre unterrichtete er darauf an der Sekundarschule in Aarwangen.

Die meisten der Fotos in dem hier anzuzeigenden Buch sind während seiner Lehrzeit als Fotograf in Langenthal entstanden. Die Fotos dokumentieren Langenthal um die Mitte des 20. Jahrhunderts. Gerade in einer Phase, in der sich Langenthal stark in Richtung Stadt veränderte, ist der Blick in Quartiere, die es heute so nicht mehr gibt, weil sie modernen Überbauungen weichen mussten, besonders eindrücklich. Da blicken wir etwa vom alten Leuenbrüggli auf die Langete, Richtung Farb, und sehen noch die alte Gemüsehandlung Wisler, die dem alten Löwen vorgelagert war, eingangs Marktgasse steht noch die Garage Schober, auf dem Hübeli noch der Landwirtschaftsbetrieb von Walter Wyss. Natürlich wird auch die alte Speisewirtschaft Tell dokumentiert, die der Coop-Überbauung weichen musste, und wer weiss noch, dass es im Wuhr die Papeterie Bigler gab?

Doch nicht nur an Gebäude, die nicht mehr stehen, wird im Band erinnert. Gaberell dokumentiert auch die Hochwasser in den fünfziger Jahren, zeigt Kinder beim Kinderfest, Kadetten auf den Kadettenwanderungen, Männer beim Kochkurs, den Schweizer Meister des LCL, Hans Hönger, beim Weitsprung, oder den heute noch aktiven Musikanten Peter Schärer beim Musizieren in der Arbeitermusik.
Ein Buch, das mit Bildern Geschichten erzählt. In einem Vorwort ordnet der Kulturpreisträger von 2007, Samuel Herrmann, die Bildergeschichten in die Stadtgeschichte ein. Markus Gaberell hat mit dem sorgfältig gebundenen Fotobuch ein Werk geschaffen, das vor allem der Generation, die in den fünfziger Jahren in Langenthal aufwuchs, das Dorf, wie sie es erlebten, nahe bringt und lieb macht. Simon Kuert

Liselotte Jost/Marcel Bieri: Das Jahrhundert-Wasser. Bilder und Berichte vom Unwetter im Juni 2007 in der Region Huttwil. Edition UE, Druckerei Schürch AG, Huttwil, 2008. ISBN 978-3-9523343-4-8, 144 Seiten

Ein Jahr, nachdem ein heftiges Gewitter und das anschliessende Hochwasser zwischen Eriswil/Wyssachen und Kleindietwil drei Todesopfer gefordert und Verwüstungen hinterlassen hatte, legte die Huttwiler Druckerei Schürch ein Gedenkbuch vor. Dieses lebt vor allem von den ausgezeichneten Bildern des Fotografen Marcel Bieri, der teilweise von Thomas Güdel unterstützt wurde. Bieri ist in der Nähe der Huttwiler Staldenbrücke aufgewachsen, wo zwei der drei Todesopfer zu beklagen waren. Er kannte diese persönlich. Zudem war er in der Unwetternacht in Huttwil zugegen und konnte als wohl einziger nicht nur ihre Folgen, sondern auch die Wassermassen selbst im Bild festhalten. Seine ersten Fotos gingen denn auch wenn nicht um die Welt, so mindestens durch die Schweiz. Leider fehlen zu den Bildern im durchgängig vierfarbigen Band Legenden. Ergänzt werden diese Fotos durch Porträts von Betroffenen. Ein Kapitel des Buches ist dem Gewitter vom 21. Juni gewidmet, das haarscharf an der Unglücksregion vorbeiging.
Wenig erhellend bleibt der Text dort, wo es um die Ursachen der Katastrophe geht. Diese Kapitel basieren weitgehend auf der «Regionalen lösungsorientierten Ereignisanalyse», die das Tiefbauamt des Kantons Bern von den Büros Geo7 und Flussbau in Bern ausarbeiten liess.

Diese ist, worauf der Titel hinweist, lösungsorientiert im Hinblick auf die nötigen Massnahmen im Wasserbau und damit unvollständig in der Beschreibung des Ereignisses. Zudem ist die Zusammenfassung nicht geglückt. Jürg Rettenmund

Jakob Käser: Meitlistreik u Chachugschiir – Gedicht u Gschichte us em Oberaargau. Herausgeber: Ortsverein Madiswil. Verlag Merkur Druck AG, Langenthal, 2007. ISBN 978-3-907012-98-7. 272 Seiten

Acht Bücher hat der Madiswiler Dorfschmied Jakob Käser (1884–1969) zwischen 1931 und 1965 veröffentlicht. Er hat sich damit den Ruf als der Oberaargauer Mundartautor gesichert, ja recht eigentlich gegen die Protagonisten der Mundartszene aus der Stadt Bern und dem Emmental erkämpft. Die Anerkennung gipfelte im Literaturpreis der Stadt Bern von 1954 und im Ehrenbürgerrecht seiner Heimatgemeinde von 1968. Mit Ausnahme des Erstlings «Oberaargauerlüt», der 1990 von Emmentaler Druck (heute: Licorne Verlag, Murten) neu herausgegeben wurde, sind Käsers Bücher heute nur noch antiquarisch greifbar. Nun hat der Ortsverein Madiswil zusammen mit dem Verlag Merkur in Langenthal diese Lücke geschlossen. Wie gross das Bedürfnis nach einer Werkauswahl Käsers ist, zeigt die Tatsache, dass innert kürzester Zeit bereits eine zweite Auflage gedruckt werden konnte.

«Meitlistreik u Chachugschiir» enthält Balladen, Geschichten, besinnliche und heitere Gedichte, insbesondere solche aus dem Lebens- und Jahreskreis. Als Beispiele mögen die beiden titelgebenden Geschichten stehen: «Der Meitlistreik» erzählt von den Töchtern aus einem Dorf, die am Spinnet in einer Nebenauswirtschaft nicht auf die Knaben des Männerchors warten wollen, die sie auf dem Heimweg begleiten. «Chachugschiir» porträtiert ein Original, das mit Heimberger Keramik hausiert. Simon Kuert hebt in seinem Vorwort die Gestaltung der Madiswiler Linksmähdersage in einer Ballade besonders hervor und zitiert Rudolf von Tavel, der die Geschichte von den Walzbrüdern lobt, weil es Käsers gekonnten Umgang mit verschiedenen Mundartformen aufzeigt. Neben Käsers Mundartdichtung werden auch Werke in Schriftsprache aus «Wenn der Hammer ruht» berücksichtigt. Einige Balladen und Geschichten stammen aus dem bisher unveröffentlichten Teil des Nach-

lasses. Überrascht wird man davon, unter dem Titel «Ds Bundeshuus» ein spezielles Haus aus Madiswil mit den Dorforiginalen kennenzulernen, die dort hausten.
Illustrationen von Carl Rechsteiner (1903–1976), vornehmlich aus Jakob Käsers Madiswil, ergänzen die Texte und lockern sie auf. Einleitend stellt Simon Kuert, Langenthal, den Dichter, sein Werk und seine Bedeutung in der bernischen Mundartliteratur vor, ergänzt durch ein Vorwort des vom Radio bekannten Mundartkenners Christian Schmid. Etwas kurz geraten ist die Liste der Worterklärungen hinten im Buch.
Mit «Meitlistreik u Chachugschiir» liegt das Werk des bedeutendsten Oberaargauer Mundartautors wieder in einer abgerundeten und schön gestalteten Auswahl vor.
Wenn dieses Jahrbuch erscheint, wird von Jakob Käser bereits ein zweites neues Buch vorliegen: «Dr Habermützer u Gschichte us em Chilespycher». Die Geschichte vom «Habermützer» erzählt ein Verdingkinderschicksal. Diese grössere Geschichte wird ergänzt durch Kurzgeschichten und Gedichte aus dem Werk «Dr Chilespycher». Käser porträtiert darin allerlei Dorforiginale. Simon Kuert gibt eine Einführung ins Verdingkinderwesen. Das Jahrbuch wird das Buch in der nächsten Ausgabe vorstellen. Jürg Rettenmund

«Eilet nach dem gemeinen Nutzen» (Huldrich Zwingli) – Beiträge zur Gemeindeentwicklung in Langenthal. Langenthaler Heimatblätter 2007, herausgegeben von der Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-heimatkundlicher Forschung über Stadt und Gemeinde Langenthal. 251 Seiten

Die neueste Ausgabe der «Langenthaler Heimatblätter» ist der Entwicklung der Gemeinde gewidmet. Sie besteht im Wesentlichen aus zwei Teilen: Der erste ist ein Aufsatz des 1966 verstorbenen Ortshistorikers Jakob Reinhard Meyer über den «Gemeindegedanken in der Geschichte Langenthals». Kundig und wortgewaltig stellt Meyer die Entwicklung einer bernischen Gemeinde mit den lokalhistorischen Besonderheiten von Langenthal dar.
Ausgangspunkt ist die in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts erstmals erwähnte Siedlung Langatun, die 1194 von den Herren von

Grünenberg für die Ausstattung des von ihnen mitbegründeten Zisterzienserklosters St. Urban verwendet wurde. Der Orden arrondierte seinen Besitz zu einer beinahe abgerundeten Grundherrschaft, in der die Bewohner eine lokale Gemeinschaft ausbilden konnten. Diese nutzte ab 1406 die Interessenskonflikte zwischen der Stadt Bern, die mit der Landgrafschaft Burgund die Herrschaft über Langenthal erworben hatte, und dem Kloster aus, das Twing- und Grundherr blieb.

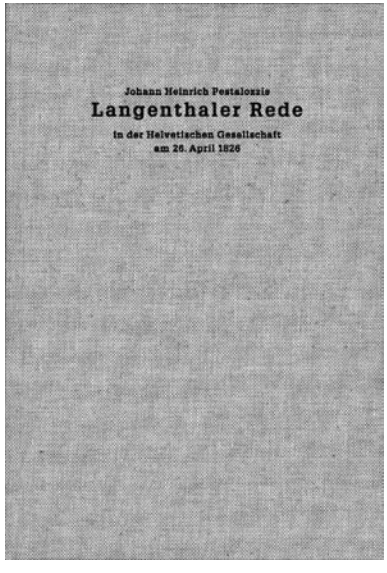
Ein erstes Gemeindebewusstsein entwickelten die sich mit der Zeit herausbildenden Erblehenbauern auf den Schupposen, den Höfen des Klosters. Mit dem Wachstum der Bevölkerung und der Ausdifferenzierung zwischen Vollbauern und Taunern beginnen sich diese von der «ganzen Gemeinde» in der «Härdgemeinde» abzusondern. Ende des 17. Jahrhunderts übernehmen diese die ihnen vom Staat auferlegten Aufgaben im Armenwesen. Im 19. Jahrhundert finden wir diese wieder vereinigt in der Dorfgemeinde, die sich dann – in Langenthal noch vor der kantonalen Regeneration von 1831 – in Burger- und Einwohnergemeinde aufspaltete.

Im zweiten Teil des Buches zeigt Simon Kuert auf, welchen Beitrag die Kirche an die Entwicklung der Gemeinde leistete. Er tut dies nicht wie Meyer in einer fortlaufenden Institutionengeschichte, sondern an vier Zeitschnitten, die in eine Schilderung der heutigen Situation münden. Er zeigt auf, wie sich die kirchliche Zugehörigkeit Langenthals bis zur Reformation auswirkte: Weil das entstehende Dorf teilweise zu St. Urban gehörte, teilweise jedoch zu Thunstetten, brauchte es für die schliesslich 1538 zugestandene Kirchhöre Langenthal eine gemeinsame Anstrengung der Bewohner. Im sogenannten «Langenthaler Bekenntnisstreit» nahmen sich diese Rechte gegenüber der Berner Landeskirche heraus, die diese den Gläubigen und den Gemeinden erst im Kirchengesetz von 1874 zugestand. In der Auseinandersetzung um Bekenntnisgemeinde oder soziale Kulturkirche im Zusammenhang mit der Anstellung und Entlassung des bibelstrengen Pfarrers Albert Lüscher zwischen 1930 und 1942 bildeten sich schliesslich die heutigen Gruppierungen innerhalb der Kirchgemeinde heraus.

Illustriert ist der erste Teil des Buches mit einer Serie von Zeichnungen eines unbekannten Künstlers aus der Wende vom 19. zum 20. Jahr-

hundert, die von der ehemaligen Papeterie Häusler herausgegeben worden war. Mit ihnen kontrastieren am Schluss des Bandes Fotos von einem Streifzug zu den vielen Baustellen im heutigen Langenthal.

Jürg Rettenmund



Johann Heinrich Pestalozzis «Langenthaler Rede» in der «Helvetischen Gesellschaft» am 26. April 1826. Neuauflage der Stadt Langenthal und der Ammann Schweiz AG, Merkur Druck AG, Langenthal 2008. ISBN 978-3-033-01576-0. 88 Seiten

Pestalozzis letzter grosser öffentlicher Auftritt fand 1826 in Langenthal statt. Seine Rede im Gasthof Bären ist eine scharfsinnige Analyse zur Lage der Nation am Beginn des 19. Jahrhunderts, sie ist aber ebenso eine weltgeschichtliche Betrachtung und damit Pestalozzis geistiges Testament. Er legt dar, wie die wirtschaftlichen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts, die die Schweiz zum entwickeltsten und reichsten Land Europas gemacht haben, auch ihre Schattenseiten aufweisen. Erfolg, Prosperität und Reichtum haben ihren Preis, den Pestalozzi in Langenthal beim Namen nennt: Er spricht von verwöhntem Verbrauchsgeist, vom Leichtsinn des Zeitgeists, von Konsumhaltung. Er zeigt, wie Verarmung und Landflucht sowie Proletariat Folgen der wirtschaftlichen Entwicklungen sind. Das wichtigste Mittel, diesen Problemen zu begegnen, ist für Pestalozzi die «Erziehung», gemeint als Grundhaltung der Gesellschaft. Ein erzogener Mensch ist dabei ein Mensch, der Werte hat und diese lebt. Bürgersinn, Freiheitssinn, vor allem aber Nächstenliebe sind die geforderten Tugenden. Die Rede ist ein Aufruf zu einer menschenfreundlichen Mässigung zu Gunsten aller, und so ist sie in vielen Teilen heute noch gültig und aktuell.

Die Grundgedanken der Rede Pestalozzis standen auch im Zentrum der Gedenkfeier in Langenthal, an der Bundespräsident Pascal Couchepin sprach und anschliessend eine Gedenktafel am «Bären» enthüllte. Johann Niklaus Schneider-Ammann war der Initiator für die Feier und die Publikation des Redetextes in Buchform. Im schönen gebundenen Büchlein finden sich auch Geleit- und Grussworte von Schneider, vom bernischen Erziehungsdirektor Bernhard Pulver und vom Langenthaler Stadtpräsidenten Thomas Rufener. Weiter beleuchten Thomas Multerer

und Simon Kuert sowohl Bedeutung wie auch Geschichte und Zusammenhang der Rede und das Leben von Pestalozzi.
Während den Vorbereitungen zur Feier tauchten neue Quellen mit Briefen von und an Pestalozzi auf. Diese werden im Beitrag «Pestalozzi und Langenthal» im «Jahrbuch des Oberaargaus» 2009 Thema sein.

Martin Fischer

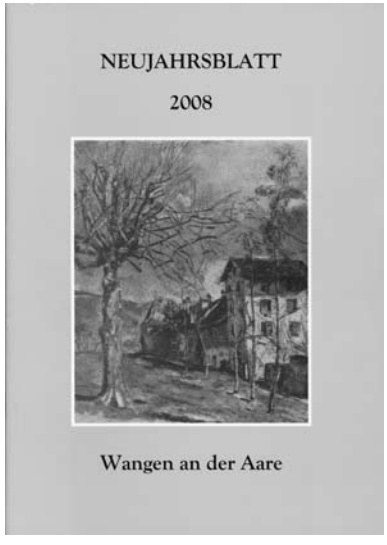
Oberbipp und seine Geschichte – Eine Gemeindechronik. Herausgegeben von der Einwohnergemeinde Oberbipp, 2007. Redaktion: Bernhard Känzig-Rastorfer. 416 Seiten

1971, aus Anlass seiner 1000-Jahr-Feier, hat Oberbipp eine Gemeindechronik herausgegeben. Diese ist nun von einem Autorenteam unter der Leitung von Bernhard Känzig-Rastorfer überarbeitet und ergänzt worden. In wesentlichen Teilen wurden die Beiträge von 1971 unverändert übernommen. Das gilt vor allem für die beiden ersten Abschnitte, «Das Dorf in der Landschaft» und «Das Dorf in der Geschichte». Der dritte Abschnitt, «Dorfleben gestern und heute» wird dagegen bis in die Gegenwart fortgeführt. Das Autorenteam von 2006/2007 profitierte dabei vom modernen und umfassenden Aufbau des Vorgängerwerkes, das sich nicht auf die «alte» Geschichte beschränkte.

Jürg Rettenmund

Neujahrsblatt 2008, Wangen an der Aare. Herausgeber: Museumsverein Wangen. 64 Seiten

Das Neujahrsblatt 2008 des Museumsvereins von Wangen an der Aare ist geprägt vom 750-Jahr-Jubiläum, welches das Aarestädtchen am zweiten Juni-Wochenende 2007 bei herrlichem Wetter und einem riesigen Besucheraufmarsch feiern konnte. Einen wichtigen Teil bildet ein Beitrag der Sekundarschule. Grundlage war das Material einer Projektwoche unter der Leitung von stark engagierten Lehrkräften. Die 8.- und 9.-Klässler trugen in verschiedenen Gruppen während eines ganzen Jahres Material zusammen und verarbeiteten es zu Kurzbeiträgen über verschiedene Themen. «Leichen im Keller», «Rotfarb», «Das weisse Gold



von Wangen», «Die Holzbrücke» und «Justiz zur Zeit der gnädigen Herren» waren einige der bearbeiteten Themen. Die Knaben der 8. Klasse bauten im Burgersaal die Wangener Holzbrücke nach.
Ein weiteres interessantes Thema bildet in der diesjährigen Ausgabe die Geschichte Wangens von der Gründung bis zum Übergang an Bern und die Einrichtung der Vogtei, verfasst von Markus Hählen. Zwei Porträts über die Künstlerpersönlichkeiten Helene Roth und Hans Obrecht, verfasst von Peter Burki, dem Vize-Präsidenten des Ortsmuseums, und der Rückblick über 50 Jahre Kellertheater von Anna Haas und Irene Hodel sind interessante und lesenswerte Beiträge im neuesten Wangener Neujahrsblatt.

Armin Leuenberger

Vorstand der Jahrbuch-Vereinigung

Fischer Martin, Herzogenbuchsee, Präsident
Gfeller Walter, Herzogenbuchsee
Ischi Markus, Langenthal
Jenzer Kathrin, Niederönz
Kuert Simon, Langenthal
Lerch Martin, Langenthal
Lüthi Erwin, Herzogenbuchsee, Geschäftsstelle
Rentsch Herbert, Herzogenbuchsee
Rettenmund Jürg, Huttwil, Präsident Redaktion
Röthlisberger Christine, Bützberg
Salvisberg Fredi, Derendingen, Kassier
Wirth Rudolf, Langenthal
Wüthrich Renate, Langenthal, Sekretariat